

Oeconomica. Venatio e Systemate & methodi A59.

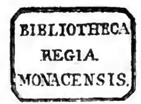
R

Handbuch der Jagdwissenschaft

ausgearbeitet
nach dem von Burgsdorfischen Plane
von
einer Gesellschaft
und herausgegeben
von
Johann Matthäus Bechstein.

Des ersten Theils
erster Band.

Nürnberg,
bey Monath und Kußler. 1801.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieß ist nun das Handbuch der Jagdwissenschaft nach dem vom Herrn Geheimenrath und Oberforstmeister von Burgsdorf zu Berlin entworfenen und im ersten Bande der Diana oder Gesellschaftsschrift zur Erweiterung und Berichtigung der Natur- Forst- und Jagdkunde S. 299 — 446 abgedruckten Plane. Es wurden dort alle Kenner von mir im Namen des Herrn Verfassers aufgefordert, mir ihre Bemerkungen, und die etwanigen Verbesserungen, die derselbe noch bedürfen möchte, in Briefen oder öffentlichen Blättern mitzutheilen; allein obgleich der Termin der Herausgabe dieses Werks selbst sich etliche Jahre verspätet hat, so sind mir doch keine Erinnerungen deshalb zu Gesichte gekommen, vielmehr ist jener Plan in den gelehrten Zeitungen für gut und zweckmäßig anerkannt worden. Hoffentlich werden die Leser auch nun mit der Ausarbeitung, die warlich nicht übereilt worden ist, zufrieden seyn, besonders da sie von Männern herrührt, die wie der Verfasser des Plans selbst, ein Reichsgraf von Mellin u. a. m. längst von dem Jagdpublikum für Sachkundige erklärt sind.

Ob ein solches Handbuch nöthig sey, wird man aus nachfolgendem chronologischen Verzeichniße der zur Jagdliteratur gehörigen Hauptschriften zur Gnüge ersehen. Es ist zwar andem, daß das Technische und Practische der Jägerkunst schon in den Schriften unsrer Jagdväter eines Tänzers, Flemmings und Döbels u. a. mehrentheils enthalten sind, und daß die theoretischen Hülfsmittel, wie sie unser Zeitalter verlangt, auch hier und da in den angeführten Schriften zerstreut liegen; allein sicher wird man doch noch kein Werk aufzeigen können, in welchem eine solche systematische Anweisung zur Jagdwissenschaft enthalten wäre, wie wir sie etwa zu der mit ihr verschwisterten Forstwissenschaft besitzen, und welche alles in sich faßt, was nur auf eine unmittelbare oder mittelbare Weise zu einem vollständigen Selbstunterricht in der Jagdkunde gehört, also dem eigentlichen Jäger sowohl als dem bloßen Liebhaber der Jagd alle jene Schriften entbehrlich macht.

Da dieß Werk das Gegenstück von des Herrn Geheimenrath und Oberforstmeister von Burgsdorfs Forsthandbuch nach Plan und Ausarbeitung ist und seyn soll, so werden nun hoffentlich die weniger begüterten Forstmänner und Jäger durch Anschaffung dieser beyden Schriften sich in alle dem, was zur theoretischen und praktischen Forst- und Jagdkunde ge-

 hört,

hört, hinlänglich unterrichten und jene Menge Bücher entbehren können, in welchen nur die einzelnen Zweige der Forst- und Jagdlehren und die dazu nöthigen Hülfswissenschaften vorgetragen werden. Es ist aber zu wünschen, daß es bald dahin komme, daß auch Forstmänner und Jäger — die Ausnahmen sind nur einzeln — nicht mehr, wie bisher ihre wenigen vom Lehrherrn gehörten oder selbst gemachten Erfahrungen für das Wesen aller Forst- und Jagdkenntnisse halten, sondern in denjenigen Schriften, die die Theorie und Praxis derselben vortragen, Belehrung suchen und sich Raths erholen mögen, damit die bisherige Einseitigkeit in Behaltung der Forsten und Jagden vermieden, und beyde so verwaltet werden, wie es unser Zeitalter nach dem Zwecke für Menschenglück sowohl als nach dem Grade der Ausbildung, die diese schönen Wissenschaften erhalten haben, verlangen, und man also sowohl die Hauptschriften über Forst- und Jagdkunde in ihren Büchersammlungen als auch die Anwendung der darin enthaltenen Lehren in Behandlung ihrer Wälder und Wildbahnen finden möge.

Bey jedem Abschnitte dieses Werks wird allezeit der Verfasser desselben genannt werden. Ich selbst habe den ersten Abschnitt des theoretischen Theils oder die Naturgeschichte für Jäger ausgearbeitet. Obgleich dem vorgeschriebenen Plane gemäß meine Naturgeschichte Deutschlands zum Grunde gelegt werden mußte, so wird man doch finden, daß hier vieles ganz anders aufgestellt ist, daß ich seit der Zeit viele neue Beobachtungen, viele neue Erfahrungen gesammlet habe, daß mancherley Berichtigungen und Verbesserungen nöthig geworden sind, und daß ich aus allen Schriften über diese Gegenstände dasjenige beygefügt habe, was zu einer vollständigen, unsern Zeiten angemessenen Naturgeschichte für Jäger, so wie es die praktische Anwendung dieses Handbuchs erheischt, nöthig ist.

Da von jedem der Herren Mitarbeiter gerade diejenigen Abschnitte gewählt worden sind, in welchem er sich die mehrsten Kenntnisse und Erfahrungen zu eigen gemacht hat, so kann das Jagdpublikum versichert seyn, daß es hier eine Schrift erhalten wird, welche alles das in dem erreichbarsten Grade erfüllt, was der Plan verspricht, d. i. ein wahres Handbuch der Jagdwissenschaft.

Waltershausen, den 28. Merz 1800.

J. M. Bechstein.

Jagd-

Jagd-Literatur.

1619 Johann Tänzers Jagdbuch. Kopenhagen. fol.
1699 Aufrichtige und wohlbewährte Jagd-Practica. Ohne Namen und Druckort.
1719 Hans Heinrich von Flemmings vollkommener deutscher Jäger. 2 Theile mit Kupfern. Leipzig fol. 2te Auflage 1724.
1733 Kurzer Begriff der edlen Jägerey. Nordhausen 8.
1734 Johann Tänzers Jagdgeheimnisse mit Kupfern. Leipzig fol.
1735 Friedrich Ulr. Stisser Entwurf eines Kollegii über das Forst- und Jagdwesen. Jena. 8.
1739 Mitelli angenehme Jagdlust die Vögel auf verschiedene Art zu fangen. Nürnberg. 4.
1741 Hermann Heinr. von Göchhausen Notabilia venatoria, oder Jagd- und Weidwerks-Anmerkungen. Weimar. 8. auch 1750.
1746 H. W. Döbels neu eröffnete Jäger-Practica. 4 Theile mit Kupfern. Leipzig fol. 3te Auflage 1783.
1750 Johann Elias Riedingers Abbildung der Jagdbaren Thiere. Augsburg fol.
1753 Carl von Heppe, der sich selbst rathende Jäger. Augsburg 8.
1754 Fr. Ulr. Stisser Forst- und Jagdhistorie der Deutschen. Verbessert von D. Heinrich Gottlieb Franken. Leipzig 8.
1755 Carl Schröters vollständige Jagdkunst mit Kupfern. Frankfurt 8.
1756 Joh. Jak. Büchtings kurzgefaßter Entwurf der Jägerey. Halle 8. 2te Aufl. 1768.
1759 Johann August Großkopfs neues und wohl eingerichtetes Forst- Jagd- und Weidwerks-Lexicon. Langensalza. kl. 8.
1762 Neue lustige und vollständige Jagdkunst, sowohl von den Vögeln als andern Thieren. Leipzig 8.
1763 Chr. Wilh. von Heppe wohlredender Jäger 2c. Regensburg gr. 8.
— Ebendesselben Unterricht vom Leithunde. München 8.
1764 Prager Forst- und Jagdlexicon. fol.
— Weyland Abhandlungen von Jagd- und Forstsachen.
— Fr. von Göchhausen Jagd- und Weidwerks-Anmerkungen. Weimar 8.
1768 Gründliche Anweisung alle Arten Vögel zu fangen, einzustellen und abzurichten 2c. Nürnberg 8. Neue umgearbeitete Auflage von J. M. Bechstein. 1796.
1772 Onomatologia, oder vollständiges Forst- Fisch- und Jagd-Lexicon. 4 Th. Frankfurt und Leipzig 8.
1773 Linne' Natur-System I. II. Nürnberg 8.
1774 Germain Philoparchie kluger Forst- und Jagdbeamter mit Kupfern. Nürnberg 4.
1775 M. Ch. Käpler das allernothwendigste bey den nothwendigen Jägergeschäften. Meinungen 8.
1779 Joh. Gotth. Pietsch Versuch eines Entwurfs der Grundsätze des Forst- und Jagdrechts. Leipzig 8.
— Franz Anton von Stubenrauch Recht und Billigkeit in Forst- und Jagd-Sachen, zwischen dem Landesherrn und seinen Unterthanen. München gr. 8.
— (Graf von Mellins) Versuch einer Anweisung zur Anlegung, Verbesserung und Nutzung der Wildbahnen sowohl im Freyen als in Thiergärten. Mit 118 Kupfern. Berlin und Stettin gr. 8.
1780 Nothwendige Kenntnisse und Erläuterung des Forst- und Jagdwesens in Baiern 2 Theile. München 8.
— *Le Verrier de la Conterie* normännischer Jäger. Münster 8.
1780 Naturgeschichte des Fasans 2c. Frankfurt 8.
1781 C. W. J. Gatterer Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, nebst den vornehmsten Arten dieselben zu fangen, und die Schädlichen zu vermindern. 2 Theile gr. 8.

— D. Joh. George Krünitz ökonomische Encyclopädie. Th. 23. Art. Hirsch. Berlin. gr. 8.
1783 Joh. Chr. Heppe, die Jagdlust, oder die hohe und niedere Jagd nach allen ihren Verschiedenheiten in 4 Theilen mit Kupfern. Nürnberg 1783 — 1784. 8.
— D. Joh George Krünitz ökonomische Encyclopädie. Th. 28. Art. Jagd ꝛc. Berlin 8.
1789 Joh. Andreas Naumann, der Vogelsteller, oder die Kunst allerley Arten von Vögeln, sowohl ohne als auch auf Vogelheerden bequem und im Wege zu fangen. Leipzig 8.
1789 Joh. Matth. Bechstein, gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen. Erster Band.
Die Säugethiere mit Kupfern. Leipzig 8,
Die Raubvögel, Waldvögel und Wasservögel. Leipzig 1791.
Die Sumpf- und Hausvögel. Leipzig 1793.
Die Singvögel. Leipzig 1795.
1790 G. A. Kleinschrod's Abhandlung von dem Wilddiebstahle, dessen Geschichte, Strafe und Gerichtsstande. Erlangen 8.
1791 C. S—r Gründlich zweckmäßige Anweisung zur Erziehung eines jungen Hühnerhundes, mit der Anweisung solchen parforce zu dressiren ꝛc. Braunschweig 8.
— Zufällige Gedanken über dem Begriff vom Jagd-Regal, wohl eingerichteter Wildfuhr und Wildschaden. Frankfurt 4.
— Joh. Matth. Bechstein, Musterung aller bisher als schädlich geachteten Thiere ꝛc. Mit Kupfern. Gotha 8.
— *Codex augusteus* systematicus venatorioforestalis. Jagd- und Forstrecht, nach Chursächsischen Gesetzen, in systematischer Ordnung entworfen. Leipzig 8.
1792 Versuch über Gewehrfabriken, die Schießkunst und das Jagdwesen, aus dem Englischen mit Anmerkungen von G. F. L. Timäus. Leipzig 8.
1793 Anleitung zur Erziehung und Bearbeitung eines Schweißhundes, Saufinders und Dachshundes. Braunschweig 8.
— F. C. Jester über die kleine Jagd zum Gebrauch angehender Jagdliebhaber. III Th. Königsberg 8. 1794 — 1795.
1794 F. G. Leonhardi's Forst- und Jagdkalender für das Jahr 1794 — 1800 mit Kupfern. Leipzig 12.
— L. C. E. F. von Wildungen Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1794 bis 1800. Mit Kupfern. Marburg 12.
— Magazin, allgemeines und auf meine Erfahrungssätze gebautes, für Jäger und Jagdfreunde, oder gründliche Anweisung in den edlen Jagdwissenschaften und Künsten und allen auf die Jagd sich beziehenden Gegenständen ꝛc. Grätz 8
— Diana, eine angenehme und nützliche Unterhaltungsschrift für Jäger und Liebhaber der Jagd. Leipzig 8.
— Von den höchst schlimmen Folgen des übertriebenen Jagdwesens in Deutschland, und den hierüber angenommenen Grundsätzen der Reichsgerichte. Ulm gr. 8.
— vollständiges Jäger-Cabinet. Brünn 8.
1796 Handbuch für praktische Forst- und Jagdkunde in alphabetischer Ordnung ausgearbeitet von einer Gesellschaft von Forstmänner und Jäger. Erster Theil. A — F. Zweyter Theil G — R. Dritter Theil S — Z. Leipzig gr. 8.
1797 J. M. Georg's vollständiges Handbuch der Jagdwissenschaft für Jäger und Jagdfreunde. Herausgegeben vom Prof. Leonhardi. Leipzig.
— F. G. Leonhardi's Magazin für Forst- und Jagdkunde. Leipzig Heft I — V. 4.

Alle übrigen Schriften findet man verzeichnet in D. Ch. W. Gatterers allgem. Repertorium der forstwissenschaftlichen Litteratur. Zweyter Band. S. 117 — 152. Ulm 1796.

Ein-

Einleitung in die Jagdwissenschaft.

Die Jagd, oder das Bestreben, schädliche und nützliche, wilde Säugethiere und Vögel aufzusuchen und sich zuzueignen, scheint instinktmäßig in dem Menschen gegründet zu seyn, und ist eine uralte Beschäftigung. Ihr Ursprung geht weit über die erste Einrichtung bürgerlicher Gesellschaften hinaus, wovon die biblische Geschichte und die Beschreibung der wildesten und rohesten Völker Beweise geben.

Das Bedürfniß zwang den Menschen Mittel zu ersinnen, die Thiere in der Wildniß aufzusuchen, zu fangen und zu erlegen, und diese Mittel nach und nach zu vervollkommnen. Es gelang ihm sogar die Thiere selbst gegen einander zur Jagd zu gebrauchen; so benutzte er dazu die natürlichen Eigenschaften und den Instinkt des Hundes, seinen feinen Geruch, seine Gelehrigkeit, Beherztheit und Schnelligkeit; so wie den Trieb des Frettchens den Kaninchen nachzustellen, und die Geschwindigkeit des Pferdes dem Wilde nachzueilen. Auch aus den natürlichen Eigenschaften mancher Vögel schloß er auf ihren Gebrauch zu der Jagd oder bey derselben; so benutzte er den Falken zur Baize, den Uhu zum Heranlocken, und noch mancherley andere Arten der Vögel zum Herbeyrufen ihres Gleichen.

Es läßt sich denken, wie mühsam vor der Entdeckung und Bekanntwerdung der Jagdzeuge und der Schießgewehre das Geschäft des Jägers war.

Weit leichter und sicherer ist die Jagd, seitdem man die Naturgeschichte der wilden Thiere kennt, und nach Anleitung derselben und der daraus bekannten Lebensart der Thiere Jagdzeuge und Fänge für jede Art derselben und besonders den Gebrauch des Schießgewehres mit Pulver und Bley erfunden und vervollkommnet hat, wodurch sehr mannigfaltige Arten zu jagen entstanden sind.

Eben dadurch wurde nach und nach die Beschäftigung, das Wild zu jagen, als vormalige Hauptbenutzung der Wälder, zur Kunst, die von den Großen der Erde geschätzt ward, da Kaiser, Könige und Fürsten, nach dem damaligen Geschmack, die Jagdlust über alles liebten. Diesen ihren Herren zu Gefallen, bemüheten sich die zunftmäßigen Jäger, alles zu erfinden und möglich zu machen, was von einem Jäger erwartet werden kann, und so ist diese Kunst zu ihrer jezzigen Vollkommenheit gestiegen. Da die großen Herren sich in dem Besitz der Wälder, mithin auch in die ausschließende Nutzung der Jagden gesetzt hatten, so wurden tüchtige Jäger dazu angestellt. Als der Werth und die Nothwendigkeit der Hölzer nach und nach eingesehen wurde, so mußten diese Jäger, welche wegen ihres Berufes die Wildbahn zu erhalten, zu schützen und zu benutzen, immer an der Hand waren, zugleich die Forste schützen und benutzen ohne jedoch mit den Grün-

den

den bekannt zu seyn, nach denen die Benutzung, die Unterhaltung und der Wiederanbau der Hölzer gehörig gehandhabt werden sollen. Noch immer blieb die Jagd ihre Hauptsache, und nur späterhin, bey sicherer Ahndung des Holzmangels, welcher durch verkehrte und unwissende Behandlung der Wälder bevorstand, — legten die Jäger sich ämsiger auf die eigentliche Forstkunde.

Mangel an Unterricht, und daher falsche Theorie hielten die Forstbedienten noch sehr lange zurück. Jedoch schlief über den eigentlichen Försterbeschäftigungen der Betrieb der Jagd, und das Bestreben diese Kunst gehörig und ordnungsmäßig zu erlernen, gar sehr ein.

Auf solche Art, entstanden nun sehr schlechte Subjekte sowohl für Forste als Jagden.

So unstreitig auch die eigentliche Forstkunde, die in den neuesten Zeiten zur wahren Wissenschaft erhoben worden, höchst nöthig und wichtig ist; so gewiß wird von einem Forstmann mit Recht auch die eigentliche Jägerkunst gefordert, da ihm sowohl die pflegliche Benutzung des Regals der Wildbahnen, als auch die nöthige Verminderung der schädlichen und der Raub-Thiere obliegen muß.

Die Besorgung der Jagd wird mit Recht vom Forstmanne verlangt, der die Jägerkunst in Verbindung mit der Forstkunde erlernt hat, und welcher durch die letztere, für seine alten Tage auf Versorgung rechnen kann; anstatt der bloße Jäger, solches nur so lange ist, als seine körperlichen Kräfte reichen, und oft im Alter betteln muß.

Es ist daher schlechterdings, und wegen der unvermeidlichen Collisionen zwischen bloßen Förstern und bloßen Jägern nothwendig, beyde Fächer zu verbinden. Für den Unterricht und für die Belehrung in der eigentlichen Forstwissenschaft ist in neueren Zeiten vollkommen gesorgt, und dieses Werk hat denn nun gleiche Absicht in Ansehung der eigentlichen Jägerkunst — welche noch nirgends gehörig und zweckmäßig gelehret wird, woher es denn kömmt, daß solche gänzlich in Verfall gerathen ist, so nöthig und nützlich sie auch als ein Theil der Forstwissenschaft gehalten wird.

Nach unserm Plane, welcher die Naturgeschichte der jagdbaren und jagenden Thiere, alle gute Jagdzeuche und Fänge, so wie das Gewehr und die Jagdgeräthschaften, sammt deren Anwendung in gehöriger Ordnung umfasset, zerfällt das Ganze dieser Lehre in zwey Theile, nämlich:

1) in die Theorie, und
2) in die Praktik.

Der erste Theil, welcher die Theorie begreift, und die nöthige Naturgeschichte sowohl als die Technologie für Jäger enthält, bestimmt zuvörderst im

I. Abschnitt die Lehre von den Thieren überhaupt, und giebt sodann die genaue Anzeige der deutschen Säugethiere und der Vögel; welche beyderley in —

a) wilde eßbare;
b) wilde nicht eßbare, und in solche
c) die mittelbar zur Jagd im Gebrauche sind, eingetheilet werden.

Die

Die besondere Naturgeschichte einer jeden Art folgt in dieser Stufen-Ordnung dergestalt, daß in ihr enthalten seyn muß:

1) Name, Literatur, Nachweisung der Abbildung.
2) Die Classification des Thieres, wohin es
   a) nach der Linneischen Ordnung,
   b) nach den landüblichen Gesetzen, ob zur hohen, mittleren, oder niedern Jagd; oder aber zum freyen Thierfang gehöre.
3) Kennzeichen der Art.
4) Gestalt und Sitten, Unterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechtes.
5) Verbreitung und Aufenthalt.
6) Nahrung.
7) Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.
8) Krankheit.
9) Feinde.
10) Jägerbeobachtungen.
11) Die verschiedenen Arten, es zu fangen, oder zu erlegen.
12) Der Nutzen und Schaden des Thieres, und endlich
13) Die Jäger- oder Weidmannssprache oder die gebräuchlichen Kunstausdrücke und Wörter.

II. Abschnitt. Technologie für Jäger, zerfällt in folgende 5 Abtheilungen.
1. Abtheilung von den verschiedenen Jagdzeugen nach einzelnen Stücken, von deren Verfertiguug, und Kosten-Anschlägen.
2. Abtheilung. Die Technologie der Vogelgarne.
3. Abtheilung. Desgleichen von den verschiedenen Fängen.
4. Abtheilung. Vom Gewehr und vom Schießen, endlich
5. Abtheilung. Von den Jagdgeräthschaften.

Der zweyte Theil der Lehre wendet jene Theorie der Naturgeschichte und der Technologie praktisch an. Er zerfällt in zehn Abschnitte, und umfasset,

I. Das Aufbrechen, Auswerfen, Ausziehen, Zerwürken und Streifen des Wildprets.
II. Die Wildstände im Freyen und in Thiergärten; da, wenn die Jagd gehörig genuzzet werden soll, auf die Erhaltung der nützlichen, so wie auf die Verminderung der schädlichen Thiere gedacht werden muß.
III. Die Abrichtung und den Gebrauch der Hunde zu verschiedenen Jagden, und wie diese Jagden ausgeübt werden müssen.
IV. Die Abrichtung und der Gebrauch der Pferde zu verschiedenen Jagden.
V. Die Auferziehung, Abrichtung und den Gebrauch der Falken zur Baize.
VI. Die Anordnung und Ausführung der Treiben.
VII. Die Stellung der verschiedenen Jagdzeuche und die Einrichtung des Jagens.
VIII. Die Stellung und den Gebrauch der Vogelgarne.

IX. Die Stellung und den Gebrauch der sehr verschiedenen Fänge, und endlich
X. Den Gebrauch der Feuergewehre zur Jagd.

Dem Jäger ist die Naturgeschichte derjenigen Thiere, mit denen er zu thun hat, äußerst nöthig; weil deren Aufsuchung, Fang, und Erlegung, so wie Zähmung und Abrichtung, sammt der pfleglichen Behandlung der Jagden auf eßbare oder nützliche, und die Verminderung oder Ausrottung der schädlichen Thiere, sich auf Kenntnisse gründen, die in der Naturgeschichte vorgetragen werden, deren Theorie uns nicht anders als willkommen seyn kann; weil wir ohne sie alles selbst erst beobachten und erfinden, und bey der Aufsuchung, dem Fangen und Erlegen der Thiere, erst selbst unzählige fehlschlagende Versuche anstellen müßten, wie unsere alten Vorfahren zu thun genöthigt gewesen sind.

Eben so wichtig ist dem Jäger derjenige Theil der Technologie oder Lehre der Handthierungen, welcher sich mit der Theorie der Verfertigung der zum Jagen erforderlichen Zeuche, Fänge, Gewehre und Jagdgeräthschaften beschäftigt, die einzelnen Stücke davon erkläret, und in eine systematische Uebersicht bringet.

Die Lehre des Gebrauchs und der gehörigen Anordnung aller dieser Stücke zur Jagd muß sich auf die Naturgeschichte der Thiere, und auf die Technologie gründen, und in der geschickten Anwendung derselben zu so mancherley Behuf anweisen.

Diese Lehre ist hier mit Auswahl und aus Erfahrung entworfen, und sie enthält bloß das Nützliche und Ausführbare, wohingegen eine Menge Methoden übergangen werden, die weniger oder gar nicht brauchbar sind; daher sie also die Jagdwissenschaften auf die möglichste Art vereinfacht.

Demohngeachtet bleibt der Inbegriff der gesammten Jagdwissenschaft ein sehr weitläufiges Feld, besonders wenn es, wie es seyn soll, nicht nur bey der Lectüre, oder bloß bey dem mündlichen Vortrage derselben bleibt; sondern wenn der lernbegierige Jäger die Gelegenheit aufsucht, wo möglich die hier vorgezeichneten Methoden und Arten der Jagd zu üben, und eine anschauende Erkenntniß von Allem zu bekommen. Gemeiniglich fällt aber dieses zu schwer und zu weitläuftig, und es werden daher fast immer nur eine und ein Paar Arten von Jagden nach den Umständen und der Gelegenheit gewählet, auf welche ein Jäger sich besonders leget.

Denn so sind eigentlich ganz verschieden:

1) Hirschgerechte Jäger, welche sich besonders mit der Leithunds-Arbeit, mit dem Bürschen, dem Schweißhund und Saufinder, auch mit der Sauhatze, so wie mit den hohen, lichten und dunkeln auch Blendezeuchen, mit Einrichtung großer Jagden, und mit dem Fangen des großen, zur Hohen- und Mitteljagd gehörigen Haar- und Federwildprettes beschäftigen.

2) Feldjäger oder Federschützen, die besonders mit der Dressur und Arbeit des Hühnerhundes, des Jagd- und des Dachshundes, mit der niedern Jagd und mit dem Vogelfang sich abgeben müssen.

3) Par-

3) Parforce-Jäger, welche die Parforce-Jagd entweder als Piqueurs einzig und allein üben, oder dabey auch wohl die Leithundsarbeit verstehen und treiben.

4) Falkenirer, welche, nächst der Arbeit des Hühnerhundes, Falken abzutragen und mit solchen zu baizen verstehen.

5) Windhetzer, die sich mit der Hetzjagd auf Rehe, Füchse Hasen und Caninchen bebeschäftigen.

6) Fasanenjäger, so die Zucht, Wartung und Benutzung der zahmen und wilden Fasanen verstehen, den Hühnerhund dressiren und auf Fasanen arbeiten, die Fänge der Raubthiere und Raubvögel in und bey den Fasanerien einrichten und besorgen, auch gute Flintenschützen sind, und endlich der Fasanen auf mancherley Art habhaft werden können.

Alle diese verschiedenen Klassen von Jägern, müssen jedoch allgemeine Kenntnisse der Jagdkunst besitzen, bevor sie sich dem einen oder dem andern Zweige widmen, um sich nach den eintretenden Umständen mit einem jeden insbesondere befassen zu können, und eine Uebersicht vom ganzen Metier zu haben.

Nicht nur diese Uebersicht, sondern auch recht gründliche Kenntnisse von allen Theilen der Jagden, geziemen insbesondere denjenigen, welche sich dereinst zur Direction der Forsten und Jagden würdig machen wollen; denn es bleibt eine ewige Wahrheit, daß diejenigen, welche befehlen und andere zurecht weisen, auch anordnen wollen, alles selbst verstehen müssen.

Da nun aber die Ausübung aller Arten der Jagd, Fähigkeiten voraussetzet, so wird es hier am schicklichsten seyn, davon zu handeln, um diese bey denen gehörig prüfen zu können, welche sich dem Forstwesen, und mit diesem der Jägerey widmen wollen; denn es bringet den größten Nachtheil, wenn Subjecte zugelassen werden, die weder in körperlicher noch in moralischer Hinsicht tauglich sind.

1) Körperlich betrachtet, muß ein Jäger:

a) Ein gutes, scharfes, in die ferne tragendes Gesicht haben, um von weiten, sowohl im hellen als in der Dämmerung, das Wild entdecken, erkennen, bestimmen, gut schießen, und durch das Augenmaaß die Nähe und Entfernung der Gegenstände bestimmen zu können. Auch in der Nähe muß er gut sehen, um die Fährten zu unterscheiden, gut zu lesen und zu schreiben, zu stricken, zu knüpfen, Netze auszubüsen, und noch hunderterley kleine subtile Handarbeiten zu verrichten.

b) Ein sehr gutes Gehör muß der Jäger haben, damit er in großer Entfernung nicht allein den Laut der Thiere und Menschen vernehme, sondern auch unterscheide, den Ruf der Hörner von weiten her verstehe, und befolge, die in der Ferne etwa fallenden Schüsse höre, und sich zum Schutz der Wildbahnen dahin begeben könne.

c) Der Geruch muß deutlich und scharf seyn. Dieser thut ihm gute Dienste bey dem Brunftbürschen, und bey der Saujagd; so wie er beym Aufbrechen und Auswerfen des erlegten Wildpretes davon Gebrauch zu machen, und die Dauer desselben darnach zu bestimmen hat.

B 2 d) Das

d) Das Gefühl muß fein und richtig seyn, damit er bey der Jagd ein guter Reiter werden, den Wind, woher er komme, bestimmen, und beym Stellen der Zeuche und Fänge die Kraft abmessen könne, welche in jedem Falle erforderlich ist.

e) Der Jäger muß vollkommen gute, und alle seine Vorderzähne haben. Zahnlücken hindern ihn am Blasen aller Arten von Hörnern und mancher Rufe.

f) Ein gerader und untersetzter Wuchs seines ganzen Körperbaues, und ein guter Athem sind ihm schlechterdings nöthig, um bey völliger körperlicher Gesundheit und Stärke, die oft unsäglichen Anstrengungen und Beschwerlichkeiten, beym vielen Gehen, Laufen, Bergsteigen, Tragen, Hunde arbeiten und Reiten — gehörig anhaltend überstehen zu können. Der Krüppel, der Kränkliche, der Schwächling, oder der entnervte, abzehrende, stumpfe Mensch, schickt sich eben so wenig zum Jäger, als der dikke und faule.

Man erkennet hieraus überhaupt, daß weder Kinder noch Greise, sondern gesetzte gesunde Leute zu Jägern tüchtig sind.

2) Moralisch betrachtet muß ein Jäger:

a) Verständig seyn. Dieses bringt Gelehrigkeit, Gedächtniß, Nachdenken, Geschicklichkeit, und das Bestreben nach guten Sitten mit sich, welches alles die gute Bildung befördert.

b) Unverdrossen. Ein verdrossener, fauler, oder weichlicher Jäger wird es gewiß nicht weit bringen; denn in allen Fächern dieser Kunst kömmt es auf Munterkeit und Ausdauern an; deßwegen auch bey den körperlichen Umständen, die physischen Fähigkeiten hierzu vorausgesetzet worden sind.

c) Mäßig. Die Mäßigkeit erhält die körperlichen Kräfte, die Gesundheit so wie den Verstand. Der Trunkenbold ist überhaupt der menschlichen Gesellschaft zur Last; der Fresser zu nichts als zum Verdauen und Schlafen tauglich. Der üppige, ausgelassene Wollüstling untergräbt seine körperlichen Kräfte, und schwächt seinen Verstand.

d) Herzhaft. Die Furchtsamkeit oder Feigherzigkeit hindert den Jäger an der gehörigen Ausübung seiner Pflichten und seiner Beschäftigungen. Bey Tag und bey Nacht allein in den düstersten Wildnissen darf ihn keine Furcht anwandeln. Das Fangen und Schießen wilder Thiere, das Jagdreiten, und die Betreffung der Holz- und Wilddiebe, setzen Entschlossenheit und Muth voraus.

e) Getreu. Die Begriffe von Rechtschaffenheit und von den gewöhnlichen Folgen des Gegentheils müssen deutlich in der Seele eines Jägers liegen, um dessen Treue ohnfehlbar zu bewirken und zu gründen; welche eine Haupteigenschaft desselben seyn soll. Sowohl beym Holze als bey der Wildbahn, ist ihm so vieles anvertraut, welches er mit Treue schützen, nutzen und pflegen soll.

Gemeiniglich werden die Jäger durch Vereidung an ihre Pflichten gebunden. Aber was ist der Eid einem Menschen, der von dessen Verbindlichkeit und Wichtigkeit nicht überzeugt

zeugt ist, weder die Schande achtet, die dem Eidbrüchigen in diesem Leben erwartet, noch an die Strafen glaubt, die jenseits über ihn bestimmt sind. Er muß daher um seiner selbst willen, getreu und also auch

f) Gottesfürchtig seyn. Diese Tugend wird sein Herz bewahren und seine Handlungen zum Besten leiten, ihm Trost im Leiden und Stärkung in Gefahren seyn. Sie wird ihn billig und gerecht gegen seinen Nebenmenschen machen, und ihm nicht verstatten, jemanden etwas zu thun, das man sich nicht selbst wünscht.

g) Verschwiegen. Diese Tugend ist eines Theils mit der Treue, die man seinem Herrn schuldig ist, verbunden. Andern Theils schützt sie vor der Vereitelung mancher Absichten, und vor Verdruß und Zank, die den Plauderhaften so oft treffen.

h) Nicht neidisch, sondern geduldig; aus Liebe zum Nächsten nicht eifersüchtig auf Vorzüge, die ein anderer genießet. Der Neid untergräbt die eigene Ruhe und die Freundschaft, er führet zum Unmuth und zur Verdrossenheit, die einen Jäger an der Ausübung seiner Pflichten hindern.

i) Aufmerksam auf den Willen seines Herrn aus Pflicht, und aus Lust auf alles das, wodurch man seine Kenntnisse erweitern kann.

k) Der Jäger muß auch Liebe und Fürsorge für Hunde, und für seine Geräthschaften, so wie für seinen eigenen Leib haben, an welchem er sich der Reinlichkeit und der möglichsten Ordnung zu befleißigen hat.

l) Er muß gut lesen, schreiben und rechnen können, ehe er sich der Jägerey widmet. Denn alsdann warten seiner zu viel Beschäfftigungen, als daß er die eigentlichen Schulwissenschaften, die einem jeden kultivirten Menschen schlechterdings erforderlich sind, erlernen könnte; auch fehlt es dann mehrentheils an der dazu erforderlichen Gelegenheit und Zeit.

Nur derjenige junge Mensch, welcher mit obigen körperlichen und moralischen Gaben versehen ist, verspricht ein guter Jäger zu werden. Andere, als solche, sollte man billig davon zurückhalten, und eine andere Lebensart ergreifen lassen, zu der sie besser taugen.

Ganz verkehrt wird auch gewöhnlich mit den Lehrlingen verfahren, wodurch der Entzweck, sie zu tüchtigen Jägern zu bilden — verfehlt wird.

Ohne auf obige, dazu nöthige Fähigkeiten Rücksicht zu nehmen, werden manche junge Wildlinge zu Lehrherrn gebracht, die entweder selbst nichts wissen, oder keine Gelegenheit haben, ihre Zöglinge etwas zu lehren; oder die in zu bedrängten Umständen sind, um dasjenige bereit zu halten, was dazu erfordert wird. Bey Lehrherren, die entweder aus Anhang, Geiz, Verbindlichkeit oder aus Bedürfniß wohlfeiler Dienstboten aufnehmen und lossprechen, was ihnen vorkommt, ohne ihre Pflichten an den jungen Leuten zu erfüllen, geschiehet es denn so äußerst oft, daß die Lehrjahre schändlich und unachtsam verstreichen, da alles der bloßen gewöhnlichen Routine überlassen wird, und Taugenichtse aus der Lehre entlassen werden, die den Namen des Jägers führen, höchstens aber ein wenig schießen, pfänden und

aufwarten können; mithin auch nur in die Livree eines Herrn, der keine Jagd hat, oder im Kriege tod oder lahm geschossen zu werden tauglich sind!

Billig sollte überall mehr auf die Lehre gehalten, und solchen Lehrherrn das Halten der Lehrlinge untersagt werden, weil sie nichts als schlechte Subjecte für Forsten und Jagden zu liefern im Stande oder Willens sind.

Eine gute zweckmäßige Erziehung und Bildung junger Leute zu Jägern findet nur

1) in öffentlichen Forst- und Jagd-Unterrichts-Anstalten, oder
2) bey solchen Lehrherrn statt, die
   a) selbst vollkommen gut unterrichtet sind;
   b) welche die Gabe des ordnungsmäßigen, gründlichen Unterrichtes haben;
c) auf deren Revieren hinlängliche Gelegenheit zum Versinnlichen des Vortrages der Forst- und Jagdwissenschaft vorhanden ist;
d) die mit Geräthschaften zu fast allen Arten von Forst- und Jagdbeschäftigungen versehen sind.

Nichts destoweniger wird die Lehre gar sehr von der Ordnung und von der Eintheilung der Lehrzeit abhängen müssen, um tüchtige Subjecte zu bilden. Man siehet leicht ein, daß da Einrichtungen und Mühwaltungen dazu gehören, es zweckmäßiger und nützlicher sey, mehrere Lehrlinge zugleich an einem Orte zu halten, und zu unterweisen; hingegen daß das Halten einzelner Lehrlinge bey einzelnen Lehrherren gänzlich abzuschaffen sey, weil daraus schlechterdings nichts Gutes werden kann.

So wird man fast in jeder Provinz ein Revier ausmitteln können, welches nach seiner Beschaffenheit und Lage zum Unterrichtsorte schicklich ist, und dazu noch vorzüglicher gemacht werden könnte. Insbesondere, wenn man diesem Revier einen Mann als Forstbedienten vorsetzet, der die daselbst Lernenden aller Art gehörig, sowohl theoretisch als praktisch unterweisen kann. Durch die Menge der zu gleicher Zeit daselbst befindlichen Lehrlinge, wird ein solcher Mann sich in den Stand gesetzt sehen, dasjenige anzuschaffen und zu unterhalten, was zur Versinnlichung für junge Jäger, nach Anleitung dieses Werks erforderlich ist.

Nach dem gemeinen Schlendrian sind bisher drey Lehrjahre erforderlich gewesen, und dennoch wird selten in dieser Zeit etwas tüchtiges erlernt. Will man denn nicht einsehen, daß durch nützlichere Verwendung dieser Zeit weit mehr geleistet werden könnte, und daß der junge Jäger denn doch so weit gebracht werden müsse, daß er sich selbst überlassen, eine gründliche Erfahrung bauen könne, welche ihn erst zum tüchtigen Jäger bilden muß. Wozu also das unabhängige Herumlaufen in drey vollen Jahren, ohne Anleitung, ohne Unterweisung; wozu denn die Nebengeschäfte eines Lehrburschen in der Oekonomie seines Lehrherrn? Man antwortet hierauf: das letzteres der kleine Ersatz der Unterhaltungskosten sey.

Schlimm genug bleibt es immer, wenn Bettler zu Jägern aufgenommen werden, mit deren Moralität es in der Folge gewiß fast immer schlecht bestellt seyn wird. Schlimm genug also die unentgeldliche Aufnahme der Lehrjungen.

Die-

Diese wird nur in einen solchen militärischen Staate nöthig bleiben, wo die armen, unbemittelten Unterförster-Söhne einem Feldjäger-Regiment obligat sind, wo solche also, ohne Auswahl genommen und ohne Unterstützung der Ihrigen in der Lehre gehalten werden müssen. In allen andern Fällen, und in allen andern Ländern sollte man sich billig hüten, Lehrlinge anzunehmen, die nicht einmal das Lehrgeld bezahlen können.

Sollen dergleichen arme Subjecte dem Staate dereinst nützlich werden, wenn sie zur Versorgung wieder mit Unterförsterstellen versehen sind; so kömmt es darauf an: daß sie auch wenigstens in der Lehre dasjenige gelernt haben, was ihnen in ihrem künftigen Berufe erforderlich ist. Dieß ist nun keinesweges die eigentliche vollständige Jägerey; sondern Schutz und Wartung der Forstreviere; so wie sie im Militärdienste als Feldjäger, bloß nur gute Büchsenschützen seyn sollen. Man sieht hieraus, daß für diese Classe von Jägern dieser Vortrag nicht bestimmt seyn könne, bey welchen von der vollständigen und ordnungsmäßigen Lehre der hohen- mittel- und niedern Jagdwissenschaften die Rede ist.

Diese Wissenschaften gebühren und zieren den Vorgesetzten über das Forst- und Jagdwesen, und sie sind den über Forstreviere und Wildbahnen als Verwalter gesetzten Personen unumgänglich nöthig; so wie diese — gut unterrichtete Jäger brauchen.

Von ihrer Erziehung ist schon im zweyten Theile des Preußischen Forsthandbuches für Unterrichts-Anstalten gehandelt, und es werden ihnen hierdurch die Mittel in die Hände gegeben, auch die gesammten eigentlichen Jagdwissenschaften, mit der Forstwissenschaft verbunden, zu erlernen.

Soll, wie es seyn muß, die Jagdwissenschaft in Verbindung mit der Forstwissenschaft getrieben werden, so gehöret dazu allerdings eine zweckmäßige Eintheilung der Zeit, während der drey Lehrjahre; weil die eigentlichen Försterwissenschaften an sich viel Zeit brauchen. Es folget also hier der ganze dreyjährige Lectionsplan zum vollständigen Unterrichte einer jeden Klasse von Lehrlingen, wenn und wie er nach diesem Entwurf ertheilet werden muß. Man siehet daraus, daß durch die Jagdlectionen, dem Forst-Unterrichte täglich höchstens drey Stunden entzogen werden, und also dieser Unterricht in solcher Verbindung sehr zweckmäßig bleibe.

Da nun die Jägerkunst seit undenklichen Zeiten zünftig ist, und so viele anjetzt sich einschleichen, die nichts gelernt haben, auch so gar öfters geschickten Jägern vorgezogen werden, und die besten Stellen erhalten, weil man ihre Talente und Kenntnisse gewöhnlich nicht beurtheilen kann, so ist es in der That nöthig und billig, die eingeschläferten alten zunftmäßigen Gebräuche aufrecht zu erhalten. Diese bestehen besonders:

1) Im regelmäßigen Sprechen der Jägersprache *), wodurch der theoretisch-praktisch wohlunterrichtete Jäger sich vor dem Layen auszeichnet. Die beym ersten Anblick lächerlich und

*) Die Jagdkunde hat sie mit eben dem Recht wie jede andere Wissenschaft und Kunst, und sie wird daher mit Unrecht von manchen für überflüßig und lächerlich gehalten. Sie ist so gar edel, z. B. Schürze, Wiedloch ꝛc.

und läppisch scheinende Bestrafung falscher Ausdrücke, hat daher ihren billigen Grund, und sie muß zur Aufrechthaltung der Zunft beybehalten werden. Eben deßwegen ist auch nöthig, während der Lehrzeit gehörig technisch sprechen zu lernen, worauf also der Lehrer seine Aufmerksamkeit bey dem Vortrage der Jagdwissenschaften zu richten, und die sonst im gemeinen Leben ungewöhnlichen Ausdrücke zu erklären hat.

2) Im Lossprechen und Wehrhaft machen nach dem Ende des dritten Lehrjahres. Das Tragen des Bügelhirschfängers ist ein uraltes Vorrecht ausgelernter, hirschgerechter Jäger; dieses muß nicht von Lehrlingen gemißbraucht werden. Im ersten Jahre gehöret ihm weiter nichts, als das Hirschfängerkoppel, mit Fangleine und mit einem Messer in der Scheide.

Im zweyten Jahre, dieses und das Hornfessel.

Im dritten Jahre kann er anstatt des Messers ein Couteau de Chasse ohne Bügel tragen.

Nach Ablauf des dritten Lehrjahrs wird er öffentlich und feyerlich geprüfet, und erhält aus der Hand des Lehrherrn erst seinen Bügelhirschfänger nebst seinem Lehrbriefe. In diesem, welcher ihn zur Beurkundung seiner Kenntnisse, und zur Beglaubigung seiner Fähigkeiten vor jedermann dienen soll, müssen ausdrücklich und gewissenhaft

a) die Lehrzeit;

b) die Aufführung während selbiger;

c) die Theile der Forst- und Jagdwissenschaft, die er erlernt hat, benennet seyn.

Weder Geburt noch Stand, darf in allen diesen Gebräuchen Ausnahmen veranlassen, weil sie das ihrige im hohen Grade zur Bemühung nach Vollkommenheit beytragen.

3) Bey wirklich ausgelernten Jägern, ist von Alters her das Kreuzgehäng (Hornfessel und der Hirschfänger im Bandelier über den Rock, über die Schultern) bey Feyerlichkeiten zu tragen, ein Vorrecht des Adels. Unrecht ist es daher, wenn dieses von andern gemißbrauchet, oder wohl gar das Kreuzgehänge zur Jäger-Livree gegeben wird. In den Königl. Preuß. Staaten ist daher auch der Fiskal angewiesen, darüber zu wachen, und denjenigen zur Erlegung der geordneten Strafe in Anspruch zu nehmen, der sich hat beygehen lassen, das Kreugehäng über den Rock zu tragen, ohne durch seine Geburt dazu berechtigt zu seyn. Dieses muß überall gehalten werden, wo nicht die Gleichheit der Stände eingeführet ist, oder dadurch mit — eingeführet werden soll.

Des Handbuchs der Jagdwissenschaft

erster Theil.

Die theorethische Jagdkunde.

Des ersten oder theoretischen Theils

Erster Abschnitt.

Naturgeschichte für Jäger.

Erste Abtheilung.

Von der Naturgeschichte überhaupt.

Erstes Kapitel.

Begriff von der Naturgeschichte.

Wenn wir das Wort Natur in der allgemeinen Bedeutung nehmen; so begreift es alle erschaffnen Dinge, einfache und zusammengesetzte, Elemente, Geister, Welt und alle Weltkörper in sich.

In dieser Bedeutung wollen wir aber das Wort Natur hier nicht gedacht wissen, sondern vielmehr in der eingeschränkten, nach welcher es nur alle diejenigen Körper unseres Erdballs in sich begreift, die wir auf oder unter der Oberfläche desselben finden und wahrnehmen können.

Unter Naturalien (natürlichen Körpern) denkt man sich alle diejenigen Körper, die die Natur selbst aus einfachen Bestandtheilen zusammengesetzt, und die der Mensch ihren Wesen und ihrer Gestalt nach zu seinem Gebrauche noch nicht geändert oder umgemodelt hat. Daher nennt man auch diejenigen Körper, die durch menschliche Einwirkung schon eine künstliche Veränderung erlitten haben, nicht mehr Naturalien, sondern Artefacten oder künstliche Körper.

Jedoch werden diejenigen Körper, welche, um ihre natürliche Eigenschaften und Schönheiten besser beobachten zu können, einige künstliche Bearbeitung erfordern, z. B. ein geschliffener Marmorstein, oder eine von ihrer äußern rindenartigen Bedeckung befreyte Muschel, auch diejenigen, welche der bloße von der Natur bewirkte Zufall ummodelt, so wie auch solche, welche die Thiere Instinktmäßig verfertigen, oder umbilden z. B. ein

Vogelnest noch zu den Naturalien gerechnet, und müssen so und nicht Artefacten genannt werden.

Der Aether, die Luft, das Feuer und Wasser aber darf man keinesweges unter die Naturalien zählen, sondern sie verdienen um deswillen eine besondere Betrachtung, weil diese Dinge theils zu den einfachen Bestandtheilen gezählt werden, theils wieder Naturalien in sich fassen.

Als gewisse einfache Bestandtheile der natürlichen Körper gab man sonst Oele, Salze, Wasser, Erde und ein brennbares Wesen an. Allein jetzt weiß man nach den Grundsätzen der neuern Chemie, daß die Nahrungsstoffe der Thiere und Pflanzen Kohlenstoff (Caron), Sauerstoff, (Oxygen), Stickstoff (Azot) und Wasserstoff (Hydrogen) sind, deren aller vollkommen organisirte Thiere und Pflanzen zu ihrer wahren Vollkommenheit bedürfen. Wie aber die Verkörperung derselben vor sich gehe, wie sich jede Körperart nach dem ihr eingeprägten Wachsthumsschema nach welchem der Hund kein Wolf und die Stieleiche keine Traubeneiche wird, aneigne, dieß ist ein Geheimniß der Natur, das wir vielleicht niemals zu ergründen im Stande seyn werden.

Diese Naturalien sind nun der Gegenstand der Naturgeschichte, welche uns dieselben in einer gewissen und bestimmten Ordnung nach ihren Eigenschaften, und Unterscheidungszeichen Nutzen und Schaden, Entstehung, Dauer, und Vernichtung kennen lehrt.

Zweytes Kapitel.

Von dem Unterschiede zwischen den organisirten und unorganisirten Körpern und der hieraus sich ergebenden Eintheilung der Naturalien in drey Reiche.

Alle Naturalien haben in Rücksicht ihrer Entstehung, Zusammensetzung und Wachsthum zwey Hauptverschiedenheiten. 1) Werden manche von andern gleicher Art erzeugt, und diese Entstehungsart bleibt immer dieselbe.

Eben diese Körper befördern 2) ihr Wachsthum durch Nahrungsmittel von innen; und haben daher eine besondere Structur und unzählige Organe, wodurch die zu sich genommenen Substanzen theils zu Nahrungsmitteln in den Körper bereitet, theils als überflüßig wieder von demselben getrennt uud abgesondert werden.

Körper, welche diese Eigenschaften haben, nennt man organisirte und sie machen die erste Hauptverschiedenheit aus.

Alle übrigen Naturalien, die jene Eigenschaften nicht besitzen, nennt man unorganisirte Körper und sie machen die zweyte Hauptverschiedenheit aus. Ihre Entstehung und ihr Wachsthum oder vielmehr ihre allmählige Vergrößerung geschieht nicht durch Erzeugung und innere Kraft, sondern durch Anhäufung von außen. Man nennt sie daher todte, so wie man die organisirten lebende Körper nennt.

Un-

Unter den organisirten Körpern selbst finden jedoch wieder mehrere wesentliche Hauptverschiedenheiten in Ansehung der Art und Weise, wie sie sich nähren, und in Rücksicht ihrer Bewegung statt. Denn einigen sind bloß einfache flüßige Theile, die sie durch viele röhrenförmige Oeffnungen einsaugen, zu ihrer Nahrung hinreichend; andere hingegen nehmen außer diesen noch feste Substanzen als Nahrungsmittel und zwar durch den Mund zu sich. Und so wenig der Nahrungsstoff der ersteren innerhalb des Körpers, vorher, ehe er nährt, eine Veränderung zu leiden scheint, so viele Veränderungen sind die Nahrungsmittel der letzteren unterworfen, ehe sie dem Körper die nährenden Säfte mittheilen. So haben auch die letzteren die Fähigkeit einer willkührlichen Bewegung, da sich hingegen die ersteren nur mechanisch, d. i. durch eine äußere Kraft bewegen können.

Aus dieser Verschiedenheit der Naturalien läßt sich nun die Eintheilung derselben in drey Reiche, nehmlich ins Thierreich, Gewächsreich und Mineralreich sehr natürlich herleiten.

I. Das Thierreich. Regnum animale.

Dieses begreift alle belebte und einer willkührlichen Bewegung fähige Körper in sich. Die Wissenschaft, durch welche wir dieselbe kennen lernen heißt Zoologie (Zoologia).

II. Das Gewächsreich. Regnum vegetabile.

Dieses umfaßt zwar ebenfalls organisirte Wesen, die aber keine willkührliche, sondern bloß mechanische Bewegung besitzen. Die Wissenschaft derselben heißt Botanik (Botanica).

III. Das Mineralreich. Regnum minerale.

Dieses umgreift alle unorganisirte und unbelebte Körper in sich, die bloß durch Anhäufung entstehen und wachsen.

Die Wissenschaft derselben heißt Mineralogie (Mineralogia.)

Drittes Kapitel.

Von den verschiedenen Veränderungen der organisirten Körper und ihren Bestimmungen im Allgemeinen.

Alle organisirten Körper sind zwey Hauptnaturgesetzen unterworfen, nehmlich der Entstehung und Vollendung.

Dieß haben alle ohne Ausnahme mit einander gemein, es mag nun die Lebensperiode derselben Jahrtausend- oder Stundenlang dauern.

Alle die regelmäßige periodische Veränderung, die wir an den organisirten Körpern wahrnehmen, nennt man das Leben derselben. Sie sind Ernährung, Erhaltung und Wachsthum, und sodann die Fortpflanzungsfähigkeit.

Daher sind auch die organisirten Körper beständigen Veränderungen ausgesetzt, von denen wir viele wahrnehmen können, unzählige aber auch nicht.

Die gewisse Folge aller dieser bemerkbaren und unbemerkbaren Veränderungen aber sind allmählige Abnutzung, und sodann die gänzliche Zerstörung.

Viertes Kapitel.

Von der Ernährung, Erhaltung, dem Wachsthume und der Reproductionskraft der organisirten Körper.

Durch die **Ernährung** überhaupt ersetzen die organisirten Körper dasjenige wieder, was ihnen von ihren eignen Theilen abgeht; sie geschieht aber auf verschiedene Art. Den Gewächsen fließt ihre Nahrung hauptsächlich durch die Wurzeln zu; die Thiere hingegen erhalten selbige durch die Nahrungsmittel, die sie durch den Mund zu sich nehmen, und derer nahrhafte Theile aus dem Magen durch unzählige Gefäßchen den verschiedenen Theilen des Körpers zugeführt werden.

Durch die Ernährung wird daher auch das **Wachsthum** der organisirten Körper bewirkt, indem sie dadurch eine größere Menge neuer Theile empfangen als sie verlieren.

Jedoch dauert das Wachsthum bey den meisten Körpern nur bis zu einem gewissen Zeitpunkt, wo sie sodann ausgewachsen haben; bey einigen scheint es jedoch ihr ganzes Leben hindurch zu währen, wie z. B. bey Eichen, Linden u. s. w.

Während des Wachsens gehen nun in den organisirten Körpern wiederum mancherley Veränderungen vor, wodurch sie sich nach und nach zur gehörigen Vollkommenheit entwickeln; und diese Entwickelung nennt man Verwandlung der organisirten Körper. Wenn der Körper vor der vollkommenen Entwicklung aller seiner Theile von der Gestalt, welche er in seinem vollkommenen Zustande zeigt, beträchtlich abweicht, so nennt man ihn in diesem Zustande der Unvollkommenheit **Larve**; nach der vollständigen Entwicklung aber einen **vollkommenen Körper**. Frösche, Wassersalamander und die meisten Insecten sind dieser Verwandlung unterworfen. Manche z. B. Käfer und Schmetterlinge treten auch noch aus dem Larvenstande, ehe sie zur Vollkommenheit gelangen, in einen Mittelzustand, und in diesem Zustande nennt man sie **Puppe**.

Eine der merkwürdigsten Wirkungen der Ernährung ist die **Reproductionskraft**, vermöge welcher verstümmelte oder gar verlohren gegangene Theile des organisirten Körpers sich von selbst wieder ergänzen.

Die Reproductionskraft theilt man in die gewöhnliche und in die außerordentliche, von welcher letzteren eigentlich hier gehandelt wird. Denn die erstere wirkt zu ihrer gewissen Zeit und nach einer bestimmten Ordnung, und gehört hierher das Hären der Säugethieren, das Mausern der Vögel, das Abwerfen der Geweihe u. s. w. Die außerordentliche hingegen ist an keine gewisse Zeit und Ordnung gebunden, sondern äußert nur bey zufälligen Schäden und Verstümmelungen der organisirten Körper ihre Wirkung, heilt das ver-

letzte Glied, und ersetzt sogar ganz verlohren gegangene wieder. In jedem organisirten Körper ist ein gewisser Grad dieser außerordentlichen Reproductionskraft vorhanden, jedoch nicht bey allen in gleicher Kraft und Wirkung. Bey den vollkommensten und sehr künstlich organisirten Körpern, deren Lebensprinzip nur in gewissen Theilen des Körpers concentrirt liegt, so wie z. B. bey dem Menschen äußert sie sich um desto weniger und zwar nur bey Ergänzung der Knochen, Knorpel, Nägel u. d. gl. Bey weniger künstlichern und einfach zusammengesetzten Körpern aber, deren Lebensprinzip gleichsam im ganzen Körper vertheilt ist, findet man sie in weit höherm Grade, und ihre Wirkung ist bisweilen von außerordentlicher Kraft. Dieses kann man an den Krebsen, denen die abgerissenen Scheeren, und an den Landschnecken, denen sogar die verlohren gegangene Köpfe wieder wachsen, am deutlichsten wahrnehmen. Diese Kraft ist es auch, die bey Thieren und Gewächsen jede Wunde und Verletzung wieder heilt und unschädlich macht, wenn sie nicht schlechterdings tödlich und zerstöhrend ist.

Fünftes Kapitel.

Von der Fortpflanzung der organisirten Körper.

Eine merkwürdige Wirkung der Ernährung ist auch ferner das Fortpflanzungsvermögen, das aber erst alsdann eintritt, wenn der organisirte Körper zu seiner vollkommenen Reife gelangt ist. Diejenigen ernährende Theile, die der Körper zur Erhaltung und Wachsthum nicht braucht, bekommen durch eine bewunderungswürdige Verwandelung die Fähigkeit, unter gewissen Umständen ein eben so ausgebildeter organisirter Körper zu werden, als der ist, von dem sie vorher nur einen geringen Theil ausmachten. Die Art und Weise der Fortpflanzung ist aber sehr verschieden. Sie geschieht:

1) ohne Begattnng zweyer Geschlechter, bloß durch Theilung, Keime, Knospen oder Sprossen, welche ein solcher Körper hervortreibt.

2) Durch Begattung zweyer Geschlechter. Diese sind:

a) in einem Körper verbunden. Solche Körperarten, die männliche und weibliche Geschlechtstheile zugleich haben, heißen Zwitter. Hier können sich a) beyde Geschlechter ohne Mitwirkung eines andern befruchten, wie z. B. bey den Zwitterblumen b) oder die Zwitter befruchten sich wechselsweise, der eine den andern, wie z. B. Regenwürmer und Landschnecken.

b) Die Geschlechter sind abgesondert und das männliche bewirkt durch einen befruchtenden Stoff die Erzeugung bey dem weiblichen. Dieses ist die Fortpflanzungsart der Thiere, und der Gewächse mit getrennten Geschlechtern der Blüten.

Ob aber gleich die Fortpflanzungsfähigkeit eine Wirkung der Nahrung ist und auch jeder organisirte Körper, wenn er wachsen und zunehmen soll, Nahrung zu sich nehmen muß: so folgt doch daraus noch nicht, daß sie sich auch alle fortpflanzen. Denn da die Fortpflanzungsfähigkeit nur erst alsdann, wann der organisirte Körper seine gehörige Reife erlangt

langt hat, eintritt; so können sich auch diejenigen, die diese Lebensperiode nicht erreichen, nicht fortpflanzen. So giebt es auch Thiere, die, wenn sie auch das äußerste Ziel ihres Lebens erreichen, dennoch nie das Geschäffte der Fortpflanzung verrichten z. B. ungeflügelte Ameisen und die Arbeitsbienen. Endlich werden auch diejenigen, die die Periode erreicht haben, zuletzt ganz unfähig das Fortpflanzungsgeschäffte zu verrichten.

Sechstes Kapitel.

Von dem Todte der organisirten Körper.

Alle organisirten Körper bestehen aus festen und flüßigen Theilen. Die festen Theile sind Fasern, Häute und Gefäße, worin sich die flüssigen Theile nach bestimmten Naturgesetzen bewegen. So lange nun diese Cirkulation der flüssigen Theile in dem organisirten Körper dauert, so lange dauert auch dessen Leben. Hört aber erst diese Bewegung auf, so stockt alsdann die ganze Maschine, die Lebenskraft verliert sich und der Todt erfolgt.

Der kleinste Theil der organisirten Körper erreicht aber das von der Natur bestimmte Lebensziel; die meisten sterben entweder einen gewaltsamen oder durch andere Zufälle bewirkten frühzeitigen Todt. Nach dem Todte löst nun die Fäulniß den organisirten Körper vollends auf und vereinigt ihn wieder mit der Erde.

Zweyte Abtheilung.

Nähere Betrachtung der Thiere.

Erstes Kapitel.

Angabe der Hauptunterscheidungsmerkmale der Thiere von den Gewächsen.

Alles, was bisher von den organisirten Körpern gesagt worden ist, haben Gewächse und Thiere mit einander gemein. Darin aber unterscheiden sich, außer der schon oben angeführten Verschiedenheit der Art und Weise ihrer Ernährung, die Thiere von den Gewächsen, daß sich erstere willkührlich bewegen und Empfindung haben, die letztern aber nicht.

Willkührliche Bewegung und Empfindung sind also die wesentlichen Hauptmerkmale, wodurch sich die Thiere von den Gewächsen unterscheiden

Die Ernährung beruht vorzüglich auf dem besondern Bau des Gebisses, die willkührliche Bewegung hängt von dem Bau der Gliedmaßen ab, und die Empfindung bewirken die hierzu besonders eingerichtete Sinneswerkzeuge.

Zweytes Kapitel.

Von der Ernährung der Thiere.

So groß die Verschiedenheit der Thiere in Ansehung ihres Baues und ihrer Bildung ist, so sehr stimmen sie doch alle darin überein, daß sie die Nahrungsmittel durch den **Mund** zu sich nehmen.

Dieses und die Mannichfaltigkeit ihrer Nahrungsmittel unterscheiden sie ebenfalls von den Gewächsen, indem die letztern bloß ganz einfache flüßige Theile aus dem Mineralreiche zu sich zu nehmen scheinen, die Thiere hingegen ihre Nahrung aus dem Thier- und Pflanzenreiche sich zueignen.

Die Empfindung des Hungers und des Durstes zwingen die Thiere Nahrungsmittel zu suchen und zu genießen, wodurch ihre Erhaltuug und Bestimmung bewirkt wird. Jedoch kann diese oder jene Thierart länger als die andere ohne Nahrung leben, welches vorzüglich bey kaltblütigen Thieren z. B. bey Amphibien und Insekten der Fall ist.

Die Nahrungsmittel, welche die Thiere zu sich nehmen, müssen aber, wie schon oben angeführt worden ist, mancherley Veränderungen leiden, ehe sie den Körper des Thiers nähren. Denn erst alsdann, wenn die harten Speisen durch das Gebiß zermalmt, mit speichelartigen Säften vermischt, zum Darmkanal gelangt, und daselbst wiederum in Brey verwandelt worden sind, sondert sich der Nahrungssaft ab, und zieht sich, indem er sich mit dem Blute vermischt, in die verschiedenen Theile des Körpers. Bey den Säugethieren, Vögeln, Amphibien und Fischen ist das Blut roth; bey den Insekten und Würmern aber ist derjenige Saft, den man ihr Blut nennt, weiß, bisweilen auch roth, braun und schwarz. Je nachdem der Grad der Hitze des Bluts bey den Thieren ist, werden sie entweder **kalt-** oder **warmblütig** genannt.

Drittes Kapitel.

Von der willkührlichen Bewegung.

Einen auffallenden Unterschied finden wir auch in dem Bau der Thiere und der Gewächse. Denn obgleich der Bau der letztern nicht ganz einfach und gleichförmig ist, so ist doch der Bau des thierischen Körpers vermöge der vielen Muskeln weit künstlicher zusammengesetzt.

So kann auch der thierische Körper und fast jeder Theil desselben seine Lage auf verschiedene Art und Weise ändern, welches den Gewächsen nicht eigen ist.

Die Grundmasse des thierischen Körpers ist der **Rumpf**. In ihm liegt der Grund der Bewegungsfähigkeit aller Gliedmaaßen, ob er gleich an sich nur weniger Bewegung fähig ist; mit ihm stehen der **Kopf** und alle **Gliedmaßen** in der genauesten Verbindung. Alle Thiere haben einen Rumpf und einen Kopf, und haben also hierin alle Aehnlichkeit mit einander; allein in Ansehnng der übrigen Gliedmaßen findet eine große Verschiedenheit un-

unter ihnen statt. Denn einige Thiere haben bloß Arme und Beine, andere noch einen Schwanz, wieder andere einen Schwanz ohne Arme und Beine; einige Flossen, einige Flügel, und wieder andere Fühlhörner oder Fühlfäden. Diese Gliedmaßen, die alle ihre Bewegungsfähigkeit aus dem Rumpfe erhalten, sind die Mittel, wodurch sich der ganze Körper in Bewegung setzt.

Diese Bewegungsfähigkeit hängt aber von der Willkühr der Thiere selbst ab, und unterscheidet sich also wesentlich von der Bewegung der Pflanzen, die nur durch eine äußere Kraft, wie z. B. durch die Macht des Windes bewirkt wird.

Blos die Bewegung des Herzens fließt nicht aus der Willkühr, sondern diese Bewegung dauert immerfort; und hört diese erst auf, so endigt sich auch das Leben des ganzen Körpers.

Viertes Kapitel.

Von der Empfindung der Thiere und von den Nerven.

Einen merkwürdigen Unterschied zwischen Thieren und Pflanzen macht wiederum die Empfindungsfähigkeit. Diese Fähigkeit ist allen Thieren verliehen; den Pflanzen hingegen fehlt sie gänzlich. Diese haben kein Gefühl angenehmer oder widriger Eindrücke.

Freylich ist diese Fähigkeit nicht allen Thieren in gleich großem Grade verliehen; doch mangelt sie keinem gänzlich. Der Wurm ist zwar nicht der Vorstellungen und Empfindungen des Affens, des Elephanten, des Hundes fähig, ja er kann sich vielleicht gar keine Vorstellung machen; aber er hat doch ein Gefühl angenehmer und unangenehmer Eindrücke.

Die Empfindungswerkzeuge sind die Nerven; jemehr daher ein Thier derselben hat, desto mannichfaltiger sind seine Vorstellungen und Empfindungen.

Nach Beschaffenheit der besondern Organe, in welchen sich die Nerven verbreiten, entstehen nun die Empfindungen der sogenannten fünf Sinne: als das Gefühl, Gesicht, Gehör, der Geruch und Geschmack. So wie nun diese Empfindungen der Sinne nicht immer bey allen Thieren zugleich anzutreffen sind; so haben auch gewisse Theile des thierischen Körpers noch eine besondere Reizbarkeit, wie z. B. das Herz, und man nennt sie daher auch die reizbaren Theile des Körpers.

Die mehrern oder wenigern Geisteskräfte der Thiere scheinen von der Größe des Gehirns und den daraus entstandenen mehr dickern oder dünnern Nerven abzuhängen. So besitzt der Mensch, der verhältnißmäßig das größte Gehirn in Vergleichung seiner sehr dünnen Nerven hat, auch unter allen Thieren den höchsten Grad von Geisteskräfte.

So sind auch diese Nerven die ersten Werkzeuge der thierischen willkührlichen Bewegung, indem durch sie erst, vermöge einer gewissen Erschütterung im Gehirn, die auf dieses oder jenes Glied wirkt, die äußeren Gliedmaßen der Thiere in Bewegung gesetzt werden.

Anders verhält sichs mit der Empfindung. Bey dieser wirkt ein Gegenstand von außen durch die Nerven auf das Gehirn und bringt in demselben den Reiz der Seele, die gehörige Vorstellung zuwege.

Fünftes Kapitel.

Kurze Uebersicht des gesammten Thierreichs.

Was bisher von den Vorzügen der Thiere im Gegensatz der Pflanzen gesagt worden ist, das haben alle Thiere mit einander gemein, jedoch dieses in einem höheren, jenes in einem geringeren Grade.

Es würde daher bey der großen Verschiedenheit, die dennoch unter den Thieren statt findet, gar nicht möglich seyn, das ganze Thierreich zu übersehen und kennen zu lernen, wenn man nur jedes einzelne Thier, das uns in der Natur aufstieß, betrachten und kennen lernen wollte; besonders da bey der großen Menge der Thiere sich viele ausserordentlich ähnlich sind, die man bey genauer Untersuchung ganz von einander unterschieden findet. Man hat daher schon längst die auffallendste Hauptverschiedenheiten, die unter Thieren statt finden, um eine gewisse Ordnung und allgemeine Uebersicht in der Naturgeschichte zu haben, bemerkt, und darnach dieselben in gewisse Hauptabtheilungen oder Classen getheilt.

Schon 400 Jahre vor Christi Geburt theilte Aristoteles, ein berühmter griechischer Weltweise, die Thiere in lebendiggebährende und eyerlegende ein, und diese oberflächliche Eintheilung mit ihren untergeordneten Abtheilungen blieb auch immer, wiewohl unter mancherley Veränderungen, neuern Naturforschern das mangelhafte System der Naturgeschichte, bis endlich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der große schwedische Naturforscher Linne' ein ganz anderes Lehrgebäude gründete, welches fast alle Naturforscher wegen seiner Gründlichkeit und Vollkommenheit angenommen haben und welches auch wir hier in der Hauptsache befolgen wollen.

Ehe wir aber die Thiere selbst nach ihren Klassen mittheilen, müssen wir uns erst mit einigen Wörtern bekannt machen, die in der Naturgeschichte öfters gebraucht werden.

In der Naturgeschichte nennt man einen jeden natürlichen Körper ein einzelnes Ding (Individuum); wenn mehrere solcher einzelne Dinge in ihren wesentlichen Eigenschaften und Theilen eine große Aehnlichkeit mit einander haben, so rechnet man diese zu einer Art *) (Species). Kommen mehrere Arten in gewissen Haupteigenschaften überein, so nennt man diese eine Gattung **) (Genus). Mehrere ähnliche Gattungen geben eine Ordnung (ordo), und mehrere ähnliche Ordnungen eine Classe (Classis). Werden zuweilen die Ordnungen zu weitläuftig, so vertheilt man sie in Abschnitte (Sectiones); und sind die

*) Andere sagen: Gattung.

**) Nach andern Geschlecht.

sind die Arten einer Gattung zu zahlreich, so theilt man sie wiederum in Familien (Familiae) ein, wie z. B. die zahlreiche Gattung der Mäuse. Zuweilen findet man auch unter den Arten einzelne Körper, die durch Zufall eine Veränderung und Abweichung von den Uebrigen erlitten haben, diese nennt man Spielarten (Varietates).

Diese gewöhnliche Eintheilung, welche man sich mit dem bekannten Beyspiele der Ordnung im Soldatenstande, wo die Armee die Classe, die Brigade die Ordnung, das Regiment die Gattung, die Compagnie die Art und jeder Soldat ein Individuum ist, vorstellt, heißt ein System oder Methode. Die Einrichtung eines solchen Systems hängt von den Kennzeichen ab, die man bey der Bestimmung der Classen, Ordnungen, Gattungen und Arten zum Grunde gelegt hat.

Diese Kennzeichen müssen aber gewiß und den natürlichen Körpern wesentlich eigen seyn und demselben unter allen Umständen zukommen.

Diese wesentlichen Kennzeichen dienen nun theils zur Eintheilung, theils zur Erkennung der natürlichen Körper, und man hat daher besondere Eintheilungs- und besondere Erkennungszeichen.

Die erstern werden von dem Bau der wesentlichen, meist innern Theile hergeleitet und daher entstehen Classen und Ordnungen; die letztern hingegen von der äußern Beschaffenheit der Theile und daher entstehen Gattungen und Arten.

Nach dieser Voraussetzung können wir nun zu der Classification selbst übergehen.

Linne', dessen System wir hier befolgen, theilte nämlich die Thiere nicht nach äußern, mancherley Veränderungen unterworfenen, sondern nach innern unwandelbaren und von der Natur des Thieres unzertrennbaren Haupteigenschaften ein.

Er nahm seine Eintheilungszeichen vorzüglich aus der Beschaffenheit des Herzens und des Blutes her, und bestimmte folgende sechs Classen der Thiere.

Erste Classe: Säugethiere (Mammalia).

Sie haben ein Skelet, rothes warmes Blut, ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern, athmen durch die Lungen, gebähren ihre Jungen lebendig, und säugen sie mit Milch eine Zeitlang an ihren Brüsten.

Zweyte Classe: Vögel (Aves).

Sie haben ein Skelet, rothes warmes Blut, ein Herz mit zwey Kammern und zwey Vorkammern, athmen durch die Lungen und legen Eyer.

Dritte Classe: Amphibien (Amphibiae).

Sie haben ein Skelet, ein Herz mit einer Kammer und einer Vorkammer, rothes kaltes Blut, athmen durch die Lungen, die meisten legen Eyer, nur wenige gebähren ihre Jun-

Jungen lebendig, und viele erlangen ihre Vollkommenheit erst nach verschiedenen Verwandlungen.

Vierte Classe: Fische (Pisces).

Sie haben ein Skelet, ein Herz mit einer Kammer und einer Vorkammer, rothes kaltes Blut, keine Lungen, sondern athmen durch Kiemen.

Fünfte Classe: Insecten (Insecta).

Sie haben kein Skelet, ein Herz mit einer Kammer ohne Vorkammer, einen kalten blutähnlichen Saft von mancherley Farbe, erlangen erst ihre Vollkommenheit nach verschiedenen Häutungen und zum Theil merkwürdigen Verwandlungen, athmen durch die Luftlöcher, oder, wie einige Wasserinsecten, durch dem Hintern und haben völlig ausgebildete Sinneswerkzeuge und mehr als vier wahre gegliederte Füße.

Sechste Classe: Würmer (Vermes).

Sie haben kein Skelet, ihr Herz, wenn es da ist, hat nur eine Kammer ohne Vorkammer, ihr blutähnlicher Saft ist kalt, sie leiden keine Verwandlung, haben keine vollkommen ausgebildete Sinneswerkzeuge, so wie keine wahre gegliederte Füße, und ein Athemholen hat man noch nicht bey ihnen bemerkt.

Sechstes Kapitel.

Bestimmung der Ordnungen der ersten Classe oder der Säugethiere.

Bey dieser Bestimmung legen wir nun das Linneische System ebenfalls zum Grunde, und ordnen darnach unsere jagdbaren Säugethiere. Denn dieses System ist für unsern Zweck um deswillen am brauchbarsten, weil es gewiß einen jeden bekannt ist, der sich nur einigermaßen mit der Forstnaturgeschichte beschäftiget hat. Doch hat auch dieses Linneische System, bey aller seiner Gründlichkeit auch seine Mängel und Unvollkommenheiten, indem nach selbigen Thiere, die sich sehr ähnlich sind, von einander getrennt, und andere, die von einander mehr abweichen, wieder als einartig zusammengestellt sind.

Wir schreiten nunmehr zu der Eintheilung der Säugethiere selbst, und nehmen mit Linne' sieben Ordnungen an, deren Eintheilungsgrund er in der Beschaffenheit der Füße und vorzüglich der Vorderzähne suchte.

Die Säugethiere haben daher:

I. Wahre Füße.

Erste Ordnung. Menschenähnliche Thiere. Primates.

Sie haben vier Vorderzähne und einzelne Eckzähne.

Hierher gehören als Gattung: 1) der Mensch selbst (Homo). 2) Der Affe (Simia) und 3) die Fledermaus (Vespertilio), welche letztere von mehrern Naturforschern wieder in verschiedene Gattungen eingetheilt worden sind *).

Zweyte Ordnung. Thiere ohne Schneidezähne (Bruta).

Es fehlen die Vorderzähne in beyden Kinnladen.

Hierher gehören: 1) Der Elephant (Elephas). 2) Wallroß (Trichecus). 3) Faulthier (Bradipus). 4) Der Ameisenfresser (Myrmecophaga). 5) Schuppenthier (Manis). 6) Das Gürtelthier (Dasypus).

Dritte Ordnung. Raubthiere (Ferae).

Sie sind mit sechs spitzigen Vorderzähnen und einzelnen Eckzähnen versehen.

Hierher gehören: 1) Robbe (Phoca). 2) Der Hund (Canis). 3) Die Hyäne (Hiaena). 4) Katze (Felis). 5) Das Stinkthier (Viverra). 6) Wiesel (Mustela). 7) Der Bär (Ursus). 8) Das Beutelthier (Didelphys). 9) Der Igel (Erinaceus). 10) Maulwurf (Talpa). 11) Die Spitzmaus (Sorex).

Vierte Ordnung. Nagethiere (Glires).

Mit zwey Vorderzähnen in jeder Kinnlade, welche weit von den Backzähnen abstehen und keinen Eckzähnen.

Hierher gehören: 1) Stachelthier (Hystrix). 2) Szavie (Caria). 3) Biber (Castor). 4) Maus (Mus). 5) Murmelthier (Arctomys). 6) Schläfer (Myoxus). 7) Springer (Dipus). 8) Eichhorn (Sciurus). 9) Hase (Lepus).

Fünfte Ordnung. Wiederkäuende Thiere (Pecora).

Sie haben bloß in der untern Kinnlade sechs oder acht Vorderzähne, welche von den Backzähnen abstehen und meist keine Eckzähne.

Hierher gehören: 1) Kameel (Camelus). 2) Bisamthier (Moschus). 3) Hirsch (Cervus). 4) Antilope (Antilopa). 5) Ziege (Capra). 6) Schaf (Ovis). 7) Ochs (Bos). 8) Giraffe (Camelopardalis).

Sechste

*) Diese Gattung ist von einigen neuern Naturforschern nach Verschiedenheit der Vorderzähne in mehrere Gattungen zerlegt worden: 1) Pteropus. 2) Vespertilio. 3) Nyctimene. 4) Noctilio. 5) Nycteris. Wegen der allzugroßen Aehnlichkeit aller Theile scheint es aber doch besser, sie bloß in Familien, wie die Affen, einzutheilen, wenigstens bis dahin, daß man den Begriff von Gattung näher bestimmt hat. s. Compendiöse Biblioth. Zoologe. V. S. 28.

Sechste Ordnung. Thiere mit Pferdegebiß (Belluae).

In jeder Kinnlade stehen stumpf abgeschnittene Vorderzähne.

1) Pferd (Equus). 2) Flußpferd (Hippopotamus). 3) Schwein (Sus). 4) Nashorn (Rhinoceros). 5) Tapir (Tapir).

II. Verwachsene Füße zum Schwimmen, welche den Flossen der Fische ähnlich sind.

Siebente Ordnung. Säugende Seethiere (Cetacea).

1) Narwall (Monodon). 2) Wallfisch (Balaena). 3) Kachelot (Physiter). 4) Delphin (Delphinus).

Ein anderes System der Säugethiere hat Herr Professor Blumenbach in Göttingen entworfen. Dieser nimmt nicht auf einzele, sondern auf alle äußere Theile Rücksicht, und setzt die Thiere zusammen, wenn sie nur in den mehresten Stücken einander ähnlich sind. Es entstehen darnach zwölf Ordnungen.

Erste Ordnung. Der Mensch mit zwey Händen. Bimanus.

Zweyte Ordnung. Thiere mit vier Händen. Quadrumana. 1. Affe. 2. Maki.

Dritte Ordnung. Thiere mit zwey Zehen an den Vorderfüßen, die mit langen hakenförmigen Krallen bewaffnet sind; deren ganzer Körperbau auf den ersten Blick Trägheit und Langsamkeit verräth. Bradypoda. 1. Faulthier. 2. Ameisenfresser.

Vierte Ordnung. Thiere mit sonderbaren Decken statt der Haare, und zwar mit Schuppen, Schilden oder Stacheln. Sclerodermata. 1. Schuppenthier. 2. Gürtelthier. 3. Igel. 4. Stachelthier.

Fünfte Ordnung. Säugethiere mit zum Flug eingerichteten Vorderfüßen. Chiroptera. 1. Fledermaus.

Sechste Ordnung. Nagende, vielzehige Säugethiere Glires. 1. Eichhorn. 2. Winterschläfer. 3. Murmelthier. 4. Maus. 5. Spitzmaus. 6. Maulwurf. 7. Beutelthier. 8. Springer. 9. Hase. 10. Fettthier (Hyrax). 11. Scavie. 12. Wiesel. 13. Stinkthier. 14. Dachs (Meles).

Siebente Ordnung. Größere reißende Thiere. Ferae. 1. Bär. 2. Hund. 3. Hyäne. 4. Katze.

Achte Ordnung. Thiere mit Hufen. Solidungula. 1. Pferd.

Neunte Ordnung. Thiere mit gespaltenen Klauen. Bisulca. 1. Kameel. 2. Ziege. 3. Schaf. 4. Antilope. 5. Ochse. 6. Giraffe. 7. Hirsch. 8. Bisamthier. 9. Schwein.

Zehnte Ordnung. Große plumpe dickfüßige Thiere. Belluae. 1. Tapir. 2. Elephant. 3. Nashorn. 4. Flußpferd.

Eilfte Ordnung. Säugethiere mit kurzen Schwimmfüßen. Palmata.
A. Mit deutlichen Zehen. 1. Biber. 2. Otter.
B. Mit undeutlichen Zehen. 3. Robbe. 4. Wallroß.

Zwölfte Ordnung. Wallfischartige Thiere. Cete. 1. Narwall. 2. Wallfisch. 3. Kachelot. 4. Delphin.

Unter den bekannten Systemen hat mir folgendes, das sich auf die Verschiedenheit der Füße gründet, das zweckmäßigste geschienen. Es ist das Pennantsche mit einigen Abänderungen *).

Erste Ordnung. Thiere mit Hufen. Ungulata.

I. Abschnitt. Einhufige Thiere. Solidungula.

1. Pferd.

II. Abschnitt. Zweyhufige Thiere. Bisulca.

1. Ochs. 2. Schaf. 3. Ziege. 4. Giraffe. 5. Antilope. 6. Hirsch. 7. Bisamthier. 8. Kamel. 9. Schwein.

III. Abschnitt. Vielhufige Thiere. Maltungula.

Sie haben drey bis fünf Hufe und einen unförmlicher Körper. 1. Nashorn. 2. Flußpferd. 3. Tapir. 4. Elephant.

Zweyte

*) s. Meine Uebersetzung von Pennants allgemeiner Uebersicht der vierfüßigen Thiere. I. S. XXI. Borkhausens deutsche Fauna. I. S. XVIII.

Zweyte Ordnung. Thiere mit Fingern oder Zehen. Digitata.

I. Abschnitt. Menschenähnliche Thiere. Anthropomorpha.

1. Affe. 2. Maki.

II. Abschnitt. Raubthiere. Ferae.

Große von den sechs Vorderzähnen entfernte Eckzähne. Räuberisch und fleischfressend. 1. Hund. 2. Hyäne. 3. Katze. 4. Bär. 5. Dachs. 6. Beutelthier. 7. Wiesel. 8. Otter.

III. Abschnitt. Schröter. Rosores.

Mehr Eckzähne, welche sich in die Backzähne verlaufen. Insekten- Wurm- und Wurzelfressend. 1. Maulwurf. 2. Igel. 3. Spitzmaus.

IV. Abschnitt. Nagethiere. Glires.

In jeder Kinnlade mit zwey meist, beysammenstehenden, von den Backzähnen entfernten Vorderzähnen, ohne Eckzähne. Kräuter- und fruchtfressend. 1. Szavie. 2. Hase. 3. Bieber. 4. Stachelthier. 5. Murmelthier. 6. Eichhorn. 7. Winterschläfer. 8. Springer. 9. Maus.

V. Abschnitt. Harmlose Thiere. Bradypoda.

Ohne Vorderzähne. Frucht- und Kräuterfressend. 1. Faulthier. 2. Gürtelthier.

VI. Abschnitt. Zahnlose Thiere. Conglobantia.

Ohne Zähne. Insektenfressend. 1. Schuppenthier. 2. Ameisenfresser.

Dritte Ordnung. Thiere mit Flughäuten. Chiroptera.

1. Fledermaus.

Vierte Ordnung. Thiere mit Flossenfüßen. Palmata.

I. Abschnitt. Mit Zehenabtheilungen. Lobata.

1. Wallroß. 2. Robbe. 3. Manati.

II. Abschnitt. Ohne Zehenabtheilungen. Cetacea.

Fisch- und Wurmfressend. 1. Narwall. 2. Wallfisch. 3. Kachelot. 4. Delphin.

Siebentes Kapitel.

Bestimmung der Ordnungen von der zweyten Thierklasse oder von den Vögeln.

Da bey den Vögeln Schnabel und Füße auf ihre Lebensart so viel Einfluß haben, daß sie sich dadurch auf eine natürliche Art unterscheiden, so hat auch die Classification derselben nicht so viel Schwierigkeiten als bey den Säugethieren. Wir legen abermals die Linneische Eintheilung zum Grunde, führen aber, als Reizung zum weitern Nachdenken über diesen Zweig der Naturgeschichte, noch zwey andere Eintheilungsmethoden, wie bey den Säugethieren, an. Linne' macht vorzüglich den Schnabel zum Grund seiner Eintheilung.

Erste Ordnung. Raubvögel, Accipitres.

Sie haben einen erhabenen, haakenförmig herabgekrümmten Schnabel, an dessen oberer Kinnlade öfters an jeder Seite eine hervorstehende Ecke sich befindet. 1. Geyer, Vultur. 2. Falke, Falco. 3. Eule, Strix. 4. Würger, Lonius.

Zweyte Ordnung. Waldvögel, Picae.

Der Schnabel ist zusammengedrückt, mehr als weniger gekrümmt, fast allezeit oben erhaben, bald länger, bald kürzer.

A. Mit Kletterfüßen.

1. Pfeffervogel, Rhamphastos. 2. Kuruku, Tragon. 3. Papagey, Psittacus. 4. Madenfresser, Crotophaga. 5. Musafresser Musaphaga. 6. Specht, Picus. 7. Wendehals, Junx. 8. Kukuk, Cuculus. 9. Bartvogel, Bucco.

B. Mit Gangfüßen.

10. Ochsenhacker, Buphaga. 11. Lappenvogel, Glaucopis. 12. Krähe, Corvus. 13. Racke, Coracias. 14. Azel, Gracula. 15. Paradiesvogel, Paradisea. 16. Wiedehopf, Upupa. 17. Pirol, Oriolus. 18. Kleiber, Sitta. 19. Baumläufer, Certhia. 20. Kolibri, Trochilus.

C. Mit Schreitfüßen.

21. Hornvogel, Buceros. 22. Eisvogel, Alcedo. 23. Plattschnabel, Todus. 24. Bienenfresser, Merops.

Dritte

Dritte Ordnung. Schwimmvögel. Anseres.

Der Schnabel ist mit einer zarten Haut überzogen, und an der Spitze mehrentheils mit einem Nagel versehen. (Die Füße Schwimmfüße.)

A. Mit gezähnelten Schnabel.

1. Ente, Anas. 2. Tauchente. Mergus. 3. Tropikvogel. Phaeton. 4. Schlangenvogel. Plotus.

B. Mit ungezähnelten Schnabel.

5. Verkehrtschnabel, Rhynchops. 6. Schiffsvogel, Diomedea. 7. Pengwin, Apterodytes. 8. Papagentaucher, Alca. 9. Sturmvogel, Procellaria. 10. Pelikan, Pelecanus. 11. Meve, Larus. 12. Meerschwalbe, Sterna. 13. Taucher, Colmybus.

Vierte Ordnung. Sumpfvögel. Grallae.

Der Schnabel ist etwas walzenförmig, meist lang. (Die Füße sind lang, und über den sogenannten Knien kahl).

A. Mit vierzehigen Füßen.

1. Der Flamant, Phoenicopterus. 2. Löffelreiher, Platalea. 3. Anhima. Palamadea. 4. Jariku, Mycteria. 5. Nimmersatt, Tantalus. 6. Reiher. Ardea. 7. Storch, Ciconia. 8. Kranich, Grus 9. Kurrier, Corrira. 10. Wassersäbler, Recurvirostra. 11. Schnepfe, Scolopax. 12. Strandläufer, Tringa. 13. Wasserhuhn, Fulica. 14. Meerhuhn, Gallinula. 15. Spornflügel, Parra. 16. Ralle, Rallus. 17. Scheidenschnäbler, Vaginalis. 18. Trompetenvogel, Psophia. 19. Hohlschnabel, Cancroma. 20. Schattenvogel, Scopus. 21. Sandhuhn, Glareola.

B. Mit dreyzehigen Füßen.

22. Austernfischer, Haematopus. 23. Regenpfeifer, Charadrius.

Fünfte Ordnung. Hausvögel. Gallinae.

Der Schnabel ist erhaben und die obere Kinnlade so gewölbt, daß der Rand derselben über die untere hersteheт, und die Nasenlöcher sind halb bedeckt.

1. Trappe, Otis. 2. Straus, Struthio. 3. Dudu, Didus. 4. Pfau, Pavo. 5. Truthuhn, Meleagris. 6. Penelope, Penelope 8. Hocko, Crax. 9. Fasan, Phasianus. 10. Perlhuhn, Numida. 11. Waldhuhn, Tetrao.

Sechste Ordnung. Singvögel. Passeres.

Der Schnabel ist kegelförmig und zugespitzt und die Nasenlöcher sind offen.

A. Mit dicken Schnäbeln.

1. Kernbeißer, Loxia. 2. Kegelschnäbler, Colius. 3. Fink, Fringilla. 4. Pflanzenmäher, Phytotoma. 5. Ammer.

B. Mit krummspitzigen Schnäbeln.

6. Tagschwalbe, Hirundo. 7. Nachtschwalbe, Caprimulgus. 8. Manakin, Pipra.

C. Mit ausgeschnittenen Schnäbeln.

9. Drossel, Turdus. 10. Seidenschwanz, Ampelis. 11. Merle, Tanagra. 12. Fliegenfänger, Muscicapa.

D. Mit dünnen Schnäbeln.

13. Meise, Parus. 14. Motazille, Motacilla. 15. Lerche, Alauda. 16. Staar, Sturnus 17. Taube, Columba.

Herrn Hofrath Blumenbachs System geht darin von dem Linneischen ab, daß er die zweyte Ordnung oder die Waldvögel, in drey theilt, nämlich a) in Großschnäbel, Levirostres. Es sind Vögel der heißesten Erdstriche mit kurzen Füßen und meist sehr großen dicken, aber meist hohlen und daher sehr leichten Schnäbeln, als Papageyen, Pfeffervögel, Nashornvögel. b) Spechte, Pici. Sie haben kurze Füße, mittelmäßig lange und schmale Schnäbel, und theils wurmförmige theils fadenförmige Zungen, als Wendehals, Specht, Baumläufer, Kolibri &c. c) Krähen, Coraces. Mit kurzen Füßen, mittelmäßig langen, und ziemlich starken, oben erhabenen Schnäbeln, als Rabe, Krähe &c.

Auch die fünfte Ordnung theilt er in zwey. a) Die Hausvögel, Gallinae. b) Laufvögel (Struthiones). Hierher rechnet er die großen zum Fluge ungeschickten Landvögel. Strauß, Kasuar, Dudu.

Die vorzüglichste Eintheilung der Vögel mag wohl die Englische seyn, besonders wie wir sie von Herrn Latham *) haben, ob sie gleich auch noch mehr Unvollkommenheiten, wie alle, besonders in Rücksicht der Wasservögel hat. Sie ist mit einigen Abänderungen folgende.

Erste Abtheilung: Landvögel.

Erste Ordnung. Raubvögel. Accipitres.

Der Schnabel ist stark und krumm, wenigstens an der Spitze haakenförmig gebogen; die Füße sind meist kurz, stark, muskulös und mit großen gebogenen scharfen Krallen besetzt.

1. Geyer. 2. Falke. 3. Eule.

Zweyte Ordnung. Großschnäblige Vögel. Levirostres.

Die Schnäbel sind sehr groß, aber mehrentheils hohl, und daher sehr leicht, und nach vorne gekrümmt; die Füße kurz und stark.

A. Mit Kletterfüßen.

1. Papagey. 2. Pfeffervogel. 3. Fratzenvogel, Scythrops.

B. Mit Schreitfüßen.

3. Momot, Momotus. 4. Hornvogel.

Drit-

*) S. Meine Uebersetzung von Lathams allgemeiner Uebersicht I. Band 4to und Latham Index ornithologicus II. Vol. Londini. 1790. Borkhausens Fauna Deutschlands. I. S. XX.

Dritte Ordnung. Spechtartige Vögel. Pici.

Ihr Schnabel meist gerade, selten etwas gekrümmt, nicht dick, und mittelmäßig lang; die Füße sind kurz und meist zum Klettern geschickt.

A. Mit Kletterfüßen.

1. Specht. 2. Wendehals. 3. Jacamar, Galbula.

B. Mit Gangfüßen.

4. Kleiber. 5. Wiedehopf. 6. Baumläufer. 7. Kolibri.

C. Mit Schreitfüßen.

8. Plattschnabel. 9. Bienenfresser. 10. Eisvogel.

Vierte Ordnung. Krähenartige Vögel. Coraces.

Der Schnabel ist oben erhaben, meist messerförmig, und von mittelmäßiger Größe; die Füße sind kurz.

A. Mit Kletterfüßen.

1. Bartvogel. 2. Kuruku. 3. Madenfresser, Crotophaga. 4. Kukuck.

B. Mit Gangfüßen.

5. Würger. 6. Krähe. 7. Racke. 8. Lappenvogel, Glaucopis s. Callaeas. 9. Atzel. 10. Pirol. 11. Paradiesvogel.

Fünfte Ordnung. Sperlingsartige Vögel. Passeres.

Der Schnabel ist kegelförmig, zugespitzt, meist stark, beyde Kinnladen beweglich, um die Saamenkörner schälen zu können.

1. Kernbeißer. 2. Ammer. 3. Fink. 4. Pflanzenmäher, Phythotoma. 5. Kegelschnäbler, Colius.

Sechste Ordnung. Singvögel. Oscines.

Der Schnabel ist kegelförmig, bey einigen dem walzenförmigen sich nähernd, zugespitzt, meist schwach, mit unbeweglicher oberer Kinnlade.

A. Mit ausgeschnittenem Schnabel.

1. Drossel. 2. Seidenschwanz 3. Merle. 4. Fliegenfänger.

B. Mit unausgeschnittenen Schnabel.

5. Staar. 6. Wasserschwätzer, Cinclus. 7. Lerche. 8. Bachstelzen, Motacilla. 9. Sänger, Sylvia. 10. Bergsänger, Accentor. 11. Meise. 12. Manakin.

Siebente Ordnung. Schwalbenartige Vögel. Chelidones.

Der Schnabel ist klein, spitzig, an der Spitze der übrigen Kinnlade gekrümmt, an der Wurzel platt und breit, und mit sehr weitem Rachen; die Füße sind kurz.

1. Tagschwalbe. 2. Nachtschwalbe.

Achte Ordnung. Tauben. Columbae.

Der Schnabel ist dünn, gerade, an der Spitze gekrümmt, an der Wurzel häutig und aufgetrieben; die kurzen Füße haben bis an die Wurzel getrennte Zehen. 1. Taube.

Neunte Ordnung. Hühnerartige Vögel. Gallinae.

Der Schnabel ist erhaben, die obere Kinnlade ragt zu beyden Seiten über die untere hinaus, und die Nasenlöcher sind mit einer knorpligen Fleischhaut, die die Wurzel des Schnabels überzieht, zur Hälfte bedeckt.

1. Pfau. 2. Truthuhn. 3. Penelope. 4. Perlhuhn. 5. Hocko. 6. Fasan. 7. Tinamu, Tinamus. 8. Waldhuhn. 9. Rebhuhn. 10. Trompetenvogel. 11. Trappe.

Zehnte Ordnung. Laufvögel. Struthiones.

Der Leib ist groß; die Flügel sind zum Fluge ungeschickt; die Füße starke Lauffüße.
1. Dudu. 2. Tuju. Rhea. 3. Kasuar. 4. Strauß.

Zweyte Abtheilung: Wasservögel.

Eilfte Ordnung. Sumpfvögel. Grallae.

Der Schnabel ist fast walzenförmig, bald lang, bald kurz; die Füße sind lang und über dem sogenannten Knie mehr oder weniger unbefiedert.

1. Löffelreiher. 2. Anhima. 3. Jabiru. 4. Hohlschnabel. 5. Schattenvogel. 6. Reiher. 7. Ibis, Tantalus. 8. Brachvogel. Numenius. 9. Schnepfe. 10. Strandläufer. 11. Regenpfeifer. 12. Läufer. Cursorius. 13. Austerfischer. 14. Sandhuhn. 15. Ralle. 16. Spornflügel. 17. Meerhuhn, Gallinula. 18. Scheidenvogel, Vaginalis.

Zwölfte Ordnung. Halbschwimmer. Pinnatipedes.

Der Schnabel ist gerade, an den Seiten etwas zusammengedrückt und zugespitzt; die Füße sind theils gespaltene Schwimmfüße (Fissopalmati) theils Lappenfüße (pinnati)*).
1. Bastardwasserhuhn, Phalaropus. 2. Wasserhuhn, Fulica. 3. Steißfuß, Podiceps.

Dreyzehnte Ordnung. Schwimmvögel. Palmipedes.

Der Schnabel ist meist mit einer zarten Oberhaut bedeckt; bey vielen stumpf, an der Spitze mit einem Nagel und inwendig gezahnelt; bey vielen aber auch ungezähnt und spizzig; die Füße sind Schwimmfüße.

A. Mit langen Beinen **).

1. Säbelschnäbler. 2. Kurrier. 3. Flamant.

B. Mit

*) Dieß scheint die unnatürlichste Ordnung zu seyn, doch haben die Füße untereinander hinlängliche Aehnlichkeit, und die Lebensart der Vögel zeichnet sich auch so sehr aus, daß man einige davon wenigstens nicht ohne Zwang unter die Sumpfvögel rechnen kann.

**) Muß unter die Sumpfvögel.

B. Mit kurzen Beinen.
4. Albatroß. 5. Papageytaucher. 6. Taucherhuhn, Uria. 7. Taucher, Colymbus. 8. Verkehrtschnabel. 9. Meerschwalbe. 10. Meve. 11. Sturmvogel. 12. Tauchente. 13. Ente. 14. Penqvin. 15. Pelekan. 16. Tropikvogel. 17. Schlangenvogel.

Achtes Kapitel.

Einschränkung der Naturgeschichte für Jäger.

§. 1. Von dem Nutzen der Naturgeschichte bey der Jägerey.

Ob man gleich von jedem Jäger, der nicht bloß durch sein Geschäffte, sondern auch und vorzüglich durch den täglichen Umgang mit der Natur gleichsam zum Haushalter derselben bestimmt ist, verlangen könnte, daß er mit dem ganzen Umfange der Thiergeschichte bekannt zu werden sich bemühen sollte, so würde es doch über den Zweck dieses Handbuchs seyn, sich hier über das ganze Feld derselben auszubreiten; genug, daß zur Vorbereitung und zur Uebersicht oben die Classification weitläuftiger angegeben ist, als es ohne jenen Hinblick nöthig gewesen wäre; und wir schränken uns daher hier nur auf diejenigen Kenntnisse aus der Zoologie ein, die der Jäger als Jäger unumgänglich zu wissen nöthig hat.

Unter **Jagd** versteht man, so wie wir hier den Begriff brauchen, die Kenntniß, Geschicklichkeit und das Bestreben die wilden Säugethiere und Vögel ihres Nutzens halber, oder zur Verhütung des durch sie entstehenden Schadens aufzusuchen, auf mancherley Art zu fangen oder durch Schießgewehr zu erlegen *).

Die Jagd erstreckt sich also bloß auf die beyden ersten Classen des Thierreichs, und zwar auf diejenigen unter denselben, die bey uns in Deutschland einheimisch, oder doch naturalisirt worden sind, und die Naturgeschichte, oder Kenntniß von den Eigenschaften, der Lebensart, den Nutzen und Schaden dieser wilden Thiere ist dem Jäger eben so nöthig und nützlich, als diejenige von den mittelbar zur Jagd dienenden zahmen oder gezähmten Säugethieren und Vögeln. Denn der Erfolg des obigen Bestrebens ist von diesen naturhistorischen Kenntnissen fast immer abhängig; da ja Aufsuchen, Fangen oder Schießen, so wie die pflegliche Erhaltung der Wildbahn, also Unterhaltung und Benutzung der jagdbaren Thiere, und die Erziehung, Abrichtung und Wartung der mittelbar zur Jagd dienenden Thiere bloß aus der Naturgeschichte hergeleitet werden kann. **Jagd-Naturgeschichte** ist (nach diesen Voraussetzungen) die Wissenschaft von der ordnungsmäßigen Kenntniß der jagdbaren und jagenden Säugethiere und Vögel.

*) s. oben Einleitung S. 7.

§. 2. Be

§. 2. Bestimmung der Ordnungen der Säugethiere, aus welchen Gattungen und Arten bey der deutschen Jagd vorkommen.

Nach dem, was vorher gesagt worden ist, bekümmert sich der Jäger nicht um Amphibien, Fische, Insecten und Würmer, sondern er bleibt blos bey den ersten beyden Classen, bey den Säugethieren und Vögeln stehen, die ihm genug Stoff zu aufmerksamen Beobachtungen und Betrachtungen geben werden.

Von den oben aufgestellten Linneischen sieben Ordnungen der Säugethiere kommen nur folgende vier vor, die ein Gegenstand seines Wissens ausmachen, nämlich

Die dritte Ordnung: Raubthiere.
Die vierte Ordnung: Nagethiere.
Die fünfte Ordnung: Wiederkäuende Thiere.
Die sechste Ordnung: Thiere mit dem Pferdegebiß.

Es fallen also die erste, zweyte und siebende Ordn. aus. (s. Cap. 6. S. 30).

Wer die jagdbaren und jagenden Säugethiere nach den beyden andern Systemen, dem Blumenbachischen und verbesserten Pennantschen ordnen und aufzählen will, dem wird es nach der oben beygefügten Erklärung derselben und der angeschlossenen Angabe der Gattungen nicht schwer werden, sich ohne Belehrung selbst zu helfen.

§. 3. Bestimmung der Ordnungen der Vögel, aus welchen Gattungen und Arten bey der deutschen Jagd vorkommen.

In Rücksicht der Vögel kommen aus allen, oben (Kap. 6. S. 29) angeführten sechs Linneischen Ordnungen, nämlich

1. Raubvögel,	4. Sumpfvögel,
2. Waldvögel,	5. Hausvögel
3. Schwimmvögel,	6. Singvögel vor.

Auch nach den beyden andern angeführten Methoden der Blumenbachischen und verbesserten Lathamschen wird ein aufmerksamer Leser leicht, wenn er Lust hat, seine jagdbaren und jagenden Vögel ordnen können, da nach den oben (Kap. 7. S. 36) deutlich genug angegebenen Kennzeichen, diejenigen Ordnungen mit den beygesetzten Gattungen ohne Mühe zu sondern sind, in welchen sich keine von denjenigen finden, die ihm als Jäger zu kennen unumgänglich nöthig sind.

§. 4. Die einzelnen Thierarten (Species) gehören unter bestimmte Gattungen (Genus).

Es sind oben (Kap. 5. S. 27.) die Gründe angegeben worden, warum eine Classification der Thiere überhaupt nöthig ist, warum man sie in Classen und Ordnungen theilt und warum diese Eintheilungsgründe meist vom innern Bau hergenommen werden; eben so nöthig ist es aber, daß man die verschiedenen Thiere wegen der noch weitern Aehnlichkeit in ihrem Bau und in andern äußerlichen Eigenschaften in natürliche Gattungen bringt, und sie nach

nach diesen allgemeinen Charaktern zuvörderst aufstellt und betrachtet, um außer andern Nutzen, die zweckmäßige Ordnung gewährt, bey der besondern Naturgeschichte jeder Thierart die sonst nothwendigen Wiederholungen zu vermeiden.

Bey der Jagdnaturgeschichte kommen

a) in der I Classe und in den vier obigen Ordnungen nur 29 Säugethiere vor, welche in 14 verschiedene Gattungen gehören.

b) In der II Classe oder bey den Vögeln sind in sechs Ordnungen 153 Arten begriffen, die unter 44 Gattungen aufgezählt werden.

§. 5. Zweckmäßiger Entwurf zur Anordnung der Jagd-Naturgeschichte.

Das Linneische System, so wie alle Systeme, welche die Naturgeschichte für sich und nicht nach einem besondern Zwecke behandeln, beschäfftigen sich unter andern mit allen bekannten Säugethieren und mit allen bekannten Vögeln, die aber mehrentheils auf die Jägerey keinen Bezug haben, da für diese nach dem vorigen § nur 29 Arten Säugethiere und 153 Arten Vögel zu kennen nöthig ist. Es setzt also dieser Umstand eine eigene zweckmäßigere Anordnung ihrer Naturgeschichte voraus; eines theils wegen der weit wenigern Arten, die einen Gegenstand der Jagd-Naturgeschichte abgeben, die daher nach den angeführten Linneischen Natursysteme Lücken lassen würden; andern theils wegen der Nutzbarkeit und wegen des Ranges unserer Gegenstände, und drittens weil denn doch eine Ordnung schlechterdings erforderlich ist, in welcher die besondere Naturgeschichte dieser Thiere vorgetragen werden muß.

Wir behalten nun zwar die Linneischen Classen und Gattungen bey, allein wir versetzen die Ordnungen, und unser System bekommt darnach folgende Einrichtung:

Erste Classe: Säugethiere.

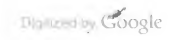
I. Stufe: Deutsche wilde eßbare Säugethiere.

Von denen außer den Häuten und Bälgen auch das Wildpret und andere Theile benutzt werden, und welche daher pfleglich zu jagen sind.

1te Abtheilung: Wiederkäuende Thiere. (Aus der fünften Linneischen Ordn.)

2te Abtheilung: Thiere mit dem Pferdegebiß. (Aus der sechsten Linneischen Ordnung.)

3te Abtheilung: Nagethiere. (Aus der vierten Linneischen Ordnung.)



II. Stufe: Deutsche uneßbare wilde Säugethiere.

Deren Häute und Bälge nur benutzt werden, und die wegen ihrer Schädlichkeit zu vermindern sind.

1te Abtheilung: Raubthiere. (Aus der dritten Linneischen Ordnung.)

2te Abtheilung: Nagethiere. (Aus der vierten Linneischen Ordnung.)

III. Stufe: Zahme Säugethiere zum Gebrauch bey der Jagd.

Die zur Verfolgung und Habhaftwerdung der eßbaren und uneßbaren wilden Thiere dienen und dazu abgerichtet werden.

1ste Abtheilung: Raubthiere. (Aus der dritten Linneischen Ordnung.)

2te Abtheilung: Thiere mit dem Pferdegebiß. (Aus der sechsten Linneischen Ordnung.

Zweyte Classe: Vögel.

I. Stufe: Deutsche eßbare wilde Vögel.

Deren Wildpret den Menschen zur Speise dient, und welche daher pfleglich zu jagen sind.

1ste Abtheilung: Haus- oder hühnerartige Vögel. (Aus der fünften Linneischen Ordnung.)

2te Abtheilung: Sumpfvögel. (Aus der vierten Linneischen Ordnung.

3te Abtheilung: Schwimmvögel. (Aus der dritten Linneischen Ordnung.)

4te Abtheilung: Singvögel. (Aus der sechsten Linneischen Ordnung.)

5te Abtheilung: Waldvögel. (Aus der zweyten Linneischen Ordnung.)

II. Stufe: Deutsche uneßbare wilde Vögel.

Deren Wildpret, des unangenehmen Geschmacks halber nicht leicht genossen wird, und die dem Naturhaushalte entweder schädlich oder nützlich sind, also entweder vermindert oder gehegt werden müssen.

1ste Abtheilung: Raubvögel. (Aus der ersten Linneischen Ordnung.)

2te Abtheilung: Waldvögel. (Aus der zweyten Linneischen Ordnung.)

3te Abtheilung: Schwimmvögel. (Aus der dritten Linneischen Ordnung.)

4. Abtheilung: Sumpfvögel. (Aus der vierten Linneischen Ordnung.)

III. Stufe. Gezähmte Vögel zum Gebrauch bey der Jagd.

Die entweder zur Baize abgetragen und abgerichtet oder zur Herbeylockung anderer Vögel gebraucht werden.

1ste Abtheilung: Raubvögel. (Aus der ersten Linneischen Ordnung.)

2te Abtheilung: Singvögel. (Aus der sechsten Linneischen Ordnung, die aber schon oben unter der ersten Stufe begriffen sind, da sie ihre Art selbst zu unserm Nutzen herbey locken.)

Dritte Abtheilung.

Nähere Betrachtung der Säugethiere.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht der äussern Theile der Säugethiere.

Der thierische Körper besteht aus flüßigen und festen Theilen, und letztere aus zwey Hauptmassen: aus Fleisch und Knochen. Das Fleisch ist wieder bey jedem Thiere mit einer dichteren oder dünneren Haut bedeckt, die wieder zu mancherley Verrichtungen und Bestimmungen mehrere größere oder kleinere Oeffnungen: als den Mund, die Nasenlöcher und die Schweislöcher hat, und bey einem Thiere mit Haaren bey dem andern mit Stacheln oder Schuppen besetzt ist. Sie besteht aus drey Lagen übereinander, oder aus drey besondern Häuten. Die äußerste ist die Oberhaut, welche aus lauter kleinen, ungleichen durchsichtigen Schuppen mit Furchen und Einschnitten, zwischen denen die Gefäße des Schweißes und der Ausdünstung liegen, zusammengesetzt zu seyn scheint. Sie ist ohne alle Empfindung und schützt bloß die Gefühlwärzchen. Unter dieser Oberhaut liegt nun die Netzhaut, welche aus sehnigen Fasern zusammengeflochten ist, und unzählige kleine Wärzchen, Blutgefäße, Drüsen und Schweißlöcher enthält. Die dritte ist die Fetthaut, welche wieder mit unzähligen Bläschen und Zellen, die mit Fett angefüllt sind, zusammengesetzt ist.

Die Bestandtheile des Fleisches sind eine unzählbare Menge Fasern, Nerven und andre Gefäße. Da von den Nerven schon oben die Rede gewesen ist, der Gefäße aber unten gedacht werden soll; so handeln wir hier bloß von den Fleischfasern.

Diese Fasern im thierischen Körper laufen aber nicht in einer Richtung, sondern unter beständigen Veränderungen, doch immer in Vereinigung mit einander, fort. Daher bemerkt man auch besondere Abtheilungen und einen nähern Zusammenhang gewisser Fasern, und eine solche Abtheilung nennt man einen Muskel. Durch diese Muskeln, auf die jeder fremde Reiz wirkt, wird die Bewegung des Körpers und jedes einzelnen Gliedes bewerkstelligt; so wie auch bloß dadurch die Knochen untereinander verbunden, und bewegt werden, welche jedoch auch wieder den Muskeln zur Stütze dienen. Kopf und Schwanz an denselben bestehen aus zähen Flechsen, der Bauch aber ist bloß fleischig. Sobald ein Glied bewegt werden soll, schwillt der Bauch des Muskels auf, dadurch wird er kürzer und zieht die Flechse des Schwanzes sammt den daran hängenden Knochen oder Gelenke nach demjenigen Knochen zu, der am Kopfe befestiget ist.

Die Knochen sind hart, unbiegsam und größtentheils mit Mark angefüllt Sie sind die Stützen des weichern Theils des Körpers, geben ihm seine Grundgestalt, und werden durch Gelenke zur Beförderung der Bewegung mit einander verbunden.

Die ganze Zusammenstellung derselben, ihre gegliederte Verbindung, ihre Begleidung mit Fleisch, welches mit einer Haut überzogen ist; dieß alles bildet die Gestalt der Thiere.

Wir bemerken an den Säugethieren Kopf, Rumpf, und Gliedmaßen.

Am Kopfe unterscheidet man die Hirnschale und das Gesicht. Die Hirnschale ist der oberste Theil des Kopfs und besteht aus denjenigen Knochen, welche die Höhle bilden, worinn sich das Gehirn befindet. Der vordere Theil derselben heißt der Vorderkopf, der zuweilen mit hornartigen Auswüchsen, die man Hörner nennt, versehen ist, und der hintere, der vom Scheitel bis an den Nacken geht, der Hinterkopf. Im Gesichte zeigt sich zuerst oben die Stirn, unter welcher die Augen stehen. In der Mitte des Gesichts läuft die Nase hin, an deren Seiten die Backen und weiter hinten die Ohren stehen. Der Mund wird durch zwey Knochen, die man die obere und untere Kinnlade (Kiefer) oder die Kinnbackenknochen nennt, gebildet. Diese enthalten die Zähne der Thiere, und formen unten bey manchen ein merkliches, bey andern ein unmerkliches Kinn. Derjenige Theil, wodurch Kopf und Rumpf zusammenhängen, ist oft dünner, und heißt der Hals. Sein vorderer Theil wird die Kehle und sein hinterer der Nacken genannt. Der Rumpf wird in den Oberleib und Unterleib eingetheilt. Der Vordertheil des Oberleibes heißt die Brust, der Hintertheil der Rücken, was zwischen beyden liegt, sind die Seiten. Am Unterleibe hingegen wird der vordere Theil der Bauch, der hintere Theil die Lenden, das Kreuz, und weiter unten das Gefäß genennt. Diese verschiedenen Theile werden vorzüglich durch die Knochen des Rückgrats, des Brustbeins und der Ribben gebildet. Das Rückgrat

grat besteht aus einer gewissen Anzahl von Wirbeln, von denen einige den Hals, die meisten den Rücken befestigen, und oft einige außerhalb des Rumpfes noch die Grundlage des Schwanzes werden. Das Brustbein läuft von der Kehle an in der Mitte der Brust der Länge nach herab, und vereiniget vermittelst eines Knorpels den größten Theil der Rippen mit sich. Diese sind an dem Rückgrate befestiget, wölben sich nach der Brust zu, und bilden daselbst eine Höhle, in welcher verschiedene Theile der edlern Eingeweide eingeschlossen liegen. Am Hintertheile des Unterleibes liegen noch die Zeugungswerkzeuge, und an der Brust oder dem Bauche oder an beyden zugleich, die dem weiblichen Geschlechte besonders zur ersten Ernährung der Jungen so nöthigen Milchgefäße, die Brüste und Zitzen.

Die äußern Gliedmaßen, die besonders den Thieren zur Bewegung dienen, sind mehrentheils vier Füße, oder zwey Arme und zwey Beine. Die Vorderfüße sind meist durch das Schulterblatt mit dem Körper verbunden, und bestehen aus dem Hinterarm (Oberarm), der aus einem cylindrischen Knochen, dem Vorderarm, welcher aus zwey länglichen Knochen, und der Hand oder dem Fuße im engen Verstande, der wieder aus mehrern Knochen und Gelenken zusammengesetzt ist. Zu den Hinterfüßen gehören an jeder Seite das Hüftbein, das aus einem einzigen Knochen, der Schenkel, welcher aus zwey langen Knochen, und der eigentliche Fuß, der aus verschiedenen Gelenken und Knochen besteht. Bey den meisten Thieren dieser Classe bemerkt man äußerlich die Fingergelenke und Knochen der Vorder- und Hinterfüße; bey andern aber sind sie mit einer Haut umzogen, die sie bald mehr bald weniger einer Fischflosse ähnlich macht.

Dieser ganze äußere Körperbau der Säugethiere erhält durch seine Simmetrie Schönheit und Anmuth für das Auge. Die Symmetrie besteht nämlich darin, daß ein ungleiches und unähnliches Mittelding durch gleiche und ähnliche Theile eingefaßt wird. So stehen z. B. an jeder Seite der ungleichen Nase ein Auge, ein Ohr, eine Wange; und es würde häßlich aussehen, wenn an der einen Seite nur ein Auge, ein Ohr und an der andern von beyden keines wäre. Doch ist diese symmetrische Stellung nicht bloß der Schönheit halber da, sondern hat auch, wie sich leicht einsehen läßt, ihren anderweitigen sehr großen Nutzen.

Zweytes Kapitel.

Allgemeine Uebersicht der innern Theile.

Im Munde der meisten Säugethiere befinden sich Zähne, womit sie die Nahrungsmittel verkleinern, und so zubereiten, daß sie in Saft verwandelt werden, und den Körper ernähren können.

Die Zunge, Lippen, und Wangen vermischen vermöge einer eignen Feuchtigkeit die verschiedenen Speisen, verwandeln sie in einen Brey, und so gleiten sie bis zur Oeffnung des Schlundes; damit aber hier die Luft, welche durch die mit knorpligen Ringen versehene Luftröhre in die zellige aus zwey Lappen bestehende und das Herz umfassende Lunge dringt, ungehindert eingeathmet werden kann und nicht verstopft wird, so ist die Oeffnung der Röhre mit einem Deckel versehen, welchen die Speisen, wenn sie durch den häutigen Schlund, der, um nicht gedrückt zu werden, hinter der Luftröhre liegt, sehr genau verschließen.

Der Schlund geht hinter der Lunge und Brust am Rücken hinab, durchbohrt das den Körper in zwey Theile theilende Zwergfell, und öffnet sich endlich in den Magen. Dieser liegt dicht unter dem Zwergfelle in der linken Seite des Bauchs und erstreckt sich nach der rechten Seite hin, wo er zum Theil von der Leber bedeckt wird. In der Leber, die am Zwergfell hängt, wird die Galle ausgearbeitet, und in den ersten Darm, der am Magen stößt, geleitet.

In den Magen werden nun die Speisen wieder mit andern Säften vermischt und durch Reiben und Wärme rc. vollends in einen Brey verwandelt.

An der andern Seite des Magens hängt eine lange Reihe Därme, die auf eine wunderbare Weise durchschlungen, und in- und auswendig mit Drüsen besetzt sind. Auswendig an den Därmen befindet sich das Gekröse, das eine große Menge kleiner Röhrchen hat, die den aus dem Breye der Seisen bereiteten Saft in sich saugen und weiter fortführen.

Der Saft, den die kleinen Gefäße in der Gekröshaut aus den Speisen an sich ziehen, heißt wegen seiner weißen Farbe Milchsaft, welcher sich alle beym Rücken in ein gemeinschaftliches Behältniß sammelt, aus welchen er erst ins Blut gehet, und mit selbigem im ganzen Körper vertheilt wird. Der gröbere Theil des Nahrungsbreys aber wird als eine überflüssige Masse aus dem Körper geschafft. Wenn der Nahrungssaft im Blute ist, so wird er vermittelst der Bewegungen des Herzens nach allen Theilen des Körpers durch die immer mehr sich verengenden Pulsadern hingeführt, diese scheiden allenthalben nährende und erhaltende Theile aus, und schicken das auf diese Art von seinen Hauptheilen entladene Blut durch die sich immer mehr erweiternden Blutadern dem Herzen wieder zu, mit Aufnahme neuen Milchsafts einen neuen Umlauf zu beginnen. Nach den verschiedenen Absichten liegen auf dem Wege, den das Blut nimmt, verschiedene große und kleine Maschinen, die den öhligen, wäßrigen, salzigen rc. Theil desselben auffangen und verbrauchen, so sind z. B. im Oberrücken ein Paar fleischige Maschinen die Nieren befindlich, welche das Salzwasser auffangen u. s. w. *).

*) Weiter unten im 13ten und 19ten Kapitel mehr von dieser Materie.

Drit-

Drittes Kapitel.

Besondere Beschreibung des äußern Baues, und zwar von den Brüsten der Säugethiere als dem Hauptcharakter der ganzen Classe.

Das wesentlichste Unterscheidungsmerkmahl dieser Thierclasse von allen andern sind die Brüste, woran die Mütter ihre Jungen eine zeitlang säugen und ernähren. Daher haben sie auch den Namen Säugethiere bekommen.

Diese Brüste oder Euter sind wieder mit Säugwarzen versehen, davon die Mutter gewöhnlich noch einmal so viel hat, als sie Junge gebiert. Ihre Lage ist verschieden. Sie sitzen 1) an der Brust: Brusteuter oder eigentliche Brüste. 2) Am Bauche: Baucheuter, oder 3) zwischen den Hinterfüßen: Schaameuter. Bey den mehresten Thieren liegen sie frey ohne alle Bedeckung; nur bey Wenigen in einem Beutel oder Sack verwahrt, worin sich zugleich die Jungen verkriechen können: z. B. bey den Beutelthierarten.

Auch bey dem männlichen Geschlechte dieser Thierclassen findet man Brüste, jedoch weniger groß, oder nicht an derselben Stelle, wie bey dem weiblichen Geschlechte. Dem Hamster männlichen Geschlechts fehlen sie ganz.

Die Säugethiere haben aber auch ausser diesem noch gewisse Merkmale, wodurch sie sich von den übrigen Thierclassen unterscheiden z. B. ihr Kopf ist durch einen längern oder kürzern Hals mit dem Rumpfe verbunden; sie haben meist vier Füße oder auch nur zwey vollkommene und selten gar keine, und ihre Bedeckung ist eben so verschieden, als ihre Geschlechter getrennt sind. Um in der Folge eine genaue und richtige Beschreibung von den Jagdsäugethieren zu entwerfen, ist nöthig, daß man alle diese verschiedenen Theile genau zu benennen weiß.

Viertes Kapitel.

Von der Größe und Gestalt.

Wenn es nicht besondere Umstände nothwendig machen, sich eines andern Maaßes zu bedienen; so wählt man zur Bestimmung der Größen in der Naturgeschichte überhaupt, und also auch bey den Säugethieren das Pariser Maaß, bey welchem der Fuß 12 Zoll, der Zoll 12 Linien und die Linie 10 Scrupel enthält*).

Uebrigens sucht man die ganze Gestalt des Körpers noch durch besondere Benennungen anzugeben. So heißt der Körper eines Thieres sehr groß z. B. bey einem Elephanten; sehr klein bey der Maus; dickleibig, wenn die Länge des Körpers gegen die Dicke desselben wenig beträgt; schmächtig heißt er im entgegengesetzten Falle; hager oder dürre, wenn es dem Körper an Fleisch fehlt, und die Knochen allzu sichtbar sind;

*) Pariser Zoll. [ruled scale]

sind; hohlbäuchig, wenn der Hinterleib sich einzieht, z. B. bey dem Windhunde; schweinsartig, mäuseartig u. s. w.

Fünftes Kapitel.

Von der Bedeckung

Die Haut der Säugethiere, die bey der Verschiedenheit derselben auch verschiedene Stärke hat, ist 1) in Ansehung ihrer Oberfläche glatt, runzlich, gegittert, knöpfig, knotig oder schwielig. 2) Nach Verschiedenheit der Härte ist sie: weich, hart, lederartig, oder krustenartig. 3) Nach ihrem Zusammenhange mit den innern Theilen, übergespannt und schlaff. 4) Nach ihrer Dicke, nackend, schuppig, beschildet, mit Ringen oder Gürteln versehen, borstig, stachlig, haarig, rauh oder zottig, pelzig, wollig, dichtbehaart oder dünnbehaart.

Die Haut der mehresten Säugethiere ist jedoch mit Haaren besetzt, die gewächsartig mit ihren Wurzeln in der Zellhaut stecken, aus derselben ihre Nahrung ziehen und inwendig hohl sind.

Da die Haare an verschiedenen Orten des Körpers stehen, so bekommen sie daher auch verschiedene Benennungen, als: Haupthaare, Bart (am Kinn), Mähnen am Halse u. s. w.; Bartborsten im Gesicht auf einzelne Warzen, diese bekommen auch oft die Gestalt eines Knebelbarts um den Mund herum; Schopf, langes Haarbüschel auf dem Scheitel; Nath, die erhabenen Streifen von den verschiedenen Richtungen der Haare, wie bey den Hunden; Stern, in einem Kreis gelegt, wie an der Stirn der Pferde; Wimpern und Augenbraunen.

5) In Ansehung der Farbe ist die Bedeckung entweder gleichfarbig oder ungleichfarbig. Hat der Körper außer der Grundfarbe noch andere gefärbte Plätze: so ist er gefleckt und zwar getüpfelt, rundgefleckt, augenfleckig, pfeilförmig, mondförmig, viereckig, dreyeckig, mit zusammenfließenden Flecken, mit Streifen, Binden, Strichen, Linien versehen; wenn die Streifen um einen walzenförmigen Theil laufen: so sind sie geringelt, wie der Schwanz der Katzen.

Die Farbe der einzelnen Haare, Wolle, Borsten, Stacheln ist oft so verschieden, daß sie im Grunde, in der Mitte und an der Spitze anders ist. Ist nun z. B. der Grund rothgelb und die Spitze weiß; so sagt man: die Farbe ist rothgelb mit weiß überlaufen.

Bey den wilden Thieren bleibt die Farbe gewöhnlicher Weise wie sie jede Art eigenthümlich hat, beständig, und ändert sich bloß nach der Jahreszeit in etwas, und findet ja zuweilen eine gänzliche Veränderung statt: so ist es eine bloße Ausnahme, wie z. B bey weißen Hirschen, schwarzen Rehen u. s. w. Bey den Hausthieren hingegen befördert die wider-

widernatürliche Einschränkung und die Nahrung einen öftern Farbenwechsel, wie dieß Pferde, Hunde, Katzen u. s. w. zeigen.

Bey manchen Thieren z. B. bey Katzen, Haasen, Marder und Pferden geben die Haare, wenn sie gestrichen werden ein Knistern und im dunkeln Funken von sich, und haben daher eine gewisse electrische Kraft.

Sechstes Kapitel.

Von dem Kopfe, dessen Theilen und dem Halse.

Am Kopfe unterscheidet man den Vorderkopf, den Scheitel und Hinterkopf. Zwischen Scheitel und Augen liegt die Stirn. Diese ist verschieden 1) nach Verhältniß zum ganzen Gesicht: proportionirt (der dritte Theil des Gesichts), kurz, lang, hoch. 2) Nach der Erhabenheit: flach, niedergedrückt, gewölbt. 3) Nach der Oberfläche: glatt, runzlich, gefurcht.

Zwischen Augen und Ohren und noch eine Strecke unter denselben liegen die Schläfe, die entweder nackt oder behaart sind. Die Gegend zwischen der Nase, dem Mund und den Ohren nennt man Backen, und die erhabene Gegend unmittelbar unter den Augen die Wangen; jene sind glatt, runzlich, gefurcht, nackt, behaart, schmal, breit, eingedrückt oder eingefallen; diese rund hervorstehend, oder beygedrückt.

Die gläsern scheinenden Kugeln, die wir die Augen nennen, sind hervorstehend oder tiefliegend, auch wohl gar unsichtbar und bedeckt, und die Pupille oder die Oeffnung des farbigen Sterns ist bey den meisten Thieren kreisrund, bey einigen aber länglich, entweder nach der Länge (Katze), oder nach der Breite der Augen (Hirsch). Den Raubthieren war eine längliche Oeffnung nothwendig, weil diese das Auge mehr erweitert als die runde, und dadurch mehr Lichtstrahlen im Dunkeln aufgefangen werden können. Am Tage zieht sich eine solche längliche Pupille sehr zusammen und läßt nur einen kleinen Ritz, weil ohne dieß Vermögen des Zusammenziehens durch die häufig einbrechenden Lichtstrahlen die sehr empfindliche Nervenhaut leicht beschädigt und dadurch das Auge verdunkelt werden könnte.

In Ansehung der Größe der Augen findet sich auch eine merkliche Verschiedenheit, so wie in der Lage, nach welcher sie mehr von einander entfernt stehen, oder auch schief gegen die Nase gerichtet sind. Die Augenbraunen sind erhaben oder borstig, und außer den Augenliedern haben noch einige Thiere eine innere Augendecke die Nickhaut, durch welche ihr Auge noch eines besondern Schutzes genießt z. B. der Dachs; ingleichen findet man auch unter den Augen gewisse Säcke oder Beutel, so wie auch Thränenhöhlen (Hirsch).

Die Nase der Säugethiere hat eine sehr verschiedene Bildung. Sie ist verschieden 1) nach ihrer Gestalt: hervorragend, gerade, aufwärts gebogen, unterwärtsgebogen, platt gedrückt, breit, zusammengedrückt, trichterförmig, erhaben gerandet. 2) Nach dem Bau der Spitze: zugespitzt, spitzig, pfriemenförmig, lanzetförmig, stumpf, abgeschnitten, herzförmig, spiesförmig. 3) Nach der Länge: kürzer als die Oberlippe, in einen kurzen oder langen Rüssel verlängert. Dieser ist a) nach seiner Gestalt und Spitze: stumpf, abgeschnitten, zugespitzt, pfriemenförmig und ausgebreitet (vorne breiter als hinten). b) Nach seiner Bewegbarkeit: beweglich und unbeweglich; in einen langen beweglichen Rüssel verlängert. Dieser ist a) nach seiner Gestalt: röhrenförmig, zugespitzt. b) Nach seiner Bewegbarkeit: das Thier kann ihn verlängern und verkürzen, oder wie eine Hand brauchen (Elephant). 4) Nach dem äußern Ansatz: einfach, geblättert, gehörnt.

Die doppelten Nasenlöcher sind 1) nach ihrer Gestalt: kreisrund, eyrund, länglichrund, mondförmig, gespalten, gewunden, röhrig, kammförmig, warzig, hervorstehend. 2) Nach ihrer Größe: weit, eng. 3) Nach ihrer Bekleidung: nackend, inwendig behaart.

Viele Raubthiere sind mit einem sehr starken Geruch begabt.

Die mehresten Säugethiere haben ein äußeres Ohr. Dieß ist 1) nach Verhältniß zum Kopfe: groß, klein, sehr lang, wenn es die Kopflänge übertrifft. 2) Der Gestalt nach: zugespitzt, breit, schmal, eyrund, dreyeckig, mondförmig, krugförmig, trichterförmig, einfach, doppelt, bedeckt, mit Anhängen versehen. 3) Nach der Spitze: spitzig, abgerundet, etwas gewölbt, ausgebreitet, ganz gespalten. 4) Nach seiner Steifigkeit: aufgerichtet, ganz hangend, halb hängend, nur an der Spitze hängend. 4) Nach der äußern Bekleidung: nackt, behaart, dünn behaart, an der Spitze mit einem Haarbüschel versehen, am Rande nackt. 6) Nach seiner Bewegbarkeit: beweglich, unbeweglich.

Die äußern Ohren dienen vorzüglich dazu, daß die Thiere einen schwachen Schall noch bemerken, da sie mit denselben viele schallende Strahlen auffangen können. Die mehresten Thiere, z. B. die Mäuse, sind von der Natur als eine Entschädigung für die Entbehrung aller körperlichen Waffen, womit sie sich gegen ihre Feinde vertheidigen können, mit einem sehr feinem Gehör begabt, wodurch sie sich retten können.

Der Fledermaus, deren innerer vorderer Ohrknorpel sehr verlängert ist, aufrecht steht, und gleichsam noch ein eignes innres Ohr zu bilden scheint, schreibt man ein doppeltes Ohr auf jeder Seite zu. Es ist dieß aber nichts anders als eine Ohrdecke, womit die Fledermäuse bey ihrem Schlaf, wenn sie den äußern größern Ohrlöffel in Falten legen, die Oeffnung des Ohrs verschließen, damit, vornehmlich bey ihrem Winterschlafe, Insekten und andere Unreinigkeiten, welche diese Sinnwerkzeuge zerstören könnten, abgehalten werden.

Der Mund der meisten Säugethiere hat zwar im ganzen durch seine zwey horizontalliegenden Kinnladen einerley Hauptanlage, allein ohne daß diese von gleicher oder ungleicher Länge sind, so leidet seine Gestalt durch die innern und äußern Theile desselben gar merkliche Abweichungen.

Aeußerlich sind die beyden Kinnladen von den Lippen bedeckt, durch deren Muskeln die untere bewegt und dadurch der Mund geöffnet und geschlossen werden kann. Die Oberlippe bedeckt die obere und die Unterlippe die untere Kinnlade. Diese Lippen sind: dünne, aufgeworfen, schlaff, herunterhangend, gespalten (daher der Haasenscharte), gefurcht, wenn oben eine Vertiefung von der Nase nach dem Munde läuft. Wenn die Kinnladen, besonders die obere weit hervorragen, und die Nase länger ist, als die Lippe, oder mit ihr gleiche Länge hat, so nennt man dieß eine Schnauze. Diese ist: kurz, lang, kegelförmig, zugespitzt, abgerundet, abgestumpft, vorne gefurcht. Bisweilen ragen die Kinnladen mit den Lippen und der Nase sehr weit hervor, und bilden einen Rüssel, an dessen Ende sich der Mund befindet. Dieser Rüssel ist, 1) in Absicht seiner Gestalt: röhrenförmig, trichterförmig, kegelförmig, pfriemenförmig. 2) In Absicht seiner Spitze: zugespitzt, stumpf, abgestumpft, abgerundet. 3) Nach seiner Oberfläche: behaart, dünnbehaart, nackt.

Ausser der Zunge, der weiter unten gedacht werden soll, haben mehrere Thiere, wie viele Affen, der Hamster ꝛc. in dem Munde Backentaschen. Es sind dieß häutige Säcke die sich an den Backen befinden, und zum Verbergen oder zum Einschleppen der Speisen dienen.

Der unterste Theil des Gesichts ist das Kinn. Es wird von der untern Kinnlade gebildet, und ist 1) in Absicht seiner Gestalt: breit, schmal, kurz, verlängert, zugespitzt, abgerundet, gefurcht. 2) Nach seiner Richtung: hervorstehend, verborgen. 3) In Absicht seiner Bekleidung: bärtig, bartlos.

Einigen Thieren hat die Natur Hörner mitgetheilt, um sich damit, wie andere mit den Zähnen oder Krallen, zu vertheidigen. Es sind gleichsam Gewächse, deren Wurzeln in der Hirnschale und ihrer Bedeckung liegen, und welche eine kürzere oder längere Zeit nach ihrer Geburt hervorbrechen, und nach einer gewissen Größe als ein Zeichen der Mannbarkeit angesehen werden können. Bey einigen Gattungen z. B. der Hirschgattung sind die Weibchen gewöhnlich ungehörnt, bey andern aber, z. B. bey der Ziegengattung haben sie kleinere Hörner.

Sie sind 1) nach ihrer Dichtigkeit: hohl, dicht. 2) Nach ihrer Dauer: beständig, jährlich abfallend. 3) Nach ihren Enden oder Auswüchsen: einfach, ästig. Dieß letztere giebt die Geweihe, deren Hauptstamm, woran die Enden stehen, Stange heißt. 4) Nach der Spitze: spitzig, stumpf, mit einfacher Spitze, gespalten, handförmig. 5) In Absicht ihrer Oberfläche: eben, runzlig, gefurcht, knotig, geringt, gewunden. 6) Nach ihrem Umrisse: rund, platt, zusammengedrückt, dreyseitig,

 scharf,

scharf, gerandet. 7) Nach ihrer Gestalt: ganz gerade, schlängelnd gebogen, oben in einen Haaken gebogen, bogenförmig gekrümmt, mondförmig, spiralförmig gewunden. 8) In Absicht ihrer Richtung in Beziehung auf einander: gerade aufgerichtet, vorwärts gerichtet, rückwärts liegend, nach außen gekrümmt, nach innen gekrümmt. 9) In Absicht ihrer Richtung in Beziehung aufeinander: auseinander gesperrt, zusammen neigend. 10) Nach ihrem Stand gegen einander: weit aus einander, dicht beysammen.

Noch andere Vertheidigungsmittel, die wir im Vorbeygehen nur berühren wollen, enthalten die Drüsen, welche manche Thiere am After haben, in welchen sich eine übelriechende Feuchtigkeit sammlet, die ihre Feinde von ihnen abhält. So verabscheuen die mehrsten Katzen und Hunde die stinkende Feuchtigkeit, die sich in den Bisamdrüsen der Wieselarten befindet. Auch scheint das Schwimmen, das fast alle Thiere verstehen, ein allgemeines Rettungsmittel vor ihren Feinden zu seyn.

Der Scheitel ist platt oder niedergedrückt, gewölbt, zugespitzt, gefurcht, gekielt, mit erhabenen Knöpschen oder Warzen besetzt, mit einem Haarbüschel versehen.

Der dünnere Theil, welcher bey den meisten Säugethieren den Kopf mit dem Rumpfe verbindet, ist der Hals. Er ist 1) in Rücksicht der Länge: lang, d. i. länger als der Kopf, kurz. 2) In Absicht seiner Gestalt: rund, fast rund, zusammengedrückt. 3) In Absicht seiner Bekleidung: nackt, behaart. Die obere Seite heißt der Nacken; wo dieser sich mit dem Hinterkopfe verbindet, das Genick, welches bey vielen Thieren, z. B. bey den Hasen, sehr zerbrechlich ist. Der Nacken ist bey vielen Thieren mit einer Mähne bekleidet. Der untere Theil heißt die Kehle; die Vertiefung, welche in dem Brustknochen, da, wo sich der vordere Theil des Halses mit der Brust verbindet, gebildet wird, nennt man die Gurgel. Auch die Kehle ist bisweilen mit einer Mähne besetzt, oder hat eine schlaffe Haut, wie beym Rindvieh.

Siebentes Kapitel.

Von dem Rumpfe, dessen Theilen und dem Schwanze.

Am Rumpfe der Säugethiere bemerkt man die untere und die obere Seite. Die untere Seite besteht aus der Brust und dem Bauche und die obere aus dem Rücken. Dieser wird in den Vorderrücken und Hinterrücken eingetheilt, jenes ist die Gegend über der Brust und dieß die über dem Bauche. Die knochenlose Gegend zu beyden Seiten unter den falschen Rippen nennt man die Weichen (Wammen). Nach den verschiedenen Krümmungen und Wölbungen der Rippen, nach der verschiedenen Erhabenheit des Brustbeins und nach der Oberfläche ist die Brust in ihrer Gestalt und Ausdehnung sehr verschieden. 1) Nach ihrer Gestalt ist sie: flach, gewölbt, erhaben, hoch, eingedrückt, kielförmig, rinnenförmig. 2) In Absicht ihrer Ausdehnung: breit, schmal. 3) Nach der Oberfläche: höckerig, mit einer Mähne bewachsen.

Der

Der Bauch ist 1) in Absicht seiner Gestalt: cylindrisch, gewölbt, flach, ausgedehnt, geschwollen oder aufgeblasen, schmal, zusammengezogen oder hohlbäuchig, wie beym Windhund. 2) In Hinsicht der Oberfläche: eben, runzlich.

Ohngefähr in der Mitte des Bauchs ist der Nabel, zu beyden Seiten die Weichen, und am Ende befinden sich die Schaamtheile oder Zeugungsglieder. Bey dem Nabel befindet sich an einigen Thieren auch ein besonderer Beutel, in welchem sich eine Flüssigkeit absondert. Der Brüste oder Euter, als Theile des Unterleibes, ist oben schon gedacht worden. (Kap. 3. S. 47.)

Der Rücken ist 1) in Absicht seiner Ausdehnung: breit, schmal, kielförmig. 2) Nach seiner Erhabenheit: gerade oder flach, ausgebogen, eingebogen, höckerig, und abhängig. 3) Nach seiner Bekleidung: borstig, mit einer Mähne, Finne oder Flosse besetzt, oder ohne Flosse.

Am äußersten Theile des Rumpfes befindet sich als eine Fortsetzung des Rückgrates bey den meisten Säugethieren der Schwanz. Dieser ist 1) nach seiner Länge: lang, d. i. länger als das Hüftbein, sehr lang, d. i. länger als das Thier, kurz oder abgekürzt, d. i. kürzer als das Hüftbein. 2) Nach seiner Gestalt: zugespitzt, walzenförmig, eyförmig. 3) Nach dem Umfange: rund, platt gedrückt oder flach. 4) Nach der Bekleidung: nackt, behaart, wollig, dünn behaart, ein Schweif, flockig oder gebüschelt, d. i. am Ende mit einem Büschel langer Haare bewachsen, gefächert, d. i. wenn die Haare nach zwey Seiten ausgebreitet stehen, stachlig, beschuppt, geringelt. 5) Nach seiner Spitze: spitzig, stumpf, abgerundet, oder abgestumpft. 6) Nach der Art, wie ihn das Thier trägt: gerade, herunterhängend, überwärts gebogen, unterwärts gebogen, rückwärts geschlagen, schneckenförmig gewunden. Wenn die Thiere mit dem Schwanze als mit einer Hand etwas greifen können, so heißt er ein Roll- oder Wickelschwanz. Thiere, die gar keinen Schwanz haben, heißen ungeschwänzte oder schwanzlose. Der Schwanz dient den Säugethieren theils zur Bedeckung des Afters und der Zeugungstheile, theils zur Verjagung quälender Insecten, theils zur geschwindern und geschicktern Bewegung von einem Orte zum andern, theils zum Schutze gegen unangenehme Witterung.

Achtes Kapitel.

Von den Bewegungswerkzeugen.

Die gewöhnlichsten Werkzeuge der Bewegung sind bey den Landthieren vier Beine. Die Vorderbeine hängen durch das Schulterblatt mit den Schultern, welche zu beyden Seiten des Vorderrückens hervorstehen, zusammen und bestehn 1) aus dem Hinterarm oder Bug, vom Schulterblatt bis zum nächsten Gelenke, welches, wenn es sich nach hinten krümmt, Knie (das zuweilen, wie bey einigen Antilopen, mit einem Haarbüschel versehen ist), und wenn es sich nach vorne beugt, daß die Spitze nach hinten steht,

Ellenbogen genannt wird; ferner 2) aus dem Vorderbein, unter dem Ellenbogen und 3) aus dem Fußblatt oder eigentlichem Vorderfuß, welcher aus der Handwurzel, der Mittelhand und den Fingern oder Klauen (Hufen) besteht. Die Stelle unter dem Arme heißt die Achsel. Die Theile des Hinterfußes sind: 1) das Hüftbein oder der Schenkel; 2) das Schienbein und 3) das Fußblatt oder der eigentliche Hinterfuß, welcher aus der Fußwurzel oder Ferse, dem Mittelfuße und den Zehen oder Klauen besteht.

In Ansehung der Größe findet sich zwischen den Beinen noch die Verschiedenheit, daß sie entweder alle vier von einerley Länge, oder wie gewöhnlich, die Hinterbeine länger als die vordern, oder wie am seltensten, die Vorderbeine länger als die Hinterbeine sind.

Das Fußblatt ist bey vielen Thieren in Zehen oder Finger, die mit deutlichen Gelenken oder Gliedern versehen sind, zertheilt. Nach der verschiedenen Anzahl erhalten die Füße folgende Namen: zweyzehige, dreyzehige, vierzehige und fünfzehige. Diejenige kleine Zehe, über den wahren Zehen, die manche Thiere haben, und welche im Gange die Erde nicht berührt, heißt die After- oder falsche Zehe.

Die Zehen sind an ihrem letzten Gliede entweder mit breiten Nägeln oder mit spizzigen, gekrümmten Krallen besetzt, oder sind ganz wehrlos. Diese Krallen sind rundlich, erhaben, zugespitzt, pfriemenförmig, eingebogen, haakenförmig, unbeweglich, beweglich und können bisweilen in eine Scheide eingezogen werden.

Nach der verschiedenen Lebensart der Thiere sind die Zehen auch verschiedentlich eingerichtet und mit den Fußblättern verschieden gebauet. Die Füße bekommen daher verschiedene Namen: 1) Gangfüße, die bloß zum Gehen eingerichtet sind. Hier sind die Zehen mit stumpfen unbeweglichen Krallen besetzt und entweder ganz gespalten, oder nur etwas gespalten. 2) Fangfüße, die zum Fangen oder zum Zerreißen der Beute dienen und aus beweglichen scharfen Krallen bestehen, welche außer dem Gebrauch in einer Scheide liegen. 3) Kletterfüße, mit sehr langen scharfen Krallen besetzt, welche die Thiere beym Erklettern der Bäume in die Rinde einsetzen können. 4) Grabfüße, um in der Erde Höhlung zu graben. Diese sind mit starken, oft ziemlich langen Zehen, an welchen starke, scharfe Krallen stehen, versehen, und bey manchen z. B. beym Maulwurf, ziemlich breit. 5) Schwimmfüße, welche denjenigen Thieren eigen sind, welche ihre Nahrung auf dem Lande und im Wasser zugleich suchen. Die Zehen sind alsdann entweder ganz mit einer Haut verbunden, oder nur zum Theil, oder gefranzt, wenn jede Zehe zu beyden Seiten dicht, mit steifen Haaren besetzt ist, wie an der Wasserspitzmaus. 6) Flugfüße, die zum Flug geschickt sind. Die Zehen sind ausserordentlich lang, alle durch eine Floråhnliche Haut und durch dieselbe mit den Hinterfüßen verbunden (z. B. Fledermäuse). 7) Hände, wenn der innere Finger oder Daumen von den übrigen entfernt oder etwas tiefer steht, so daß die Thiere vermittelst desselben etwas fassen und fest halten können. Die Menschen haben zwey und die Affen vier Hände. 8) Springfüße: so nennt man bloß die hintern, wenn

wenn sie weit länger als die vordern sind, so daß die Thiere damit sehr weite Sprünge thun können.

Bey vielen Säugethieren ist das Fußblatt in keine deutliche Zehen getheilt, sondern eine hornartige, schuhförmige, bald härtere, bald weichere Bekleidung, welche man Huf oder Klaue nennt, vertritt die Stelle der Nägel oder Krallen. Diese Hufe und Klauen sind ungetheilt (einhufig) wie beym Pferde; gespalten (zweyhufig), wie beym Hirsch; nicht ganz gespalten, wie beym Kamel; dreyhufig, durch zwey Einschnitte in drey Klauen getheilt; vierhufig, durch drey Einschnitte in vier Klauen getheilt; fünfhufig, durch vier Einschnitte in fünf Hufe getheilt. Falsche Hufe oder Afterklauen, nennt man bey einigen Thieren die hinten etwas über den Klauen befindlichen kleinen Hufe, welche beym gewöhnlichen Gange die Erde nicht berühren, aber im Springen und Klettern Dienste thun. Bey den meisten Säugethieren sind die Füße deutlich, bey den im Wasser lebenden aber sind sie mit einer Haut umwachsen und den Flossen der Fische ähnlich. Die vordern sind nach unten gekehrt und die hintern in einen wagerechten Schwanz verwachsen; doch findet man gewöhnlich sowohl in den vordern als hintern die Fußknochen verborgen.

Wenn die Thiere mit gefingerten Füßen, bloß auf den Zehen gehen, so nennt man die Zehen Pfoten, wenn sie aber auf den ganzen Fußblatt gehen und Raubthiere sind, wie die Bären, Tatzen.

Ueber den Schenkeln bilden sich zu beyden Theilen des Afters die Keulen oder Hinterbacken, die 1) nach ihrer Substanz fleischig; 2) nach ihrer Gestalt gewölbt, zusammengedrückt, und 3) nach ihrer Bekleidung behaart, nackt und in diesem Falle auch wohl gefärbt sind.

Neuntes Kapitel.

Von dem innern Bau und zwar von der besondern Einrichtung der Sinneswerkzeuge.

Diejenigen Theile des thierischen Körpers, wodurch die Empfindungen in der Seele bewirkt werden, sind die Nerven. Diese Empfindungen aber sind, wie die Eigenschaften der Körper, wodurch sie bewirkt werden, sehr verschieden; denn nicht jede Nerve empfindet die Wirkung einer jeden Eigenschaft des Körpers, sondern andre Eigenschaften wirken auf diese, andre auf jene Nerve. Daher werden auch nur durch eine Vereinigung und verbindung mehrerer Nerven die Empfindungen gewisser Eigenschaften des thierischen Körpers erregt, welche man Werkzeuge der Sinnen nennt, und deren man bey den Säugethieren fünfe bemerkt, als: das Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack und Gefühl. Das Werkzeug des Gesichts ist das Auge. Es ist ein kugelförmiger Körper, der aus neun Häuten, zwey Kammern und vier Feuchtigkeiten besteht. Die weiße oder Vereinigungshaut ist eine Fortsetzung der innern Augenlieder-Haut. Sie überzieht die

die Außenseite des Augapfels bis nahe an den Regenbogen, und man sieht in derselben viele kleine Blutgefäße. Die harte oder undurchsichtige Hornhaut ist die stärkste und härteste, weiß von Farbe und bildet die Kugel des Augapfels vom Sehnerven an bis an den Rand der durchsichtigen Hornhaut. Diese ist gleichsam in jene eingespündet und besteht aus einer Menge durchsichtiger Blättchen. Die Aderhaut überzieht die innere Fläche der harten Hornhaut, an derem Rande sie sich in lockrer Gestalt umschlägt, und nach außen das Regenbog'enhäutchen, nach innen aber das Traubenhäutchen bildet. Sie macht den sogenannten Augenstern. Die runde durchsichtige Stelle, heißt das Sehloch oder die Pupille (Sehe), in welche die Lichtstrahlen einfallen, welche sich nach dem Grade des Lichts vor dem bloßen Auge unsichtbaren Fäserchen erweitert und verengert, und bey den Säugethieren von verschiedener Gestalt ist. Die Netzhaut (Nerven- oder Markhäutchen, Retine), ist die innerste Haut des Augapfels, weiß von Farbe und schleimig. Sie ist nichts anders als der im Hintergrunde des Augapfels verbreitete Sehnerve, der sich bis an den Rand der Krystallinse ausbreitet, aus den feinsten Nervenfäden und Blutgefäßen zusammengewebt und der empfindlichste Theil am ganzen Körper ist.

Die vordere Augenkammer ist der Raum zwischen der durchsichtigen Hornhaut und der Regenbogenhaut, und die hintere geht von der Traubenhaut bis zur vordern Fläche der Krystallinse.

Beyde Kammern füllt die wässerigte Feuchtigkeit, ein wahrer flüßiger wässeriger Saft aus, der vielleicht bloß dazu da ist, das Zusammenwachsen, Austrocknen und Verschrumpfen der Häute zu verhindern, und wieder nachwächst, wenn er verlohren geht. Hinter der Pupille liegt in einer schüsselförmigen Vertiefung die Krystallinse, (Sehlinse, krystallene Feuchtigkeit, Augenkrystall). Es ist ein plattgedrückter, linsenförmiger, sehr durchsichtiger Körper von mehr fester als schleimiger Beschaffenheit, ein wahrer durchsichtiger Muskel, der aus unzähligen dünnen Blättchen besteht. Sie wird von einem äußerst zarten und durchsichtigen Häutchen locker umgeben, welches die sogenannte Kapsel der Krystallinse ist, in welchem die Linse von der etwas schleimigen Morgagnischen Feuchtigkeit umflossen wird, und durch dessen Beweglichkeit das gute Nah- und Entferntsehen mit abhängt. Den beträchtlichsten hintern Theil des Augapfels nimmt die helle, durchsichtige, gallertartige gläserne Feuchtigkeit (Glaskörper) ein. Ihre vordere Fläche ist mit einer zwar starken, aber äußerst durchsichtigen Haut überzogen, welche das Glashäutchen genannt wird. Um den Umfang der Krystalllinse auf dem Glaskörper strahlenförmige schwarze Streifen, welche man Strahlenband zu nennen pflegt.

Das Thier sieht nun auf folgende Weise. Die Lichtstrahlen, welche von einem Körper ausgehen oder zurückprallen, dringen durch die durchsichtige Hornhaut und durch die in dem Sterne befindliche Oeffnung in das Auge ein, werden in den Feuchtigkeiten des Auges, sonderlich aber in der Krystalllinse gebrochen, und bilden den Gegenstand, von dem sie ausgegangen sind, auf der Netzhaut auf eben die Art ab, nämlich umgekehrt, wie es in einer

ver-

verfinsterten Kammer (Camera obscura) geschieht. Von der Netzhaut bekommt die Seele die deutliche Empfindung und Vorstellung des Gegenstandes in dem Gehirne vermittelst des Sehnervens auf eine uns noch unerklärbare Art und zwar nach seiner natürlichen Gestalt und Lage mitgetheilt.

Dieses Werkzeug ist nun bey den verschiedenen Säugethieren von verschiedener Schärfe oder Schwäche, und thut gewöhnlich am Tage seine gehörige Wirkung; doch giebt es auch Thiere z. B. die Katzen, welche des Nachts deutlich sehen können, und dieß rührt von der Empfindlichkeit ihrer Augennerven her, die auch die wenigen Lichtstrahlen, die des Nachts noch in der Luft sind, auffangen und durch sie in Bewegung gesetzt werden können.

Die Bewegung des Auges durch Muskeln und die willkührliche Ausdehnung und Zusammenziehung des Augensterns bey vielen Thieren, wodurch die Augenöffnung groß und klein wird, machen, daß sie die Gegenstände nach gewissen Entfernungen allezeit deutlich sehen können.

Bey vielen Thieren sind die Augen matt, bey andern aber leuchten sie und zwar besonders stark, wenn sie in Affekt sind. Eben so ist auch nach Verschiedenheit der Thiere der Blick des einen sprechender als der des andern, bey vielen sogar grausam und wild.

Das Werkzeug des Gehörs ist das Ohr, welches meistentheils aus elastischen Knorpeln oder harten Knochen besteht, um welche der Gehörnerve sich inwendig verbreitet. Nicht bey allen Thieren findet man den äußern knorplichen Theil, das sogenannte äußere Ohr, oder die Ohrmuschel, welche aus dem großen trichterförmigen, dem dreyeckigen und ringförmigen Knorpel besteht, und wie ein Trichter da steht, um durch einige bewegliche Muskeln den Schall aufzufangen, zu mäßigen und in den Gehörgang zu leiten. Dieser Gang ist eine krumme, knorpliche oder knöcherne Röhre, an deren Ende das Trommelfell sich befindet, welches aus einem dünnen, pergamentartigen Häutchen besteht, das über die Pauke, oder Trommelhöhle ausgespannt ist. In dieser unregelmäßigen Höhle liegen die vier Gehörknochen, wovon der erste der Hammer ist, welcher mit seinem Stiele an dem Trommelfelle anhängt, und mit seinem Kopfe den zweyten Gehörknochen, den Ambos berührt, an dessen längern Schenkel der dritte, das rundliche oder hirsenförmige Knöchelchen den vierten, den Stegreif (Steigbügel) mit dem Ambos vereiniget. Ihrer Aehnlichkeit halber haben diese Gehörknochen solche Namen, und sie scheinen durch kleine Muskeln in Bewegung gesetzt zu werden. Zwey davon sind am Hammer, eine am Ambos und der vierte am Stegreif befestigt. Aus der Trommelhöhlung geht die Hörtrompete oder Eustachianische Röhre in den Mund; die Luft dringt durch dieselbe von innen herein, und hält mit der äußern, die durch den Gehörgang kömmt, das Gleichgewicht. Aus der nämlichen Höhle geht auch das eyrunde Fenster, ein Loch, welches der Stegreif mit seiner Grundfläche füllt, und welches sich in das Innerste des Ohrs (innre Ohr), in den Labyrinth (Irrgang) öffnet. Dieser besteht aus dem Vorhofe, einer runden mit Wasser erfüllten Höhle, aus den drey halbzirkelförmigen Kanälen, welche sich in

den Vorsaal öffnen, und aus der Schnecke, welche vorwärts liegt, und aus einem hohlen schneckenförmig gewundenen Gange besteht, der durch eine halb knöcherne, halb nervige Haut in zwey Kanäle getheilt wird, wovon sich der vordere in den Vorhof, der hintere aber durch das runde oder besser dreyeckige Fenster in die Trommelhöhlung öffnet. Der Gehörnerve endlich breitet sich durch alle Theile des Labyrinths aus.

Die Empfindung des Gehörs scheint nun auf folgende Weise in die Seele gebracht zu werden. Die äußere durch einen Schall gleichsam wellenförmig bewegte Luft dringt durch die verstärkenden Biegungen des elastischen Gehörganges auf das ausgespannte Trommelfell, und setzt dieses und die damit verbundenen Gehörknochen in eine zitternde Bewegung, die sich durch den Labyrinth den ausgespannten Nervenfäden mittheilt, und den Schall in das Gehirn fortpflanzt, wo sich die Seele desselben bewußt wird, und nach der Verschiedenheit, der in den Gehörnerven gemachten Eindrücke, auch, auf eine uns unbegreifliche Weise, verschiedene Vorstellungen von dem Schalle erhält, durch welche diese Eindrücke verursacht worden sind. Nach dem verschiedenen Baue, besonders des äußeren Ohres richten sich dann auch die verschiedenen Grade der Feinheit desselben, die man an den Thieren bemerkt, und wenn der Mensch von den meisten darin übertroffen wird, so liegt hauptsächlich die Schuld an dem Mangel der Beweglichkeit, die unserm Ohre fehlt.

Die Nase ist das Werkzeug des Geruchs. Sie besteht aus verschiedenen Knorpeln und Knochen, die bey den verschiedenen Thierarten in der Gestalt etwas von einander abweichen, und aus Muskeln, Häuten, Blutgefäßen und Nerven bestehen. Die ganze innere Nasenfläche sind mit der zarten Schneiderischen Haut überspannt, die aus Blutgefäßen, aushauchenden und einsaugenden Gefäßen, Nerven und einem Zellgewebe besteht und in welchem vorzüglich in einigen kleinen Drüschen der Nasenschleim abgesondert wird. An die Nerven dieser Haut stoßen die von den Köpern ausdünstenden flüchtigen salzigen und öhligen rc. Theilchen, wenn sie durch das Einathmen in die Nase gezogen werden, setzen dieselbe in Bewegung, und erregen dadurch in der Seele die Empfindung des Geruchs. Diese Haut muß beständig durch jenen bekannten Schleim feucht erhalten werden, damit so wohl die riechenden Theilchen sich desto leichter anhängen können, als auch die zarten Nerven geschützt sind. Durch diesen Sinn übertreffen uns die Thiere vorzüglich.

Die Nasenlöcher dienen auch noch zum Athemholen, zur Stimme und zur Ausführung des überflüssigen Schleims.

Das Werkzeug des Geschmacks ist vornämlich die Zunge, welche ein muskulöser, dicker, länglicher und mit vielen Nerven versehener Theil ist. Sie liegt mitten in der Höhle des Mundes, ist nach allen Richtungen beweglich und mit ihrer Wurzel zum Theil mit dem Schlunde, zum Theil mit dem Luftröhrenkopf, vermittelst des Zungenbeins und verschiedener Muskeln verbunden. Unten ist sie mit dem Zungenknochen befestigt und an den Seiten durch andere häutige Bänder. Das blinde Loch befindet sich auf dem Rücken der Zungenwurzel. Es ist voller Schleim, und der gewöhnliche Sitz des Zungenkrebses beym

beym Rindvieh. Die Schmeckkraft liegt vorzüglich an der Spitze, auf der Oberfläche und an den Seitenwänden. Die Nerven endigen sich nämlich in Wärzchen, welches eigentlich die empfindenden Theile der Zunge sind und Nervenwärzchen oder Geschmackskörner heißen, und mancherley Gestalt haben, denn einige sind pyramidenförmig, andere kegelförmig, andere sehen wie Hütchen und noch andere wie Schwämmchen aus. Zwischen diesen öffnen sich feine Gefäße, die einen Saft absondern, der die Zunge anfeuchtet, und die Salze auflöst. Wenn diese aufgelösten Salze die Geschmackskörner berühren, so entsteht daraus der verschiedene Geschmack, des bittern, süßen, sauren, herben, gesalzenen, gewürzhaften und so ferner.

Die Zunge ist verschieden 1) nach ihrer Gestalt: wurmförmig, vorne zugespitzt, schwerdförmig, vorne ausgebreitet, durchaus rund. 2) Nach der Spitze: spitzig, abgerundet, gespalten oder zweyspaltig, lappig. 3) Nach ihrer Oberfläche: eben und glatt, rauh, haarig, warzig, stachlig, rückwärts gestachelt. — Einige Thiere können auch die Zunge weit hervorstr.cken und wieder zurückziehen.

Das Werkzeug des Gefühls endlich besteht aus den äußersten Enden der Nerven, welche sich aus dem Gehirn und Rückenmark in die Muskeln und von hieraus mit den zärtesten Zweigen in Gestalt feiner Wärzchen sammeln, und durch die ganze Haut vertheilen. Sie werden von einem netzförmigen Schleim und der empfindlichen Oberhaut des Körpers beschützt. Diese Nervenwärzchen sind an manchen Theilen, z. B. an den Spitzen der Finger größer, oder häufiger, wie an den steifen Barthaaren mancher Raubthiere, daher ist auch das Gefühl an solchen Orten um so viel feiner, als an andern Theilen des Körpers. Hierdurch empfinden also die Thiere allerley besondere Eigenschaften der Körper, z. B. ob sie hart oder weich, rauh oder glatt, feucht oder trocken, warm oder kalt u. s. w. sind.

Dieß sind die Werkzeuge der fünf Sinne, deren Wirkungsgrade aber bey den verschiedenen Thierarten auch sehr verschieden sind.

Zehntes Kapitel.

Vom Schlafen und Wachen.

Wenn die Thiere durch ihre Sinne die Eindrücke der äußern Gegenstände mit Bewußtseyn empfinden und sich willkührlich bewegen, so wachen sie; sind sie aber dieser Fähigkeit beraubt, so schlafen sie.

Jedoch hören die unwillkührlichen Bewegungen, wie z. B. die Bewegung des Herzens und der Kreislauf des Blutes u. s. w. auch im Schlafe nicht auf, weil ohne diese Bewegung das Thier nicht leben kann.

Wenn im Schlafe die innern Eindrücke in der Seele durch die Einbildungskraft und das Gedächtniß wirken und dadurch mancherley Vorstellungen in derselben abbilden, wodurch Empfindungen und oft auch freywillige Bewegungen des Körpers hervorgebracht wer-

den; so sind dieses Träume. So bellen z. B. zuweilen die Jagdhunde im Schlafe, und machen dabey mancherley Bewegungen.

Das Träumen ist daher ein gewisser Mittelzustand zwischen Schlafen und Wachen.

Der Schlaf selbst wird durch den anhaltenden Gebrauch der Nerven, woraus Ermattung und Schlaffheit entstehen, befördert, und ist der thierischen Natur zu Sammlung neuer Kräfte schlechterdings nothwendig. Die Zeit und die Dauer desselben ist aber bey den verschiedenen Thierarten ungleich und verschieden.

Die von Gras und überhaupt aus dem Pflanzenreiche sich nährenden Thiere schlafen größtentheils des Nachts; die Fleischfressenden hingegen, welches mehrentheils Raubthiere sind, gehen des Nachts ihrer Nahrung nach, und ruhen am Tage. So auch in Ansehung der Dauer; der Dachs z. B. schläft sehr lange, das Pferd hingegen bedarf seiner schweren Arbeit ungeachtet nur eines kurzen Schlafes. Letzteres ruht auch stehend aus, obgleich sonst die meisten Säugethiere liegend schlafen.

Viele Thiere, z B. der Hamster, Dachs und die Fledermaus fallen in den kältesten Monaten des Jahrs in einen tiefen Winterschlaf und bringen in dieser Erstarrung den Winter hindurch oder wenigstens, so lange die kalte Witterung dauert, zu. Jedoch hören auch bey diesen Winterschläfern die unwillkührlichen Bewegungen nicht auf, sondern der Kreislauf des Blutes geht langsam fort, und das Blut behält auch einen gewissen, wiewohl kaum merkbaren Grad von Wärme.

Eilftes Kapitel.

Besondere Einrichtung der Knochen.

Die Knochen sind die dichtesten und festesten Theile des Körpers, und geben ihm Bildung, Haltung und Festigkeit.

Alle Knochen sind theils aus mehrern feinen Fasern, theils aus dünnen schichtweise über einander liegenden Blättchen zusammengesetzt, deren Bestandtheile kalkartig, salzig und öhlig sind.

Bey ihrer Entstehung sind die Knochen weich, und haben fast gar keine Festigkeit; nach und nach aber bekommen sie mehrere Festigkeit und sind Knorpel, bis sie endlich bey zunehmenden Wachsthum des Körpers ganz hart und eigentlich erst Knochen werden.

In Ansehung ihres innern Baues unterscheidet man dreyerley Theile an denselben. Man bemerkt nämlich:

1) einen dichten festen Theil, der gleichsam den Körper der Knochen ausmacht und seine äußere Gestalt bildet,

2) einen zelligen und schwammigen Theil, welcher sich in den dünnen langen hohlen Knochen an beyden Enden, oder in den platten Knochen, die keine Höhlen haben, in der Mitte durchgehends befindet, und Blutgefäße und die rothe Thiergallerte enthält,

3) ei-

3) einen netzförmigen Theil, welcher sich bloß in den Höhlen der langen Knochen befindet, und aus verschiedenen von einander abgesonderten Fasern besteht, und zur Vertheilung der Blutgefäße, welche das Mark hinzuführen, bestimmt ist.

Der äußern Bildung nach sind die Knochen von dicker, mittlerer und geringerer Art, und ihre Gestalt nach der verschiedenen Richtung der Fasern verschieden, cylindrisch, platt u. s. w. Die Vorsprünge oder Verlängerungen, die man an ihnen gewahr wird, heißen Erhöhungen. Sie heißen Fortsatz (Apophyse) wenn sie mit dem Knochen einen Körper ausmachen, aber einen Auswuchs bilden, Ansatz, oder Anhang (Epiphyse) wenn sie als Vorragungen nur an dem Knochen anliegen und eine scheinbare Vereinigung machen.

Wenn mehrere Knochen in einer besondern Verbindung und Harmonie mit einander stehen, so machen diese ein Gelenk aus.

Bey allen Gelenken bemerkt man breite Bänder, welche Sehnen oder Ligamente genannt werden, und die zu einem Gelenke verbundenen Knochen umhüllen, damit die sogenannte Gelenkschmiere nicht verschüttet werde.

Die äußere Oberfläche der Knochen ist mit einer Haut, welche die Beinhaut genannt wird, umgeben, die aus verschiedenen Schichten von Fasern und Gefäßen besteht, die der knochigen Substanz die Nahrung zuführen.

Zwölftes Kapitel.

Von den Zähnen.

Auch die Zähne sind Knochen. Sie sind die Werkzeuge, wodurch die Säugethiere ihre Speisen abrupfen, abbeißen, zerreißen, zernagen oder zermalmen.

Der obere Theil der Zähne ist hart und glänzend, und der untere Theil oder die Wurzeln sind in besondern Zellen befestigt und enthalten Blutgefäße und Nerven.

Die äußere harte Materie aber verhindert das leichte Zerbrechen, Verfaulen und Abnutzen, und durch die Wurzeln ziehen sie ihre Nahrung an sich.

Ihrer Lage nach theilt man sie in Vorderzähne, Eckzähne, (Spitz- oder Hundezähne) und in Backenzähne ein; welche alle an Bildung, Größe und Härte sehr verschieden sind.

Die Eckzähe sind gewöhnlich spitzig, etwas gebogen und länger als die übrigen Zähne. Sie stehen meist einzeln, doch haben auch die Fledermäuse noch Nebeneckzähne oder Seitenzähne.

Die Backenzähne haben nach der verschiedenen Nahrung der Thiere auch verschiedene Gestalt. Bey Fleischfressenden ist die Krone allezeit scharf und zackig, bey den Grasfressenden aber stumpf und eingefurcht.

Nach ihrer Gestalt sind die Zähne: Schneidezähne (wenn die Vorderzähne breit und scharfrandig sind), schaufelförmig, walzenförmig, pfriemenförmig, vierseitig, dreyseitig, zusammengedrückt, gekrümmt, wie Hauer gebogen, gerade.

Nach ihrer Spitze und Schärfe; eingekerbt oder gelappt, sägenförmig eingeschnitten, spitzig, stumpf, schief abgestumpft, abgerundet, gespalten, flach, auf der Oberfläche etwas ausgehöhlt, mit drey Spitzen versehen.

Nach der Oberfläche sind die Zähne: eben, gewunden, oder zackig gefurcht.

Nach ihrer Richtung: geradestehend, zurückgebogen, hervorgebogen, herausgestreckt, eingeschlossen.

Nach ihrem Stande neben einander: dicht zusammenstehend, entfernt stehend, in gleicher Richtung stehend.

Die Thiere bringen die Zähne theils gleich mit auf die Welt, theils bekommen sie erst selbige einige Zeit nach ihrer Geburt. Auch haben manche Thiere keine Vorder- oder Eckzähne oder gar keine Zähe. Die vordern werden bey vielen gewechselt.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Schlunde, Magen, Zwerchfell, der Milz, Leber, den Därmen, dem Darmfell, Netz, Gekröse und Milchbehälter.

Der Schlund (die Speiseröhre) ist ein trichterförmiger oben weiterer und unten sich verengernder Schlauch aus Häuten und Muskeln gebildet, wodurch die im Munde zu bereiteten Speisen verschluckt werden, und welcher hinter der Luftröhre längs der innern Seite des Halses und dem Rückenwirbel hinab in dem Magen gehet.

Alles was dem Schlunde herab kömmt, sammelt sich in dem großen, festen, häutigen Sack, den wir Magen nennen, und worin die Speisen, wie man sagt, verdaut werden. Er besteht aus mehrerern über einander liegenden Häuten, welche mit Muskelfasern und Nerven durchflochten sind, ist bald mehr rund bald mehr lang. Die fleischfressenden Thiere haben nur einen Magen. Er ist immer feucht und warm, welches seine Blutgefäße und die benachbarten Eingeweide verursachen. Die meisten pflanzenfressenden, wenigstens die, mit gespaltenen Klauen aber, vier: erstlich den Pansen (Wanst, Wampe), zweytens die Haube (Netz) drittens den Psalter (Kalender, das Buch) und viertens den Rohm (Fettmagen, die Ruthe). Diese Thiere würgen die Speisen aus den Pansen wieder in den Mund zurück, kauen sie noch einmal, und heißen daher wiederkäuende Thiere.

Ohne Zweifel besteht der Nutzen dieses Wiederkäuens darin, daß diese Thiere, denen vorzüglich von den Raubthieren nachgestellt wird, ihr Futter nur flüchtig abzugrasen nöthig haben, und es alsdann an verborgenen Orten in Ruhe und Sicherheit klein zermalmen und zur Verdauung geschickt machen können.

Das

Das Athmen, das Schlagen der Pulsadern und das wechselseitige Zusammenziehen und Erweitern seiner muskulösen Theile erhält den Magen in steter Bewegung, wodurch in Verbindung mit der Luft, mehrerer Flüssigkeiten und der Wärme die Verdauung der Speisen bewirkt wird.

Da nun diese Bewegung auch alsdann, wenn keine Speisen im Magen sind, fortdauert; so entsteht daraus die unangenehme Empfindung, die wir Hunger nennen. Fehlt es dem Magen an der nöthigen Feuchtigkeit, so empfindet das Thier Durst.

Bey den Säugethieren ist der Oberleib vom Unterleibe innerlich, oder die Brust vom Bauche durch das Zwergfell geschieden. Es liegt dasselbe über dem Magen, durchschneidet den Leib, wo die Rippen aufhören, in die Queere, und ist eine große, theils sehnige, theils muskulöse Haut, welche viele Blutgefäße, Nerven und verschiedene Oeffnungen hat, welche die aus dem obern Theil des Körpers herabsteigende Adern, Nerven und andere Kanäle durchlassen. Es geht beym Athmen auf und nieder, befördert dadurch die Bewegung verschiedener Flüssigkeiten im Körper u. d. m.

Zur linken Seite des Magens liegt die Milz. Sie ist ein plattes, längliches, schmales, wie eine Zunge gestaltetes Eingeweide, und enthält eine Menge zarter Aederchen, mit Mark erfüllter Zellen und andere Gefäße. Sie ist vorne gewölbt, hinten ausgehöhlt, von Farbe bräunlich oder graulich, und ihre Verschiedenheit ist bey den verschiedenen Thieren nicht groß. Die Spitze derselben liegt unterwärts über dem Magen, und das breite Ende dem Rückgrat am nächsten, und ist an das Zwergfell und die linke Niere befestiget.

Ihr Nutzen kann bis jetzt noch nicht mit Gewißheit bestimmt werden, jedoch soll sie zur Verdünnung des Bluts beytragen. Auch scheint sie zum eigentlichen Leben nicht schlechterdings nothwendig zu seyn, da Thiere, denen man sie ausgeschnitten hat, noch fortgelebt haben.

Auf der rechten Seite gleich unter dem Zwergfelle, liegt die Leber, und bedeckt die rechte Seite des Magens. Sie ist ein schwammiger mit vielen Fasern, Blut- und Fließwassergefäßen, Drüsenkörnchen und Nerven durchwebter Theil, der zwey oder drey größere oder kleinere Lappen bildet, und das große Eingeweide des Unterleibes ausmacht. Ihre Farbe ist blaulich oder braun; sie enthält die Gallenblase und die Gallengänge und sondert die Galle von dem Blute ab.

Mit dem häutigen Magen hängen die Därme unmittelbar zusammen, haben mit ihnen einerley Bau, und bestehen aus langen bald weitern bald engern Kanälen. Man theilt sie in dicke oder weite und dünne oder enge Därme ein.

Zu den dünnen Därmen gehören der Zwölffingerdarm, der unmittelbar an den Magen anschließt, und von seiner Länge, weil er bey dem Menschen zwölf Finger breit oder zwölf Zoll lang ist, diesen Namen bekommen hat. Der zweyte dünne Darm ist der Leerdarm (leere Darm), welcher schmäler, aber viel länger ist, an den vorigen gränzet, und daher seinen Namen führet, weil er den Nahrungsbrey nicht lange bey sich behält und al-

also fast immer leer ist. Der dritte darauf folgende ist der Krummdarm (krumme oder gewundene Darm,) der sehr lang ist, und daher so heißt, weil er vielerley Krümmungen macht. Letztere beyde Därme könnte man auch für einen annehmen, da sich die Gränzlinie zwischen beyden nicht wohl bestimmen läßt. Bey den wiederkäuenden Thieren sind die dünnen Därme gewöhnlich doppelt so lang, als bey den andern und haben auch weit mehr Milchgefäße.

Hierauf folgen die dicken Därme. Sie sind der Reihe nach der Blinddarm, welcher deswegen so genennt wird, weil er gleichsam nur ein Nebenbeutel ist, sich wohl in eine Spitze endiget, die aber keinen Ausgang hat; der Grimmdarm, weil in ihm vornämlich die Schmerzen, die man die Kolikschmerzen oder das Bauchgrimmen nennt, entstehen. Er steigt ein- oder etlichemal an der rechten Seite in die Höhe bis an das Zwergfell, und an der linken Seite wieder herunter, und endigt sich in dem Mastdarm, welches nur eine Fortsetzung des vorigen ist, und in gerader Linie bis zur hintern Oeffnung des Leibes oder dem After läuft. Sein Ende wird von dem großen zuschließenden Muskel am After umschlossen.

Alle Därme haben eine wurmförmige Bewegung, machen ein Ganzes aus, und in ihnen werden die Speisen ganz oder völlig verdaut, der Nahrungssaft von dem Unrathe abgesondert, und beydes seiner Bestimmung nach weiter fortgeleitet.

Die ganze Bauchhöhle wird vom Bauch- oder Darmfell, einer zelligen Membrane umkleidet, ist hinten am Rückgrate angewachsen, breitet sich in viele Falten aus, und schließt an seinem Rande den ganzen Darmkanal, wie einen Saum, ein.

Unter dieser Membrane befindet sich das Netz, welches aus zwey Häuten besteht, wie ein Sack gestaltet, und der Sitz des Fettes ist. Es bedeckt die Därme bis an den Nabel, dringt in ihre Krümmungen, beschützt sie von allen Seiten, glättet und befeuchtet sie. Es sondert in seinen Blutgefäßen dünnöhlige Säfte ab, die zur Bereitung der Galle dienen.

Zwischen den Krümmungen der Därme liegt das Gekröse, welche die Bauchhöhle gleichsam in zwey Theile in den obern und untern theilt. Das Gekröse verbindet die Därme mit einander, erhält sie schlüpfrig, und im Schweben und erleichtert dadurch ihre Bewegung. Zwischen den beyden Häuten des Gekröses befindet sich eine Menge dünner weißer Röhrchen, die Milchadern oder Milchgefäße genannt werden. Diese saugen aus den Därmen einen milchartigen Saft ein, und vereinigen sich bey den untern Lendenwirbeln in einen kleinen Beutel oder häutigen Sack, welcher den Namen Milchbehälter führt. Von hieraus steigt der Milchsaft durch den Milchbrustgang am Rückgrate gerade in die Höhe durch das Zwergfell in die Brust, und schüttet sich in der linken Achselblutader aus.

Vier-

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Herzen und den Adern.

Das Herz, eine fleischige, muskulöse Maschiene ist seiner äußern Gestalt nach einem Kegel ähnlich, und leidet bey der verschiedenen Bildung der Säugethiere dennoch nur selten eine Abweichung von seiner gewöhnlichen Figur. Die Spitze ist etwas zugerundet, die Seiten etwas platt und der Grund länglich rund.

Es wird von einer häutigen Kapsel, die man Herzbeutel nennt, umwickelt, welche das Herz festhält, seine Bewegung mäßigt, und überhaupt jede Störung seiner freyen und bestimmten Wirkung verhindert. Bey dem Menschen ist die Lage des Herzens schräge, bey den meisten Säugethieren aber fast senkrecht, doch ohne an das Brustbein zu stoßen.

Es wird in zwey Behältnisse getheilt, welche man Herzkammern nennt. Es sind dieß zwey große Höhlen, welche in der Dicke dieser kegelförmigen Masse eingeschlossen sind, wovon eine die vordere, nach der rechten Seite zu, die andere die hintere Herzkammer nach der linken Seite zu, ausmacht. Ueber dieser Herzkammer liegen zwey Vorkammern, die zwar nicht unter sich selbst, jede aber mit ihrer Herzkammer Gemeinschaft haben, und welche man auch Herzohren nennt.

Die häutigen röhrenförmigen Gefäße im thierischen Körper, welche wir Adern nennen, sind mit dem Herzen genau verbunden. Ihrer Bestimmung nach sind sie entweder Schlagadern (Pulsadern, Arterien) oder Blutadern (zurückführende Adern, Venen). Durch die erstern wird das Blut durch alle Theile des Körpers vertheilt, und sie haben ihren Anfang in den Herzkammern. Die letztern, welche im Ganzen weiter sind als die erstern, stoßen an die Herzohren, und bringen das Blut zum Herzen. Jene verengern sich allmählig, und haben durch ihr wechselweises Erweitern und Zusammenziehen eine schlagende Bewegung (Pulsiren), die letztern aber erweitern sich nach dem Herzen zu und haben hin und wieder Klappen, um das Zurücktreten des Blutes zu hindern. Die beyden Hauptstämme der Pulsadern sind die Lungenpulsader und die große Pulsader; jene entspringt in der rechten Herzkammer und geht in die Lunge, wo sie sich in unzählige Aeste vertheilt; diese geht von der linken Herzkammer nach allen Theilen des Körpers. Eben so viel Hauptblutadern giebt es auch. Die große Hohlader bringt das aus allen Theilen des Körpers gesammelte Blut in das rechte Herzohr, woraus es in die rechte Herzkammer und weiter durch die Lungenpulsader in die Lurge geführt wird; hier empfängt es die zweyte große Blutader, die Lungenblutader, bringt es in das linke Herzohr und von da in die linke Herzkammer. Beyde Arten von Adern bekommen nach der Zertheilung in ihre Aeste und nach der Gegend des Körpers, in welcher sie liegen, noch verschiedene Namen, z. B. Schlafpulsader, Brustblutader.

Noch ist hier zu bemerken, daß bey den mehrsten ganz jungen Säugethieren das Herz die Einrichtung hat, daß beyde Kammern durch eine Oeffnung und die Lungenpulsader mit

der großen Pulsader durch einen Gang in Verbindung stehen, wodurch also im Mutterleibe der zweyte Kreislauf des Bluts in der Lunge nicht so nöthig und auch das Athmen entbehrlich ist. Einen ähnlichen Bau behalten manche Thiere, deren Lebensart einen langen Aufenthalt unter dem Wasser erfordert, bey den übrigen verwachsen aber diese Oeffnungen mit der Zeit.

Des Blutumlaufs soll unten gedacht werden.

Funfzehntes Kapitel.

Von der Lunge und der Luftröhre.

Die **Lunge**, die in der Brust an beyden Seiten des Herzens liegt, ist ein großes lockeres fleischiges röthliches Eingeweide, daß außer einigen Nerven sehr feine Blut- und Luftgefäße enthält, welche letztere aus der Luftröhre entspringen. Sie ist oben mit der Luftröhre und durch das Mittelfell mit dem Brustbeine und Rückgrate verbunden. Durch die Mittelhaut wird sie in zwey **Lappen** getheilt.

Durch die Lunge schöpft das Thier frische Luft, ohne welche es schlechterdings nicht leben kann. Was sie aber eigentlich nützt, ob sie bloß das Blut in der Lunge abkühle, oder ob sie noch größern Einfluß auf dasselbe habe, ist noch nicht bestimmt. Sonst dient sie noch zu Hervorbringung der Stimme, zur Bewegung des Unterleibes, des Magens, der Därme, zur Scheidung verschiedener Säfte, Austreibung des Harns und Unraths u. s. w. Da die Lunge sehr zart ist, so leidet sie auch oft von Verstopfungen und andern Zufällen.

Die Lunge selbst aber erhält die nöthige Luft durch die **Luftröhre** (Kehle, Gurgel), welche ein aus Häuten und ringförmigen Knorpeln zusammengesetzter Kanal ist, der sich von oben nach unten verengert und zuletzt in unzählige Aeste vertheilt. Die Oeffnung der Luftröhre, welche die **Stimmritze** genannt wird, ist nebst dem **Luftröhrenknopf** eine aus verschiedenen Knorpeln zusammengesetzte Büchse, das eigentliche Werkzeug der Stimme. Je nachdem die Oeffnung groß oder klein ist, ist auch der Schall der Stimme grob oder klar, und er entsteht, wenn die Luft durch das Ausathmen zwischen der verengerten Stimmritze mit einer gewissen Geschwindigkeit gestoßen wird.

An der Seite der Luftröhre befindet sich eine große Drüse, welche starke Blutgefäße enthält, und durch deren Verstopfung die sogenannten **Kröpfe** entstehen.

Sechzehntes Kapitel.

Von Drüsen und Nieren.

Die **Drüsen** sind eigene lockere Absonderungsmaschinen, welche aus einer Membrane und sehr vielen zarten, mit einer Pulsader, Blutader und einem Nerven verflochtenen Fasern bestehen. Sie haben einen kleinen Ableitungskanal und sind rundlich.

Sie sind entweder einfach oder zusammengesetzt. Die letztern sind entweder eine Sammlung verschiedener untereinander verbundener drüsiger Körper, welche in eine Membrane eingeschlossen sind, und ein einziges Werkzeug ausmachen.

Von den Drüsen, deren im thierischen Körper, mehrere kreisrund und allenthalben verbreitet sind, und die an jedem Orte denjenigen Saft aus den Schlagadern aussaugen, der gerade da am nöthigsten und nützlichsten ist, bekommen einige nach ihren verschiedenen Verrichtungen auch verschiedene Namen. So heißen z. B. die am Halse Mandeln; die am Rücken Rückendrüsen; auch rechnet man die Hoden der Thiere männlichen Geschlechts hierher. Durch die Theile, die sie absondern, befördern sie die Nahrung und das Wachsthum; scheiden Galle, Thränen, Speichel, Ohrenschmalz u. d. gl. ab; und führen gewisse überflüßige Theile aus dem Körper z. B. Schleim, Haare u. s. w. ab.

Die Nieren, die im Unterleibe zwischen den letzten falschen Rippen liegen, sind zwey länglich runde drüsenartige braune Körper, die bey allen Thieren aus einer doppelten Substanz, einer markigen und rindigen, und aus kleinen von der Mitte auslaufenden Röhrchen und andern Gefäßen bestehen. Auf der rechten Niere liegt die Leber, auf der linken die Milz, und auf beyden liegen die Därme. Alle Thiere, die Blut haben, haben auch Nieren. Ihre Verrichtung ist, daß sie aus dem Blute, das ihnen durch die Pulsadern zugeführt wird, die überflüßige scharfe Feuchtigkeit an sich ziehen, den Harn in die flaschenförmige häutige Harnblase durch zwey eigene Gänge träufeln und durch eine große Oeffnung unten am Blasenhalse abführen. Vor den Nieren oder in ihrem Fettgewebe findet man noch die Nebennieren, deren Nutzen man noch nicht kennt. In den Nieren selbst, so wie in der Harnblase, findet man öfters Steine.

Siebenzehntes Kapitel.

Von den Zeugungstheilen und der Fortpflanzung der Säugethiere.

Da bey den Säugethieren die Geschlechter getheilet sind, so müssen auch die Zeugungstheile der Geschlechter verschieden seyn; und es hat daher das Männchen ganz andere Zeugungsgliedmaßen als das Weibchen.

Die äußern Zeugungstheile des Männchens sind die Ruthe und die Hoden.

Die erstere besteht aus der Wurzel, dem Mittelstücke und dem Kopfe oder der Eichel, welche letztere theils flach, theils abgerundet, theils spitzig ist. Die Ruthe selbst wird mit einer Haut bedeckt, die vorn an der Eichel Vorhaut genennt wird, erweitert aber, wie beym Pferd, Schlauch heißt. Die Harnröhre ist mit einem schwammigen Körper umgeben, dessen Gewebe bey der Begattung mit Blut durchströmt, und dadurch die Steifigkeit der Ruthe bey der Begattung befördert wird.

Die Hoden, deren zwey sind, bestehen aus Häuten, verschiedenen zarten Gefäßen, aus Pulsadern, Blutadern und Nerven. Es sind nichts anders als Drüsen, in welchen

der männliche Saame bereitet, und in den Nebenhoden, die etwas höher liegen, verfeinert, durch zurückführende Gefäße in den zwey häutigen Saamenbläschen an der Harnblase gesammlet, und durch die Saamenröhre der Ruthe bey der Begattung ausgeführt wird. Bey den Weibchen führt ein Kanal, den man die Scheide nennt, von dem Eingange oder den Schaamleszen bis an die Gebärmutter, einen großen runden, aus verschiedenen verwebten Häuten, Fasern und andern Gefäßen mit Schnell- und Muskelkraft begabten Körper, dessen Oeffnung sich an einem Halse befindet und der Muttermund genannt wird. An jeder Seite desselben schlängelt sich ein enger Kanal nach außen in die Höhe, der oben an dem breiten Ende die Muttertrompete heißt. An diese schließt auf jeder Seite der Eyerstock, in welchem kleine runde, mit einem Safte angefüllte Bläschen enthalten sind, die mit thierischen Eyern Aehnlichkeit haben.

Bey der Begattung bekömmt eines oder mehrere solcher Bläschen, die den ersten Keim der Thiere zu enthalten scheinen, Lebenskraft und Bildungsfähigkeit mitgetheilt, und sie hängen sich mit gewissen Gefäßen, die aus ihrer Haut entspringen, in die Gebärmutter fest an, und nach einiger Zeit wird die Leibesfrucht (Embryo) sichtbar. Man bemerkt jetzt, daß dieselbe in verschiedene Häute, in die äußere schwammige Haut, in die mittlere Lederhaut und in die innere Wasserhaut oder Schafhaut eingeschlossen ist, und in Wasser schwimmt. Sie hängt durch die häutige Nabelschnur, die zu- und abführende Adern hat, mit dem schwammigen, an der Gebärmutter befestigten Mutterkuchen zusammen, und dadurch bekommt sie die erste Nahrung aus dem Blute der Mutter. Während des Wachsthums der Frucht durch die Nabelschnur (nicht durch den Mund) dehnt sich die Gebärmutter immer weiter aus, und wenn jene ausgewachsen ist, so zieht sich diese durch gewisse Reize von hinten zusammen, die Geburt des jungen Thieres geschieht, und die Schwangerschaft des alten geht zu Ende.

Die meisten Säugethiere begatten sich untereinander ohne Wahl und Unterschied; so daß oft ein Männchen mehrere Weibchen hat, und ein Weibchen wieder mehrere Männchen zuläßt. Doch pflanzen sich auch einige Thiere paarweise fort, z. B. die Fledermaus, auch das Reh meistentheils.

In Ansehung des Alters, wenn die Thiere zur Begattung fähig sind, der Jahrszeit, wenn es geschieht, der Anzahl der erzeugten Jungen, der Zeit der Schwangerschaft, der Liebe und Sorgfalt, die sie gegen ihre Jungen hegen, findet eine große Verschiedenheit statt.

Die größern Thiere brauchen zur Entwicklung ihrer Zeugungskräfte eine längere Zeit, als die kleinern; die mehresten Säugethiere begatten sich im Frühjahr, jedoch auch andere zu einer andern Zeit, wie z. B. der Hirsch, der im Herbst erst auf die Brunft, tritt; einige Thiere zeugen nur eins, andere zwey und mehrere Junge auf einmal. Die Zeit der Schwangerschaft steht wieder mit der Größe der Thiere im gleichen Verhältnisse, so daß die größern immer länger schwanger sind, als die kleinern. Auch haben einige Säugethiere bey der Ge-

Geburt nicht sogleich den Gebrauch des Gesichts, wie z. B. die Raubthiere, sondern ihre Augen bleiben bis auf eine gewisse Zeit nach ihrer Geburt verschlossen; andere hingegen, wie z. B. die wiederkäuenden Thiere öffnen ihre Augen sogleich, wenn sie geboren werden u. s. w.

Achtzehntes Kapitel.

Von den Drüsensäften, dem Speichel, Magensafte und Gekrößdrüsensafte.

Wir kommen nun auf die hauptsächlichsten flüssigen Theile des Säugethier-Körpers, wovon wir schon des Zusammenhangs halber des männlichen Saamens im vorhergehenden erwähnt haben.

Die Drüsensäfte, die allen Säugethieren gemein sind, und durch die rundlichen Maschinen, die wir an allen Theilen des Körpers antreffen, aus den Pulsadern ausgesogen werden, sind sehr verschieden, und helfen theils den Körper ernähren, theils erhalten sie die festen Theile schlüpfrig, theils fließen und dünsten sie als überflüssig weg. So dient z. B. der salzartige Speichelsaft vorzüglich darzu, daß die Speisen im Munde leichter gekaut, verschluckt und verdaut werden können.

Aus den Drüsen zwischen den zelligen Gewebe und der innern zelligen Haut des Magens quillt der Magensaft, ein schleimiger, seifenartiger, säuerlicher Saft, der die Verdauung der Speisen befördert.

In den ersten Darm, der gleich an den Magen stößt, ergießt sich der speichelartige Gekrösdrüsensaft, der in der Gekrösdrüse zubereitet wird, und die Mischung der fetten und wäßrigen Theile in den Speisen, und dadurch die bessere Verdauung des Nahrungsbreyes befördert.

Neunzehntes Kapitel.

Von der Galle, dem Milchsafte und Fließwasser.

Die Galle ist eine bittere, seifenartige Flüssigkeit, die in der Leber aus dem Geblüte ausgezogen, bereitet, in der Gallenblase (wenn diese da ist) gesammlet, und aus derselben, so wie aus der Leber, in den Gekrösdrüsengang abgeführt, und in den ersten Darm ausgeleert wird. Sie befördert die Verdauung, widersteht wegen ihrer Bitterkeit aller Säure und Fäulniß, verwandelt die verdauten Speisen in Nahrungssaft, und macht, daß daraus wiederum der Milchsaft bereitet wird.

Dieser Milchsaft (Chylus), den man wegen seiner weißen Farbe so nennt, scheidet sich in den untern dünnern Därmen von den gröbern Theilen der verdauten Speisen ab, wird durch die Milchadern in die Milchbehälter geleitet und weiter seiner Bestimmung gemäß fortgeführt. Außer dem Milchsafte sammelt sich auch eine Menge Fließwasser, oder

oder eine wäßrige Feuchtigkeit aus einer großen Anzahl dahin gehender Fließwassergänge in dem Milchbehältnisse. Dieses vermischt sich mit dem Nahrungssafte, verdünnt ihn, und dieser verdünnte Nahrungssaft wird eigentlich zur Nahrung des ganzen Körpers.

Zwanzigstes Kapitel.

Vom Blute und dessen Umlaufe.

Die edelste und nothwendigste Flüssigkeit im thierischen Körper ist das Blut, ohne welches das Thier keinen Augenblick leben kann. Es entsteht dasselbe aus den oben beschriebenen Milchsafte und verschaft allen Theilen des Körpers die nöthige Nahrung und Wachsthum, indem sich nämlich in besondern kleinen Gefäßen aus demselben gewisse Säfte abscheiden und den Nahrungssaft bereiten, welcher sich mit den festen Theilen des Körpers verbindet. Nun unterscheidet in demselben außer dem rothen Theile (Cruor) und dem Blutwasser, das aus dem Serum und der in der Hitze gerinnenden Lymphe besteht, noch die Gallerte, welche an abgelassenen Blute oder bey kalten Körpern von selbst gerinnt und mit dem Cruor den sogenannten Blutkuchen ausmacht. Die Blutkügelchen, woraus es besteht, sind im Menschen und in allen Säugethieren völlig sphärisch. Der Durchmesser aus solchen Kügelchen ist bey den Thierarten sich immer gleich; bey den Menschen ist er $\frac{1}{350}$ Theil eines Zolls, bey dem Ochsen aber um die Hälfte kleiner. Wenn nun, wie wir schon mehrmalen erwähnt haben, die verschiedenen Theile des Körpers durch das Blut ernährt werden sollen, so ist nöthig, daß dasselbe nach allen seinen Theilen herumgeführt werde. Und dieß geschieht durch den, im vorigen Jahrhunderte von dem berühmten englischen Arzte und Naturkundigen Harvey entdeckten Kreislaufe des Blutes, der vorzüglich durch die doppelte Bewegung des Herzens, dem Zusammenziehen und Erweitern desselben bewirkt wird. Der ganze Weg, den das Blut auf diese Art im Körper herum macht, ist demnach folgender.

Wenn sich das Herz zusammenzieht, so wird das Blut zu gleicher Zeit aus der linken Herzkammer in die große Schlagader und aus der rechten Herzkammer in die Lungenschlagader getrieben. Wenn sich dasselbe aber erweitert, so empfängt die linke Herzkammer neues Blut aus der Lungenblutader, und die rechte Herzkammer aus der Hohlader. Das Blut, das nun in diesem Augenblicke aus der rechten Herzkammer in die Lungenschlagader übergeht, kommt durch deren beyde Hauptäste theils nach der rechten, theils nach der linken Lunge, wo es sich in unzählige Nebenäste, die immer feiner werden, vertheilt. Aus diesen feinsten Pulsadern der Lunge saugen es die feinsten Blutadern wieder ein, führen es zurück, und vereinigen sich endlich zusammen in der Lungenblutader. Diese Lungenblutader gießt bey einer Erweiterung des Herzens das Blut in die linke Herzkammer. Aus dieser wird es bey einer neuen Verengerung sogleich wieder durch die große Schlagader hinausgetrieben, deren fortgesetzte Aeste es nach allen obern und untern Gegenden des Körpers fortleiten.

Wo mit den feinern Aesten dieser Pulsadern die kleinern Blutadern zusammenstoßen, saugen diese das Blut wieder in sich, und leiten es wie kleine Bäche, die sich nach und nach in größere, dann in kleine Flüsse, und hierauf in größere, endlich in die größten Ströme vereinigen, in die immer an Dicke zunehmenden Adern fort, bis endlich alle diese Adern in der großen Hohlader zusammen kommen, welche das empfangene Blut bey einer neuen Erweiterung des Herzens in die rechte Herzkammer ergießt. Aus dieser strömt es nun wieder in die Lunge, aus der Lunge wieder in die linke Herzkammer, aus dieser wieder durch die große Schlagader in alle übrigen Pulsadern, aus dieser durch die Blutader wieder zurück in die große Hohlader, aus dieser wieder in die rechte Herzkammer; und so geht dieser Umlauf ununterbrochen fort, so lange das Thier lebt.

Aus dieser Circulation läßt sich nun ausser der Ernährung und dem Wachsthume noch der Ursprung der Versetzungskrankheiten durch den Umlauf der Säfte und die Wirkung der Arzneymittel in die entferntesten Theile des Körpers erklären.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vom Fett, Gehirn, Mark und Marksaft.

Das Fett, das unter der Hant und zwischen verschiedenen Theilen des thierischen Körpers in einem zelligen Gewebe liegt, ist ein öhliges, beym Leben der Thiere flüßiges, und bey dem geringsten Grad der Kälte gerinnendes Wesen. Es befindet sich vorzüglich in den äußern Theilen des thierischen Körpers und befördert dessen Biegsamkeit, Geschmeidigkeit und Schönheit. Es gewährt den zärtern Theilen Schutz, dem ganzen Körper Wärme, ernährt und erhält ihn einige Zeit in Krankheiten; ist jedoch ohne Nerven und Empfindung.

Das Gehirn, welches die feinsten und edelsten Theile des thierischen Körpers enthält, ist eine weiche, röthlich graue, und weißliche Materie, die mit vielen einander durchkreuzenden kleinen Adern durchwebt und mit mehrern Häuten umgeben ist.

Durch das Gehirn, welchem verhältnißmäßig das mehreste Blut zugeführt wird, wird jede willkührliche Bewegung bewirkt, in demselben ist der Sitz aller Empfindung und überhaupt der thierischen Seele *). Es liegt bekanntlich bey den Säugethieren in dem obern Theile des Kopfes, und wird von der Hirnschaale eingeschlossen und beschützt. Der äußere Theil oder die Borke ist weich, das inwendige Mark etwas fester, die größere Hälfte nimmt den Vorderkopf und die kleinere den Hinterkopf ein und heißt die Zirbeldrüse. Eine Verlängerung derselben ist das Rückenmark, das dem Körper der unvernünftigen Thiere eben so unentbehrlich als das Gehirn ist; denn jede Verletzung desselben ist bekanntlich unheilbar.

Das

*) Vergleiche oben Kap. 4.

Das übrige Mark, wovon in den Knochen ein beständiger Vorrath sich befindet, ist eine weißliche, zuweilen röthliche, weiche öhlige Masse, welche von einer zarten Haut umgeben ist. Das Mark stärkt die Knochen und macht sie geschmeidig.

Der Marksaft ist ein schmieriger fetter und flüssiger Saft, welcher sich in den kleinen zelligen Höhlen der Knochen befindet.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Von den Thränen, dem Nasenschleime, Ohrenschmalze, Schweiße und Harn.

Die Thränen sind eine wäßrige Feuchtigkeit, welche aus der Thränendrüse, die über dem äußern Augenwinkel unter dem obern Augenliede liegt, quillt, sich durch mehrere Ausgänge, die man inwendig längs dem obern Augenliede wahrnimmt, ergießt und den vordern Theil des Augapfels befeuchtet und reiniget. Dadurch wird nicht bloß die Bewegung des obern Augenliedes und des ganzen Auges erleichtert, sondern auch die Durchsichtkeit der leuchtenden Hornhaut unterhalten und jede Unreinigkeit aus den Augen gewaschen. Der Ueberfluß sammlet sich in den sogenannten Thränenpunkten, zwey Oeffnungen am Rande der Augenlieder; ist aber der Zufluß zu stark, so übersteigt diese Feuchtigkeit den Damm des Augenliedes und ergießt sich in hellen Tropfen aus dem Auge.

Es giebt auch noch eine Fettigkeit in der Augenhöhle, die zur Verhütung des Reibens und geschmeidigern Herumbewegung des Auges bestimmt ist; wenn sich diese mit der Thränenfeuchtigkeit vermischt, so entsteht die sogenannte Augenbutter.

Der Nasenschleim, der aus den Schleimdrüsen, die sich in der lockern und schwammigen Nasenhaut befinden, ausseigert, befördert das Riechen, indem es die Geruchsnerven schützt und das Austrocknen hindert. Schwitzt er in Menge aus und wird zähe, so läßt er sich ausschneutzen.

Hinten am Gehörgange sitzt das sogenannte Ohrenschmalz, ein fettes, brennbares gallenähnliches Wesen, das aus einer zelligen Haut ausgeschwitzt wird. Es enthält die Trommelhöhle geschmeidig, und vermindert den zu starken Eindruck der Luft auf die Gehörwerkzeuge.

Der Schweiß ist eine wäßrige, meist mit Fett und Salztheilchen vermischte Flüssigkeit, die sich in den äußern Theilen ausscheidet, und durch die Schweißlöcher entweder unsichtbar ausdünstet oder in sichtbaren Tropfen ausbricht. Die Ausdünstung sowohl als auch zuweilen ein heftiger Schweiß ist zur Erhaltung der Gesundheit nothwendig, wenn dadurch eine schädliche Materie aus dem Körper geschafft wird; ein übertriebener Schweiß aber wird schädlich, weil er den Körper schwächt, indem er ihm zu viele nützliche Säfte entzieht.

Die Bestandtheile des Harns oder Urins sind wäßrig, und mit einem flüchtigen Alkali und brennbaren Wesen vermischt. Er entsteht vorzüglich aus dem Getränke, wel-

welches so wie die Speise in den Magen kommt, zur Erweichung derselben und zur Verdünnung der Säfte dient, dem Blute bald beygemischt und was überflüssig ist, durch die Nieren weiter zu Harn bereitet wird. Durch die Harngänge träufelt dieser denn in die Blase, und aus dieser wird er durch die Harnröhre aus dem Körper geführt. Geruch, Geschmack, Farbe und Durchsichtigkeit desselben ist bey den Säugethieren unbestimmt und veränderlich. Es kömmt dabey vorzüglich auf die Nahrungsmittel an, die sie genießen. Im Winter giebt das Rindvieh von dürrem Heu fast immer einen trüben Harn von sich, im Sommer aber ist er vom grünen Grase hell. Wenn sie im Frühjahr zum erstenmal junges Laub fressen, besonders die jungen Schößlinge und Knospen von Eichen, Buchen ꝛc. so wird er rothgefärbt, welche Erscheinung der Aberglaube für ein angehextes Bluthamen hält.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Von den zwölf Gattungen unserer Deutschen jagdbaren und jagenden Säugethiere.

§. 6. Bestimmungen der Gattungen und Aufzählung der Arten auf der ersten Stufe der deutschen eßbaren wilden Säugethiere.

Nun kommen wir nach der vorhergegangenen allgemeinen Beschreibung der Säugethiere überhaupt der besondern Beschreibung unsrer deutschen jagdbaren Säugethiere näher. Es ist daher Zeit dieselbe nach ihren **Gattungskennzeichen** kennen zu lernen, um unserm Zwecke gemäß immer mehr zu einer systematischen Uebersicht und Darstellung derselben zu gelangen.

Wir bemerken daher nach den oben angegebenen Gründen (Kap. 5 und 8. §. 4.) auf der ersten Stufe der deutschen eßbaren wilden Säugethiere folgende **Gattungen mit ihren Charaktern.**

Erste Abtheilung. Wiederkäuende Thiere (Pecora.)
(Kap. 6. 8. §. 5.)

Erste Gattung: Hirsch. Cervus.

In der untern Kinnlade stehen acht **Vorderzähne.**

Bey einigen Arten in der obern Kinnlade einzelne **Eckzähne.**

Die **Hörner** (Geweihe) sind dicht, werden jährlich abgeworfen, worauf sie bey ihrem neuen Ausbruch mit einer rauhen Haut überzogen werden, die sie in der Folge verlieren und der Regel nach von Jahr zu Jahr ästiger werden. Die Weibchen sind ungehörnt.

Sie leben in Wäldern, sind flüchtig und es soll ihnen die Gallenblase gänzlich fehlen. Ihre Fährte wird durch die gespaltenen Klauen und die hochliegende Afterklaue unterschieden.

Erste Art:	Rothwild.	Cervus Elaphus. Lin.	Nr.	1.
2. —	Damwild.	C. Dama. L.		2.
3. —	Elenwild.	C. Alces. L.		3.
4. —	Rehwild.	C. Capreolus. L.		4.

Zweyte Gattung: Antilope. Antilope.

In der untern Kinnlade stehen acht Vorderzähne.

Die Eckzähne fehlen.

Die Hörner sind einfach, aufwärtsgerichtet, rund, geringelt oder spiralförmig gedreht, oben dicht, unten hohl und eine hornige Scheide um einen knochenartigen Stirnfortsatz bildend, beyden Geschlechtern eigen, und werden nicht abgeworfen.

Das Kinn ist ohne Bart.

Die mehrsten Arten haben eine Thränenhöhle unter den Augen.

Die gespaltenen Klauen sind bey den mehrsten zugespitzt, und dadurch wird die Fährte kenntlich. Die meisten wohnen in Heerden zu hunderten und mehreren beysammen.

Die Arten dieser weitläuftigen Gattung stehen zwischen den Hirschen und Ziegen mitten inne. Dem Ansehen und Haaren nach gleichen sie den Hirscharten, und durch die einfachen Hörner nähern sie sich den Ziegen. Die falschen Hufe sind bey ihnen kleiner und sehen Warzen ähnlich. Sie bewohnen das wärmere Asien und Afrika, und nur eine Art ist in Deutschland einheimisch.

Erste Art: Gems. Antilope Rupicapra. 5.

Dritte Gattung: Ziege. Capra.

Acht Vorderzähne befinden sich in der untern Kinnlade.

Die Eckzähne fehlen.

Die Hörner sind in die Höhe gekehrt, hohl, zusammen gedrückt, gereift und bey beyden Geschlechtern anzutreffen.

Das Kinn hat einen langen Bart.

Die gespaltenen Klauen sind lang und zugespitzt.

Diese ganze Gattung besteht nur aus drey Arten, die gebirgige steinige Gegenden lieben, und nur eine gehört zu unserm Zweck.

Erste

Erste Art: Steinbock. Capra Ibex. Lin. 6.

Zweyte Abtheilung: Thiere mit dem Pferdegebiß. Belluae.

Vierte Gattung: Schwein. Sus.

Der Kopf hat einen kurzen abgestumpften Rüssel.

In der obern Kinnlade stehen vier einander zugekehrte und in der untern sechs vorwärts stehende Vorderzähne.

Eckzähne sind zwey oben und zwey unten; die obern kürzer, die untern heraussteheud.

Die Klauen sind gespalten; und die Fährte wird durch die langen Schaalen, und die tief stehenden und langen Afterklauen kenntlich.

Die hierher gehörigen Thiere nähren sich in ihrer Lebensart den Raubthieren und zeichnen sich unter allen deutschen Thierarten nicht nur durch den Rüssel, der ihnen zum Ausgraben ihrer Nahrungsmittel dient, sondern durch ihren ganzen Bau und Bildung aus.

Erste Art: Wildes Schwein. Sus Scrofa Aper. Lin. 7.

Dritte Abtheilung: Nagethiere. Glires.

Fünfte Gattung: Hase. Lepus.

Die obern Vorderzähne sind doppelt, so daß hinter den äußern größern an der vordern Fläche gefurchte, noch zwey kleine hinten gefurchte liegen; die zwey Vorderzähne der untern Kinnlade sind schwächer gefurcht.

Von den Backenzähnen sind oben und unten auf jeder Seite sechs vorhanden.

Die Ohren sind lang.

An den Vorderfüßen sind fünf und an den hintern vier Zehen, und die Fußsohlen behaart.

Sie sind wehrlos und nähren sich von Vegetabilien.

1ste Art: Feldhase Lepus timidus. Lin. 8.

2. — Veränderlicher Hase. L. variabilis. 9.

3. — Wildes Kaninchen. L. Caniculus ferus. 10.

§. 7. Bestimmung der Gattungen und Aufzählung der Arten auf der zweyten Stufe der deutschen uneßbaren wilden Säugethiere.

Auf die zweyte Stufe gehören folgende Gattungen mit ihren Arten:

Erste Abtheilung: Raubthiere. Ferae. (Kap. 6. 8. §. 5.)

Sechste Gattung: Hund. Canis.

In beyden Kinnladen befinden sich sechs Vorderzähne; von den obern stehen die beyden äußersten etwas ab und sind länger, die mittlern aber gekerbt; von den untern sind die beyden äußersten gekerbt.

Die einzelnen Eckzähne stehen in jeder Kinnlade von den Vorder- oder Backzähnen entfernt, sind lang, spitzig und etwas gekrümmt.

Von den Backenzähnen sind oben sechs, unten sieben auf jeder Seite, die vordern nur mit einer, die hintern mit mehrern Zacken versehen.

An den Vorderfüßen sind fünf, an den hintern vier mit unbeweglichen Krallen versehene, und an der Wurzel mit einer kurzen Haut verbundenen Zehen.

Die Ferse sitzt höher an den Beinen als eine kahle Zehe ohne Kralle.

Der Leib ist vorne dicker als hinten.

Die Fährten dieser Thiere sind einander ähnlich; sie laufen geschwind, besteigen aber die Bäume nicht.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Fleisch, daher sie auch heißhungrig und reißend sind.

Das Weibchen hat meist 10 Säugwarzen, vier an der Brust und sechs am Bauche; die an der Brust fehlen dem Männchen. Dieß hat eine höckerige Ruthe, wodurch bey der Begattung ein Zusammenhängen verursacht wird.

Erste Art: Wolf. Canis Lupus. Lin. 11.

2. — Fuchs. C. Vulpes. L. 12.

Siebente Gattung: Katze. Felis.

In beyden Kinnladen stehen sechs Vorderzähne, die an ihren Enden gleich abgeschnitten, doch aber spitzig sind, wovon nicht nur die obigen im Ganzen größer, sondern auch die beyden äußersten oben und unten größer als die übrigen sind.

Die obern Eckzähne sind länger als die untern, beyde keilförmig, stehen einzeln, die obern von den Vorder- die untern von den Backzähnen abgesondert.

Auf jeder Seite stehen drey Backenzähne, von denen der vordere klein, die beyden hintern aber zackig sind.

Die Zunge ist stachlig.

An den Vorderfüßen sind fünf, an den Hinterfüßen vier Zehen, welche mit krummen, spitzigen, zum Raube dienlichen Krallen bewaffnet sind, die in häutigen Schei-

Scheiden liegen, um durch das Gehen nicht abgenutzt zu werden; ihre Fährte ist daher rund und bey ihrem natürlichen Gange geschränkt.

Der Kopf ist rundlich, platt, die Schnauze nicht so gestreckt, wie bey andern Raubthieren, nur die Augen sitzen dieser näher, als den Ohren. Mund und Ohren sind zur Seite mit steifen Haaren besetzt, der Schwanz ist fast allezeit lang.

Ihre Nahrung sind allerley Thiere, denen sie gerne das Blut aussaugen.

Die Weibchen haben zwey bis acht Säugewarzen, und werfen mehrere Junge.

Erste Art: Luchs. Felis Lynx. Lin. 13.

2. — Wilde Katze. F. Catus ferus. Lin. 14.

Achte Gattung: Otter. Lutra.

In jeder Kinnlade stehen sechs Vorderzähne, wovon die mittlern kürzer, die obern überhaupt länger sind, und von den untern stehen die vorletzten etwas weiter in den Mund hinein.

Von den Eckzähnen enthält jede Kinnlade zwey, welche weit länger als die obern, gekrümmt, und inwendig eckig, und wovon die obigen größer als die untern sind.

Zackige Backenzähne sind auf jeder Seite fünf, wovon die vordersten sehr klein sind.

Die Zunge hat weiche Stacheln.

Alle vier Füße sind fünfzehig, mit einer Schwimmhaut verbunden und mit unbeweglichen Krallen versehen; ihre geschränkte Fährte wird durch die Schwimmhaut sehr kenntlich.

Der Leib ist lang und die Beine sind kurz.

Das Weibchen hat eine Falte unter dem Geburtsgliede. Hierdurch, durch die Schwimmhaut der Füße, durch ihr ganz verschiedenes äußeres Ansehen, und durch ihre Lebensart, daß sie sich am Wasser aufhalten, und von Fischen nähren unterscheiden sie sich merklich von den Wieseln, zu deren Gattung sie Linne' zählt.

Erste Art: Flußotter. Lutra vulgaris. 15.

2. — Sumpfotter. Lutra minor. 16.

Neunte Gattung. Wiesel. Mustela.

Die Vorder- und Eckzähne sind wie beym Otter.

Der Backenzähne sind oben vier, unten fünf, oder oben fünf und unten sechs, meist alle scharfeckig.

Die Zunge ist glatt, bey manchen warzig.

Alle vier Füße sind fünfzehig mit unbeweglichen spitzigen Krallen. Die Fährte derselben drückt sich hüpfend zwey und zwey, oder dreyeckig wie beym Hasen aus.

Ihr Kopf ist klein und platt; der Körper schlank und lang, daher sie durch enge Löcher schlüpfen und mit Leichtigkeit klettern und springen können. Sie leben im Trocknen, sehr verborgen, vorzüglich in Höhlen und nähren sich von Fleisch und Vegetabilien.

Das Weibchen hat vier Bauchwarzen.

Erste Art: Steinmarder. Mustela Foina. Lin. 17.

2. — Baummarder. M. Martes. Lin. 18.

3. — Iltis. M. Putorius. Lin. 19.

4. — Großes Wiesel. M. Erminea. Lin. 20.

5. — Kleines Wiesel. M. vulgaris. Lin. 21.

Zehnte Gattung. Bär. Ursus.

In beyden Kinnladen sind sechs Vorderzähne, wovon die beyden äußersten größer sind als die mittlern und in der obern Kinnlade einen leeren Raum zwischen sich und den Backenzähnen lassen; in der untern liegen die beyden mittlern mehr einwärts als die mittelsten und äußersten.

Die Eckzähne sind einzeln, lang, stark und kegelförmig.

Von den Backenzähnen stehen ohngefähr 5 oder 6 auf jeder Seite, die vordern sind kleiner, und die hintern stumpf gezackt.

Die Zunge ist glatt.

Die Augen haben eine Nickhaut.

Die Füße haben fünf Zehen, und die Daumenzehe ist nicht abgesondert. Die Fährte wird dem Jäger wegen ihrer ausgezeichneten Füße, da sie auf der ganzen Ferse gehen, sehr kenntlich.

Ihre Nahrung nehmen sie aus dem Thier- und Pflanzenreiche.

Erste Art: Landbär. Ursus Arctos. Lin. 22.

2. — Dachs. U. Meles *). Lin. 23.

Zweyte Abtheilung. Nagethiere. Glires.

Eilfte Gattung: Biber. Castor.

Oben

*) Dieser macht auch wegen des Unterschiedes, daß er zwischen Schwanz und After eine Queröffnung hat, bey einigen Naturforschern eine besondere Gattung aus.

Oben und unten stehen zwey Vorderzähne, welche keilförmig zugeschärft, und wovon jene in einem schiefen Winkel ausgehöhlt sind.

Backenzähne sind auf jeder Seite vier, seltner unten fünf.

Der Schwanz ist lang, gegen den Leib hin rund und haarig, gegen die Spitze hin platt und schuppig.

Die Vorderfüße haben fünf freye, die Hinterfüße fünf durch eine Schwimmhaut verbundene Zehen. Die Fährte ist nach der Form der Füße leicht zu erkennen.

Sie leben an und in dem Wasser und nähren sich von Fischen und Vegetabilien.

Erste Art: Gemeiner Biber, Castor Fiber. Lin. 24.

Zwölfte Gattung: Maus. Mus.

In beyden Kinnladen stehen zwey Vorderzähne, wovon die obern, zuweilen auch die untern keilförmig zugeschärft sind.

Auf jeder Seite drey, seltner zwey Backenzähne.

Die Vorderfüße haben vier Zehen nebst einen knotenähnlichen Daumen, die Hinterfüße fünf; selten sind Hinter- und Vorderfüße fünfzehig.

Die Ohren sind abgerundet.

Der Schwanz ist meist wagrecht, und nach Verschiedenheit desselben wird diese weitläuftige Gattung in mehrere Familien getheilt.

Da die Hinterfüße gewöhnlich höher als die vordern sind, und sie damit auf der ganzen Ferse gehen, so haben sie einen hüpfenden Gang und Fährte. Sie leben in Höhlen und nähren sich vorzüglichen aus dem Pflanzenreiche.

Erste Art: Hamster. Mus cricetus. Lin. 25.

Dreyzehnte Gattung; Eichhorn. Sciurus.

Oben und unten zwey keilförmige Vorderzähne wovon die untern schmäler und spitziger sind.

Oben fünf und unten vier Backenzähne auf jeder Seite.

Die Vorderfüße haben vier Zehen und eine Spur von Daumen, und an den Hinterfüßen sind fünf Zehen.

Der Schwanz ist mit langen Haaren gefächert. Die kurzen Beine und langen Pfoten machen sie zum Klettern sehr geschickt. Die Fährte ist durch die ausgesperrten großen Zehen kenntlich, und zeigt sich zwey und zwey kurz hinter einander.

Die Nahrung nehmen sie aus dem Pflanzenreiche.

Erste Art: Gemeines Eichhorn. Sciurus vulgaris. Lin. 26.

§. 8. Vo

§. 8. Bestimmung der Gattungen und Aufzählung der Arten auf der dritten Stufe der gezähmten Säugethiere zum Gebrauch bey der Jagd.

Erste Abtheilung: Raubthiere. Ferae.

Aus der vorstehenden sechsten Gattung: Hund. Canis.

Dritte Art: Geselliger Hund. Canis familiaris. Nr. 27.

Mit folgenden Varietäten, unter welchen für den Jäger vorzüglich folgende merkwürdig sind:

a. Leithund.
b. Parforcehund.
c. Jagdhund.
d. Schweißhund.
e. Saufinder.
f. Saupacker oder Hetzhund.
g. Windhund.
h. Dachshund.
i. Hühnerhund.

Aus der vorhergehenden neunten Gattung: Wiesel. Mustela.

Sechste Art: Kaninchen-Wiesel. Mustela Furo. Lin. Nr. 28.

Zweyte Abtheilung: Thiere mit Pferdegebiß. Belluae.

Vierzehnte Gattung: Pferd. Equus.

In der obern und untern Kinnlade stehen sechs Vorderzähne, von welchen die obern senkrecht und parallel, und die untern mehr vorwärts gerichtet sind.
Die einzelnen Eckzähne stehen von den Vorder- und Backenzähnen abgesondert.
Sechs Backenzähne auf jeder Seite mit wellenförmigen Vertiefungen.
Die Füße haben einen Huf; und zwischen den Hinterbeinen einen Euter.
Die Nahrungsmittel werden aus dem Gewächsreich genommen.

Erste Art: Hauspferd. Equus Caballus. Lin. 29.

Vierte Abtheilung.

Besondere Naturgeschichte unserer Säugethiere.

Erstes Kapitel.

Vom Rothwild. Nr. 1.

§. 9. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Dieß Thier, das wegen seines schlanken proportionirten Wuchses, seines großen, gelenkigen und gewandten Körpers, seiner festen und lenksamen Schenkel, und seines ansehnlichen Kopfputzes alle Waldthiere an Schönheit und Majestät übertrifft, und der vorzüglichste Gegenstand der prächtigsten Jagdlustbarkeiten ist, hat auch und vorzüglich deßwegen den Namen Edelwild erhalten. Das Männchen heißt der edle Hirsch, Edelhirsch, Rothhirsch, Hirschbock, Hirschboll, und das Weibchen das Wild, Stückwild, Thier, und die Hindin, auch Hirschkuh.

In folgenden Schriften *) findet man die wichtigsten und besten Nachrichten über diese Thierart:

Cervus Elaphus. Car. a Linné. Systema naturae. Edit. XIII. cura J. F. Gmelin. Lipsiae 1788. 8. I. 1. p. 176. n. 3.

Cerf, biche et faon de Cerf. M. de Buffon et D'Aubenton Histoire naturelle general et partuciliere avec la description du Cabinet de Roi. à Paris. 4. 1749 etc. VI. p. 63. tab. 9. 10. 12. Editio de Deuxponts 1785. 12. II. tab. 1. f. 1. 2. III. 3. Uebersetzung dieses Werks von Martini, Forster und Otto. Berlin 1772. 8. III. S. 23. Taf. 41 — 43. 44.

Der Hirsch. J. C. D. v. Schrebers Säugethiere in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen. Erlangen 1775. 4. V. Taf. 247. A - E.

E. A. W. v. Zimmermanns geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüßigen Thiere. Leipzig 1778. 8. I. S. 220. II. S. 129.

— (Reichsgraf v. Mellin) Versuch einer Anweisung zu Anlegung von Wildbahnen. Berlin und Stettin. 1799. 4. S. 129. mit einer Figur. 141. die Geweihe nach den Jahren Fig. 1 — 12, nach Ridinger; 147 die Fährten.

— H. W. Döbels Jägerpraktik oder der wohlgeübte und erfahrne Jäger. Leipzig 1746. Fol. I. Kap. 1.

— H. Fr. von Flemmings vollkommener deutscher Jäger. Leipzig. 1719. Fol. I. S. 89.

J. M.

*) Ich führe nur immer die merkwürdigsten Schriften und Abbildungen an. Wer die ganze Literatur der Jagdthiere kennen will, der findet sie in den angegebenen Gmelinisch / Linneischen Systeme und in Donndorfs zool. Beyträgen, da sie allezeit citirt sind.

— J. M. Bechsteins gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands für Forstmänner u. s. w. Leipzig 1801. 8. I. S. 453.
— Dessen Musterung der schädlichen Thiere. Gotha 1792. 8. S. 49.
— J. A. E. Göze's Europäische Fauna. Leipzig 1791. III. S. 2.
— L. C. E. P. F. von Wildungen's Neujahrsgeschenk für Jagd- und Forstliebhaber. 1794. Marburg. 12. S. 1. Taf. 1. 2. 3.
— D. Krünitz, ökonom. Encyklopädie. Th. 23. S. 590 -- 774.
— F. G. Leonhardi's Forst- und Jagdkalender. 1794. Leipzig. S. 66. Taf. 1. 2.
— J. A. Donndorfs zool. Beytr. zur XIII. Ausgabe des Linneischen Natursystems. Leipzig, 1792. 8. I. S. 591
The Stag. Th. Pennant's History of Quadrupeds. 3. Ed. London. 1793. 4. I. p. 114 *).
— J. E. Ridingers Abbildungen der Jagdbaren Thiere mit desselben angefügten Fährten und Spuren. Augsburg 1740. Fol. Taf. 4. 5. Dessen 101 Blätter rarer und monströser Hirsche und andrer seltnen Thiere.

§. 10. Classification.

Nach der von uns angenommenen Linneischen Eintheilung gehört das Rothwild in die fünfte Ordnung, unter die wiederkäuenden Thiere (S. 30.) nach der Blumenbachischen in die neunte Ordnung unter die Thiere mit gespaltenen Klauen (S. 32.) und nach meiner verbesserten Pennantschen in der ersten Ordnung zweyten Abschnitt (S. 32.) unter die zweyhufigen Thiere; bey allen aber unter die Hirschgattung (S. 32.)

Es wird zur hohen Jagd gerechnet.

§. 11. Kennzeichen der Art.

Die Gewyhe **) sind ganz rund, rückwärts gekrümmt, ästig und haben Augensprossen; und vor den Augen ist eine Thränenhöhle.

§. 12.

Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der ganze Körperbau des Hirsches ist hoch und langgestreckt, weislich zum Laufen und Springen eingerichtet. Er wird oft sechs Fuß lang, drey und einen halben Fuß hoch und der

*) Von diesem Werke ist eine Uebersetzung unter dem Titel: Th. Pennants Allgemeine Uebersicht der vierfüßigen Thiere, mit Anmerkungen und Zusätzen von J. M. Bechstein, Weimar, 1799. erschienen, wo sich solche Leser, die der Englischen Sprache nicht kundig sind, Raths erhohlen können. I. S. 108.

**) Die Kunstausdrücke, deren viele denjenigen Lesern, die nicht schon Kenner sind, undeutlich seyn müssen, sind am Ende in einem besondern § angehängt. Nur die gewöhnlichsten und allgemein verständlichen stehen im Texte.

der Schwanz oder die Blume hält gewöhnlich zehn Zoll. Seine Größe, noch mehr aber seine Schwere richtet sich nach der Gegend, die er bewohnt, und vorzüglich nach den Nahrungsmitteln, die er hat. Man trifft ihn 300 bis 400 Pfund schwer an, doch weiß man auch Beyspiele, daß einer 5 bis 8 Centner gewogen hat. Der Kopf ist im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein und länglich; das Stirnblatt lang und dick. Die Ohren sind ziemlich groß, eyrund zugespitzt, und stehen weit auseinander; sie richten sich beym geringsten Geräusch auf, um den Schall recht aufzunehmen und sind leicht beweglich. Die Augen sind groß, braungelb, stehen weit auseinander und blitzen im Affekte. Unter dem Vorderwinkel derselben befindet sich eine über einen Zoll tiefe, einen Zoll lange und acht Linien breite Höhle, welche inwendig eine dünne gefaltete Haut hat. In dieser sogenannten Thränenhöhle sammlet sich durch Schweiß und andere ausgeführte Feuchtigkeiten eine dem Ohrenschmalze ähnliche, mit Haaren vermischte Masse, welche Anfangs weich wie Wachs ist, nach und nach aber so hart wie Horn wird, rund, glatt, glänzend, gelblich braun und mit schwarzen Aederchen durchzogen, erst übelriechend ist, zuletzt aber wohlriechend wird. Wenn sie in den Höhlen selbst erhärtet und so groß wird, daß dadurch der Hirsch am Sehen gehindert wird, so sucht er sich derselben an Bäumen und Gesträuchen durch Reiben zu entledigen. Diesen sogenannten Hirschbezoar oder die Hirschthräne sammleten sonst die Jäger zu Wunderkuren. Die Nasenlöcher sind weit und rund. In der untern Kinnlade stehen acht breite Schneidezähne, wovon sich drey nach der linken und drey nach der rechten Seite etwas drehen. Sie fallen bis ins vierte Jahr einzeln aus, und es schieben sich statt derselben neue, breitere, festere und krümmere ein. In der obern Kinnlade stehen vorn an jeder Seite zwey krumme Eckzähne, die man Haaken nennt, und auf jeder Seite der beyden Kinnladen sechs scharf gerändete Backzähne; also hat der Hirsch zusammen 34 Zähne. Die Gewehhe sind knochenartig, dicht, mit mehr oder weniger zurückgebogenen Spitzen oder Enden, stehen etwas seitwärts und liegen im Laufen wagerecht über dem Rücken. Der Hals ist lang, erhaben, sogar über sich hingewandt, zottig und giebt dem Hirsche ein trotziges Ansehen. Der Rücken ist gestreckt, an den Lenden etwas eingebogen, an den Keulen fleischig und gewölbt. Die Beine oder Läufe sind hoch, wohl proportionirt, oben stark und unten so dünn, daß man sich wundern muß, wie sie eine solche Last tragen und so große und oft erstaunenswürdige Sprünge aushalten können. Das Fußblatt ist schwarzschaalig, glänzend und hinten mit zwey gleichfarbigen Afterklauen, die ihnen besonders in der Flucht bergab, durch das Eingreifen in den Boden, sehr gute Dienste thun, versehen.

Die Farbe ist vom April bis zum October gelb oder braunroth; alsdann verdichten sich die Haare und die Haut bekommt ein graues Ansehen. Der Unterleib ist, so wie die Unterkeulen, weißlich. Von der Sommerfarbe hat das Geschlecht den Namen Rothwild.

Dem Thier oder weiblichen Geschlechte fehlt das majestätische Ansehen, das den Hirsch so sehr auszeichnet, indem es nicht den schönen proportionirten Körperbau, nicht die schöne gewölbte Keulen, nicht den starken langbehaarten Hals hat, kleiner, schwächer ist (denn es

wiegt mit allem höchstens 200 bis 250 Pfund) und gebeugter geht, und ihm vorzüglich die Kopfzierde mangelt; denn wenn man auch einzelne weibliche Hirsche mit Gewehen angetroffen hat, so ist dieß doch eine große Seltenheit, und hat der Regel nach wohl, wie bey manchen Vögelarten, deren Weibchen hahnenfedrig werden, den Grund darin, daß sie entweder vor Alter oder als Gelt- oder alte Schmalthiere durch andere Hindernisse nicht zur Fortpflanzung tüchtig sind *).

Die Hirsche wechseln alle Jahre ihre Geweyhe **). Die starken werfen es der Regel nach im Februar und März, die geringern später und zwar bis zu Ende des Mayes ab. Man glaubte sonst fälschlich, daß die Engerlinge sich aus der ganzen Haut bis unter das Gehörn fräßen, hier ein Gewühl verursachten, wodurch diese Thiere gereizt würden, sich an den Bäumen zu reiben, und dadurch das Geweyh abzustoßen. Es löst sich aber vielmehr von selbst ab, indem an der Stelle, wo es angewachsen ist, ein Fleischwulst, in die Höhe quillt und die Trennung entweder von selbst, oder durch einen geringen äußern Anstoß verursacht. Vielleicht daß der hervorsprossende Fleischknoten, der den Keim zum neuen Gehörn enthält, einen gewissen Reiz zum Abschütteln und Abschlagen verursacht. Sie werfen selten zugleich beyde Stangen ab; und diejenigen, welche Spieße tragen, die durch ihre geringe Schwere nicht leicht von selbst abbrechen, bewirken dieß durch Einstechen in die Erde oder durch Anstoßen und Einzwingen in jungem Gehölze. Nach einigen Tagen keimt aus der gefränzten flachen Erhöhung dem sogenannten Rosenstocke ein weicher, rauhhäutiger Knorpel, der nach vierzehn Tagen schon eine Stange mit den ersten Enden, in den folgenden vierzehn Tagen den zweyten Schuß von Enden zeigt, und dann so fort wächst, bis nach 10 bis 14 Wochen das Geweyhe mit der behaarten Haut eingefaßt, seine bestimmte Größe und Gestalt erhalten hat. Unterdessen trabt der Hirsch immer mit gebeugtem Kopfe, um diese weiche Kopfzierde nicht zu beschädigen, und heißt ein Kolbenhirsch. Wenn das Geweyhe vollkommen hart und zugespitzt, oder nach der Jägersprache, vereckt ist, welches bey alten Hirschen im Julius und bey jungen im August geschieht; so fängt der häutige Ueberzug an sich abzulösen, der Hirsch fühlt ein Jucken und wird dadurch genöthigt, sich erstlich an weichen und schwachen, und dann an starken und harten Holz zu reiben und dadurch

*) Erst neulich hat uns der Herr Oberforstmeister von Wildungen in seinem Taschenbuche für das Jahr 1800 S. 13 mit einem Thier bekannt gemacht, das ein einzelnes Gehörn trug und mehrere Kälber gesetzt hat, auch nach der jedesmaligen Geburt des Kalbes den obersten Theil der Stange abwarf und weit mehrere Enden aufsetzte. Taf 2 ist die Abbildung von diesem Thiere, so wie von einem andern, das kein Geweyh, aber sonst das ganze Ansehn eines Hirsches hat.

**) Es ist eine große Seltenheit, daß das männliche Geschlecht ohne Geweyh ist. Doch sah ich am 15ten Novemb. 1790 ein auf den hiesigen Forsten geschossenen vierjährigen Hirsch, der auch nicht die geringste Erhabenheit auf der Stirn, keine Spur von Rosenstock u. d. gl. gehabt hatte, und bey welchem an dem Kurzwildpret weder Verletzung, noch sonstige Unregelmäßigkeit wahrzunehmen war, sondern der im Gegentheil allen Anzeigen nach wie gewöhnlich gebrunftet hatte.

durch diese Haut abzuschlagen. Man findet zwar diese abgestreifte Haut selten, allein man hält es noch nicht für ganz ausgemacht, daß sie der Hirsch, wenn er nicht gestöhrt werde, selbst verzehre, eben so wenig, als daß sie eine von den alten Weidmännern ihr beygelegte Wunderkraft besitze. Sicher ist, daß sie den Ameisen ein Leckerbissen gewährt. Anfangs sieht das gereinigte Gehörn weiß aus, nach etlichen Tagen aber wird es gelb, und nach vierzehn Tagen hat es seine bestimmte dunkelgelbe, kaffeebraune oder schwarzbraune Farbe; und die Spitzen desselben bleiben nur durch das öftere Stoßen in die Erde, in Sand und durch das Wetzen an den Bäumen weiß. Ungegründet ist, daß es von dem Saft desjenigen Baums gefärbt werde, an welchem es rein gefegt worden sey. Seine Bestandtheile haben, wie man aus wahrscheinlichen Gründen vermuthen kann, einerley Quelle mit dem männlichen Saamen. Vielleicht daß dieser Stoff, der jetzt an andern Orten entbehrlich ist, durch eigne Absonderungsgefäße hierher geleitet wird, das alte Gehörn abtreibt, und so lange im Zufluß bleibt, bis das neue erwachsen ist. Die Verwandtschaft dieses und des Zeugungsstoffes *) wird dadurch noch natürlicher, daß bey der Constration das Geweyh, wenn es da ist, stehen bleibt, und wenn es nicht da ist, nur ein sehr unvollkommnes Wachsthum zeigt, nur einen kleinen monströsen Knorpel treibt. Eben dieß geschieht bey einer bloß starken Verletzung des Zeugungsgliedes. Auch der junge Hirsch erhält erst dann, wenn seine Mannbarkein heran nahet, sein erstes Gehörn, und der alte eilt erst dann zur Brunft, wenn es gänzlich erwachsen ist, und also jene Säfte gleichsam zu diesem edlen Zwecke entwickelt und angewendet werden können. Anzahl und Gestalt der Enden an einem Geweyhe ist nach dem Alter, der Nahrung und andern zufälligen, wenigstens für uns nicht erkennbaren Umständen verschieden. Der junge Hirsch setzt nach dem ersten Jahre bloß zwey Spiese ohne Enden auf, nach dem zweyten eben so viel, oder gewöhnlicher zwey Gabeln d. h. zwey Spiese mit einem Ende an jedem; nach dem dritten bekommt er sechs oder acht Enden, nach dem vierten eben so viel, nach dem fünften zehn, auch wohl mehr oder weniger, und dieß geht in diesem Verhältnisse bis zum achten Jahre fort, nach welcher Zeit die Anzahl der Enden unbestimmt wird; doch kennt der Jäger das Alter des Hirsches an der Stärke und Unebenheit der Stangen, der Kürze und Breite des Rosenstocks, des engen Raums zwischen den Rosen und dem Kopfe, der breitern und ausgehöhltern Krone, wozu noch die Breite und Stumpfheit der Klauen, und die Farbe und Beweglichkeit der Zähne kommt. Ganz alte, so wie ganz junge Hirsche pflegen auch die obersten Enden nie recht vollkommen zu verecken, wahrscheinlich weil jenen die schon merkliche Schwäche des Alters, diesen aber die noch unvollendete Ausbildung ihres Körpers den dazu nöthigen Stoff versagt. Alte Hirsche tragen der Regel nur 14 bis 18 Enden, mehrere sind eine Ausnahme von der Regel. Selten

 weicht

*) Die Hauptsache ist nämlich phosphorsaure Kalkerde. s. Eine sehr schöne Abhandlung in v. Wildungens Taschenbuch 1801. S. 176 u. f. wo zwar die Erhaltung des einen Theils von der Erhaltung des andern als wechselseitig abhängig angenommen, aber die Sache anders erklärt wird.

weicht auch die Stellung und Biegung der Enden in der Folge von der Form ab, die sie beym dritten oder vierten Aufsetzen hatten. Nur Verletzungen während der weichen Hervorsprossung, können dem hierzu nöthigen Bildungstrieb eine andere Richtung geben und Mißgewächse verursachen. Wenn ein Gehörn drey, vier und mehrere Enden am Gipfel der Stangen hat, so heißt es ein Kronengehörn; ist es daselbst breit und mit mehrern Enden an den Seiten besetzt, ein Handgehörn, und haben endlich die Enden mancherley unregelmäßige Krümmungen ein widersinniges Gehörn.

Obgleich die Alten den Hirsch aus mancherley fabelhaften Gründen für unsterblich hielten, so haben doch neuere Beobachtungen gelehrt, daß er sein Lebensziel in 30 bis 40 Jahren geendigt hat. Das Thier kann vielleicht, da es nicht den heftigen Affecten unterliegt, älter werden.

In Ansehung des Aufenthalts und der Farbe giebt es unter den Hirschen folgende Varietäten:

1. Der Berghirsch. Er wohnt in tiefen Gebirgen, ist gemeiniglich kürzer, stärker, schwerer, schwärzlicher oder dunkelbrauner, und hat einen längern behaarten Kopf, niedrige und dunklere Geweyhe, stumpfere Schaalen, größere Fährten, und ein schmackhafteres Wildpret als

2. der Landhirsch, welcher in ebenen, besonders sandigen Wäldern wohnet, und langgestreckter, leichter, rothbrauner ist und ein größeres und schöneres Gehörn erhält.

3. Der Brandhirsch. Er hat lange, schwarze, zottige Haare am Halse, oder auch nur eine dunkelbraune Brust, und hält sich gern an Kohlstätten auf. In den Böhmischen Wäldern trifft man ihm vorzüglich an.

4. Der weiße Hirsch. Man trifft ihn in manchen Menagerien in Menge an, in der Wildniß aber nur selten. Man hat die Bemerkung gemacht, daß wenn sich weiße Hirsche und Thiere zusammen vermischen, nur oft der sechste, ja der zehnte Theil der Nachkommenschaft wieder weiß wird, dahingegen bey der Begattung der weißen Hirsche mit rothen Thieren, mehr weiße als rothe Kälber ausfallen. Da diese Varietät von weit zärterer Organisation ist, so sind dergleichen Hirsche auch in der Wildniß weit zahmer, und haben ein weit feineres und zärteres Wildpret als die rothen.

5. Der silberfarbene Hirsch. Er ist bald heller, bald dunkler. Hat er einen schwarzen oder dunkelbraunen Rückenstreifen, und weiße Läufe, so ist er außerordentlich schön, aber auch selten. Zu Wernigerode im Thiergarten befinden sich viele derselben.

6. Der Bläßhirsch, mit oder ohne weiße Läufe. Er hat von der Stirn bis zur Nase eine Bläße, die bald größer, bald kleiner ist, und an den Keulen vorne herab weiße Streifen. Man hat die Bemerkung gemacht, daß sich das Bläßwildpret im Alter zuweilen ins silberfarbene färbt.

7. Der gefleckte Hirsch. Mit unordentlich-gestellten weißen Flecken.

Von Natur ist der Hirsch gutmüthig, friedfertig und gesellig und nur unter gewissen Um-

Umstä nden z. B. wenn er verwundet wird, oder in der Brunftzeit, geräth er in Affect, und wird oft gar wüthend. Er hat scharfe Sinne, ein ziemlich Gesicht, leises Gehör, und einen überaus feinen Geruch. Seine Feinde verräth ihn gewöhnlich einer derselben, kommen sie ihn aber zu nahe, so sucht er ihnen anfangs durch die Behendigkeit seiner Läufe, und versagen ihm diese den Dienst durch mancherley schlaue Wendungen und Wiedergänge, durch Schwimmen über Ströme und Teiche, und durch Verbergen in Viehheerden, zu entgehen; befreyt ihn auch dieß nicht, so bemüht er sich, sie durch die Stärke seiner bewaffneten Stirn und schnellenden Läufe zu überwältigen. Jeder Jäger, der einen Rothwild-Stand hat, wird von seinem Zorn, den er an ihm, seinen Jagdleuten oder Hunden ausgelassen hat, Beyspiele aus Erfahrung anzugeben wissen.

Auch Neugierde und List verräth er. Wenn man ihm pfeift oder ruft, so bleibt er stehen, besieht Vieh und Wagen, die ihm begegnen, scheut auch die Menschen nicht, wenn sie keine Hunde und Flinte bey sich haben, und wandert gelassen und stolz vor ihnen vorbey. Starke Hirsche pflegen oft Jahrelang sich in den kleinsten Feldhölzern, wo man kaum einen Hasen vermuthet, aufzuhalten; lassen stets, wenn ihrer mehrere beysammen sind, die jüngern vorangehen, treiben diese sogar, wenn sie Gefahr ahnden, mit Gewalt vor sich her, und wissen bey Treibjagden, durch listiges Verstecken oder Zurückgehen die besten Jägerplane zu vereiteln. Größere Rudeln Wildpret hingegen, haben gewöhnlich das älteste und erfahrendste Thier an ihrer Spitze und zu ihrem Anführer, welches dabey ganz Auge, Ohr und Nase zu seyn scheint. Zur Beförderung ihrer Reinlichkeit putzen sie sich nicht nur, wie alle wiederkäuende, Thiere immer die Nasenlöcher mit der Zunge, sondern brauchen auch diesen schlüpfrigen Schleim zur Bestreichung und Abglättung der Haare, und wahrscheinlich auch zur Verdauung.

Man giebt den Hirsch auch für einen großen Liebhaber der Musik aus; denn man hat bemerkt, daß er auf den Klang des Waldhorns, der Schallmeye und Flöte, selbst bey Jagden herbeygekommen, und zum Stillstehen gereizt worden ist; und daher haben auch vielleicht die Hüfthörner ihren Ursprung.

Das Geschrey des Hirsches gleicht dem Brüllen des Ochsens, nur daß es anhaltender und heller ist; sonst läßt auch der Hirsch und das Thier, wenn sie einen Menschen oder sonst etwas auffallendes gewahr werden, einen kleffenden abgebrochenen Laut hören, welches man **schmälen** oder **melden** nennt.

§. 13. Verbreitung und Aufenthalt.

Der Hirsch ist nicht bloß in **Deutschland** zu Hause, sondern in mehrern Ländern beyder Welttheile. Vom 64 Grad der Breite an, findet er sich in ganz **Europa** bis nach **Griechenland** hinunter. In **Asien** lebt er bey **Kusnez Ustkamenojarskoi**, in der **Mongoley**, **Tatarey**, **Sina**, **Persien**, **Siam**, **Java**, auf **Ceylon**, in **Bengalen** u. s. w. In **Afrika** ist er etwas kleiner z. B. auf **Guinea**, in der **Barbarey**, auf der Insel **Frankreich**, in **Abyssinien** u. s. w. In **Amerika** soll

soll man dieselbe Art auch von der Hudsonsbay an, bis nach Mexiko, Peru, Paraguay und Brasilien hinab finden *).

Der eigentliche Wohnplatz des Hirsches ist eine Dickung im Walde, wo er auch sein Ruhelager hat. Den Bezirk, in dem er sich aufhält, ändert er der Witterung, Nahrung, Aussetzung des Gehörns und der Brunst halber. Im Winter, wenn im hohen Gebirge der Schnee sehr tief liegt, zieht er sich in die Vordergebirge, bey Anfang des Frühlings aber geht er wieder zurück. Aus seinem bestimmten Aufenthalte können ihm, außer jenen Veranlassungen, bloß Holzfällen und harte Verfolgungen treiben. Im Winter sucht er in großen Dickigen den Abhang eines Hügels auf, wo er vor kalten Winden und hohem Schnee sicher ist, und scharrt sich Laub und Moos in sein Lager. Im Frühjahr, wenn das Gehörn wächst und weich ist, hält er sich im niedrigen Gebüsche oder Schwarzholz auf, durch welches er ohne Anstoß trollen kann. Außer der Begattungszeit lebt er gesellschaftlich und friedlich in großen Truppen oder Rudeln beysammen. Gewöhnlich theilt er sich in drey Gesellschaften. Die alten Hirsche, welche wenigstens fünf Jahr alt sind, machen nämlich die eine aus, die Thiere mit den Jungen bis ins dritte Jahr, männlichen und weiblichen Geschlechts die andere, und die Hirsche von drey bis vier Jahren die dritte. Nur im Winter trifft man zuweilen größere vermischte Gesellschaften an; doch sondern sich die Hirsche bald wieder von dem übrigen Wilde ab, um theils einzeln, theils in kleinen Rudeln zu leben; die alten Thiere hingegen sieht man, ausser der Setzzeit, selten ganz allein und ohne Begleitung. In ihren Ruhelager deckt bey kalter Witterung ein Hirsch den andern, um sich zu wärmen.

§. 14. Nahrung des Rothwilds **).

Die Nahrung oder Aesung der Hirsche ist nach Beschaffenheit der Jahrszeit und anderer Umstände ihrer Lebensart verschieden. Gewöhnlich gehen sie derselben des Abends beym Untergange der Sonne nach und zwar in einem kurzen Trabe, welches die Jäger Trollen nennen. Sie bleiben die ganze Nacht und ziehen in der Morgendämmerung erst wieder zu Holze. Im Frühjahr suchen sie, so bald der Schnee die Erde entblößt hat, die junge Saat von Roggen, Waizen, Spelt und Einkorn, die Brunnenkresse, die zarten Saamenblätter der Buche und Ahornarten, die jungen Triebe der Weiß- und Rothtanne, des Lerchenbaums, der Esche, Hasel, Aspe und mehrerer Weiden, der Binsenpfrieme, Heide, des Wachholders, rothen Hollunders, Sauerdorns, der Heidelbeeren, Brombeeren, Eberwurz, die Frühlingserve, Luzerne, Esparsette, Vogelwicke, Bimbernelle, Wiesen- und Steinklee u. s. w. auf, und verschaffen sich dadurch in kurzer Zeit ihre Kräfte wieder. Nach Ver-

*) Dieser Amerikanische Roth-Hirsch darf aber nicht mit dem Virginischen Hirsch (Cervus Virginicus) und dem Mexikanischen Rehe (Cervus Mexicanus) verwechselt werden, welches besondere Arten sind.

**) v. Wildungens Taschenbuch aufs Jahr 1801. S. 216.

Verlust ihrer Kopfzierde suchen sie in der Nähe ihres Aufenthaltes ihre Nahrung. Diejenigen, welche nicht ruhig in den Vorhölzern leben können, ziehen nun in den Hochwald zurück, wo sie dann Gras, Laub und Kräuter genug finden, um sich zu sättigen. Diejenigen aber, welche eine Heege genießen, gehen nach allen Arten von reifen und reifenden Getraide, nach Him- und Brombeeren, Erbsen, Wicken, Linsen, Pferdebohnen, Flachs, besonders den Knoten derselben, Kraut und Rüben, junges Erdäpfelkraut, Waldangelika, Liebstöckel, Sauerampfer, Wasserdosten, Meisterwurz, Johanniskraut, und besuchen auch die Grummetswiesen, wo sie dann endlich ihre größte Feistigkeit und Stärke erhalten, um mit Muth und Kraft auf die Brunst zu treten. Wittern sie jenseits eines Strohmes gute Aesung, so schwimmen sie alle Nacht hinüber. Während der Brunst genießen sie wenig, und suchen nur, um den höchsten Hunger zu wehren, Kraut- Rüben- und Erbsenäcker und die Brunngreßquellen auf, und die Champignons, Eyerschwämme, Fliegenschwämme und Kuhbilze scheinen ihnen dann sehr angenehm zu schmecken. Im Herbste bedienen sie sich der Eicheln, des wilden Obstes, der Buchecker, Kastanien, Zwetschen, Pflaumen, der Speierlings- und Vogelbeeren, Aels- und Mehlbaumsbeeren, der Weintrauben, der milchigen Kolben des türkischen Waizens, der Kartoffeln u. d. gl. Im Winter suchen sie die Saat, wenn der Schnee nicht zu tief liegt, die Knospen und jungen Zweige des Nadelholzes, der Buchen, Birken und der meisten weichen Holzarten, vorzüglich der Aspe, Saalweide, Dotterweide, des rothen Hollunders, die Mistel an Windfällen, Brombeerblätter, Kresse, Epheu u. s. w., wenn sie nicht von den Jägern auf den sogenannten Wildraufen gefüttert werden. In dieser Jahrszeit wagen sie sich in den Walddörfern auch in die Gärten, schälen die jungen Obstbäume, und lesen wohl gar vor den Scheunen und Ställen das verstreute Stroh und Heu auf.

Sie äsen langsam, und wo möglich mit Wahl, und suchen nach der Sättigung allezeit einen Ruheplaz zum Wiederkäuen. Dieß geschieht wegen des langen Halses nicht mit der Leichtigkeit, wie beym kurzhälsigen Rindvieh, sondern durch ein heftiges Aufstoßen, das man von weitem sehr deutlich wahrnehmen kann.

Nicht nur in Thiergärten, sondern auch in Wildnissen bereitet man ihnen im Frühjahr und Sommer S a l z l e c k e n, indem man in ein Behältniß aus zusammengefügten Säulen (einen Schrank), ohngefähr drey Fuß im Quadrat, einige Karren Lehmen führt, unter denselben schichtweise ein halb Viertel Salz streuet und einen stumpfen Kegel aus dieser gemengten Masse bildet. Man umzäunt zuweilen einen solchen Platz mit Pfählen und Latten so hoch, daß die andern Thiere nicht herbey kommen, die Hirsche aber diesen Zaun leicht überspringen können, und sie finden sich des Abends und Morgens sehr gern dabey ein.

Im Frühjahr, Herbst und Winter trinken sie wegen ihrer saftigen und feuchten Nahrung sehr wenig, allein in der hitzigen Brunstzeit und im heißen Sommer suchen sie die hellen Bäche oft auf. Sie kühlen sich auch zu der Zeit in denselben, und in flachen Teichen (suhlen sich), baden sich zuweilen und lieben überhaupt in schwülen Tagen die kühlen Oerter

sehr. — Der balsamische Duft der Ameisen muß ihnen ein angenehmer und stärkender Geruch seyn, denn so oft sie einen Haufen antreffen, zerscharren sie ihn, stehen stundenlang dabey, und ziehen diesen Balsam mit wollüstigen Mienen in sich.

§. 15. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Wenn der Hirsch gute Nahrung gehabt hat, so geht er zu Anfang des Septembers dem Thiere nach, oder wie die Jäger sagen: er tritt Alt-Aegidii (Tag) auf die Brunst. Er verliert dann seine angebohrne Schüchternheit und fängt an dreist und wild zu werden. Mächtiger als in jedem andern Thiere wirkt in ihm der unwiderstehlige Begattungstrieb. Mit trotzigen Ansehen und niedergebückten Kopfe durchstreift er rastlos von der Abend- bis zur Morgendämmerung die Wälder und Fluren, und sucht wie ein Spürhund mit der Nase auf dem Boden, dem Winde entgegen, eine Geliebte auszuspähen. Erreicht er seinen Zweck nicht bald, so muß der bemooßte Stamm seine Wuth und selbst der Boden die Stärke seiner Vorderläufe und Augensprossen fühlen. Gewöhnlich sucht er die Plätze wieder auf, wo er das vorige Jahr die Freuden der Liebe genossen hat. Die ganze Brunstzeit dauert ohngefähr 5 bis 6 Wochen, von dem ersten September an gerechnet; bey jungen Hirschen aber fängt sie einen halben oder ganzen Monat später an. Das Weibchen läßt den hitzigen Hirsch nach einer oft mehrern Tage langen spröden Begegnung vorzüglich des Morgens zu, und er bleibt demjenigen, das er zuerst antrifft, die ganze Brunstzeit über vorzüglich gewogen; doch begnügt er sich gewöhnlich nicht an einem, sondern vermischt sich auch wechselsweise mit andern, und man hat Beyspiele, daß ein rüstiger Hirsch sich wohl mit 20 Thieren abgegeben hat. Jetzt vergißt das männliche Geschlecht die gewöhnlichen Gesellschaftspflichten ganz, und ein Hirsch verfolgt den andern oder wüthet vielmehr gegen den andern durch Eifersucht gedrungen. Sobald ein Hirsch auf ein Rudel Wild stößt, so ist sein erstes Geschäfft alle junge Männchen, die sich in dieser Gesellschaft befinden, zu verscheuchen, welche dann bloß verstohlner Weise oder wenn der große furchtbare Nebenbuhler weggeschossen ist, mit einem einsamen Thiere sich begatten können. Treffen aber bey dieser Gesellschaft ein Paar starke Hirsche zusammen, so beginnen traurige Auftritte. So wie sie sich einander begegnen, starren sie einander grimmig an, werfen die Erde mit den Vorderläuften in die Höhe, erheben ein entsetzliches Geschrey (welches also nicht bloß ein Zeichen des Begattungsreizes ist) und fallen sich dann ins Gehörn mit einem Schall, als wenn starke Stangen zerbrochen würden, wobey sie sich zuweilen mit den scharfen Spitzen der Enden todtspießen oder so in einander verwickeln, daß sie nicht loskommen, und so auf dem Kampfplatze Hungers sterben müssen. In diesem mörderischen Gefechte empfängt mancher eine Wunde, die ihm auf lange Zeit oder auf immer zu einem Kränkler oder wie die Jäger sagen zu einem Kümmerer macht. Es scheint in der That als wenn sie zu diesen blutigen Schlachten vor der Brunst und während derselben die Spitzen ihres Gehörns an den Bäumen schärften, wie Farbe und Politur anzeigen. Das Weibchen sieht diesen Kämpfen nicht nur gelas-

lassen, sondern wie es scheint, mit Wohlgefallen zu, und überläßt sich dann dem Sieger um desto williger. Nicht nur das schon mehrmals erwähnte heftige Geschrey, das man in der Morgen- und Abenddämmerung, ja oft die ganze Nacht durch hört, und das nach dem Grad des Begattungstriebes an Heftigkeit und Stärke zu und abnimmt, sondern auch durch Aufscharrung des Bodens mit den Vorderläuften und Tannensprossen, welches man den Brunftplan machen heißt, kündigen die Hirsche ihr Verlangen an. Durch ihr Schreyen, das man bey stiller Nacht über eine Stunde weit hören kann, ziehen sie sich dicke Hälse, ja zuweilen Kröpfe zu. Es schreyen aber nur die Alten; denn diejenigen, welche noch nicht ihr viertes Jahr erreicht haben, lassen sich entweder gar nicht hören, oder geben, wiewohl nur selten, einen hohen abgebrochenen Laut von sich. Ueberhaupt können die Jäger an der gröbern oder hellern Stimme das Alter des Hirsches erkennen; wiewohl auch hier Ausnahmen statt finden. Nur selten lassen die Hirsche im Jänner und Hornung diese in unvermutheter Nähe Grausen erweckenden Töne hören, und es wird, wenn es geschieht, für eine Vorbedeutung großer Kälte angesehen. Zur Brunftzeit bekömmt der Unterleib durch die Schärfe des Saamens eine schwarze Farbe, den sogenannten Brand, der sich erst bey der Herbstverfärbung wieder verliert.

Man legt auch auf bequemen Orten auf Grummetwiesen und Haiden, welche mit Hafer und Rüben bepflanzt werden, Brunftplätze an, die mit einem tiefen Graben, der nach innen aufgeworfen ist und Zwischengänge hat oder mit einer dichten Hecke, die Oeffnungen hat, umgeben werden. Hier kann der Liebhaber der Jagd die Hirsche belauschen, und nach Gefallen sich den besten schießen. In mehrerern Gegenden Deutschlands hat man, wie z. B. im Herzogthum Altenburg auf dem sogenannten Rieseneck bey Cahla, noch künstlichere Anstalten.

Nach der Brunft sucht jeder Hirsch und jedes Thier seine verlaßne Gesellschaft wieder auf.

Das Thier trägt acht und einen halben Monat oder vierzig Wochen, schleicht sich bey bemerkter Endigung der Schwangerschaft von der Gesellschaft weg in junge Schläge, oder finstres Gehölz, und setzt in einem Bette von Moos ein, selten zwey und noch seltner drey Kälber. Diese liegen hier oft zwey bis vier Tage still; dann laufen sie aber mit der Mutter weg; anfangs gehen sie derselben nach, wenn sie aber stärker werden, voran. Sie werden nicht bloß vor Gefahr geschützt, sondern auch so lange gesäugt, bis sich die Alte wieder tragbar fühlt, zu welcher Zeit sie sich auch schon für sich ohne Milch forthelfen können. Bis zum dritten Monate sind sie weißgelb und braungefleckt. An einigen Orten nennt man sie bis Michaeli, an andern bis zum kommenden März Kalb, männlich Hirschkalb, weiblich Wildkalb. Von der Zeit an bekommt das Wildkalb bis zur Begattung im zweyten oder dritten Jahre den Namen eines Schmalthieres; das Hirschkalb aber nach dem ersten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgesetzt hat, welche nach dem sechsten Monate hervorsprossen, den Namen eines Spiesers oder Spieß-

hirsches, und im zweyten Jahre, wenn es an den Spießen die Augensprossen bekommt, den eines Gablers oder Gabelhirsches. Wenn der Hirsch dreyjährig ist, so heißt er ein Hirsch vom zweyten Kopf, im vierten Jahre ein Hirsch vom dritten Kopf und im fünften Jahre ein Hirsch vom vierten Kopf, im sechsten Jahre ist er ein schlecht jagdbarer Hirsch und im siebenten ein jagdbarer. Er wächst bis ins achte Jahr und wird von der Zeit an ein Kapitalhirsch genannt. Andre Bennungen hat er nach der Anzahl der Enden.

Die Kälber lassen sich zähmen, saugen an Kühen, oder auch, durch eine leichte Gewöhnung, aus Geschirren Küh- und Ziegenmilch. Sie lernen ihren Fütterer bald kennen, und kommen nach seinem Ruf oder nach dem Tone eines Instrumentes herbey. Man zieht sich Thiere auf, um die Hirsche zur Brunftzeit auf bestimmte Plätze zu locken. Sonst bedienten sich die spätern römischen Kaiser und die alten deutschen derselben zum Zug. August II. König in Pohlen fuhr noch mit acht Hirschen; der verstorbene Herzog von Zweybrücken hatte auch einen Zug, so wie sonst der jetzige Herzog von Meiningen. Sind es weiße Hirsche, so ist ein solches Gespann von ausserordentlicher Pracht. Man verschneidet sie zuweilen um Unglück zu verhüten, allein es muß geschehen, wenn sie vollkommen aufgesetzt haben. Zum Reiten sind sie selten zu gebrauchen. Sonst schmiedete man die Wilddiebe auf Hirsche und ließ sie auf eine grausame Art im Gehölze in Stücken zerreißen.

§. 16. Krankheiten.

1. Die Knotenkrankheit, welche auch dem Rindvieh im Sommer befällt, und sich durch große, eine gelbe Feuchtigkeit enthaltende, Knoten an verschiedenen Theilen des Leibes zeigt, richtet oft eine ganze Wildbahn zu Grunde. Da das Rothwild dabey hinkt, so läßt dieß der Jäger durch Hunde fangen, schneidet die Knoten auf und wischt die Wunde mit Essig und Salz aus. Dieß hilft zuweilen. Da die Krankheit ansteckend ist, so muß das gesunde Wildpret in andere Reviere getrieben werden.

2. Die Leberfäule, welche die Auszehrung verursacht, richtet auch oft große Niederlagen unter diesem Wildpret an. Sie soll aus schädlichen Thauen, der vorzüglich die Kleearten befällt, entstehen.

3. Die Ruhr erfolgt nach anhaltenden kalten Wintern, wenn das Hirschwildpret zu gierig junge Knospen und Keime frißt. Das Heufüttern im Winter verhütet diese Niederlage.

4. Zu viele Engerlinge über der Gurgel oder Drossel sind auch tödlich. Allein es scheint, als wenn die vielen Engerlinge eine Folge von einer vorhergegangener Krankheit wären, da mehrentheils Kümmerer so sehr damit überladen sind, daß sie die Klumpen derselben nicht ausniesen können, sondern daran ersticken. Ich habe es bey Schafen eben so gefunden.

5. Das

5. Das Verhalten des Harns bey männlichen Hirschen, besonders in der Brunft, ist ihnen sehr schmerzhaft.

6. Sie leiden auch zuweilen an Zahnweh. Wenigstens habe ich bey aufgebrochenen Hirschen, die elend waren, keine andere Ursache entdeckt, als fast ausgefaulte Haaken und angegangene Backzähne. Vielleicht ist langes Hetzen und nach der Hitze ins Wasser springen oder an einem kalten Ort sich niederthun, die Ursache dieses Uebels.

7. Nicht bloß die Haarballen, welche aus abgeleckten Haaren oder andern faßrigen Dingen im Magen entstehen, sondern auch die Hirschkugeln, welche gelblich aussehen und eine steinartige Rinde haben, machen sie kränklich, ja verursachen ihnen zuweilen den Tod.

§. 17. Feinde.

Der unbarmherzigste ist der Mensch, nicht als edler Weidmann, der den Hirsch seines wohlschmeckenden Wildprets halber jagt, sondern als unedler Rennjäger (Parforcejäger), der sein Vergnügen bey dieser Jagdmethode nicht zu mäßigen weiß, sondern dieß Wildpret so martert, daß er sich den Vorwurf zuzieht, als finde er nicht sowohl an dieser Jagd als vielmehr an der Angst und Quaal eines zu Tode gehetzten Hirsches Freude.

Wölfe und Luchse, Erbfeinde des Rothwildes können ihnen in den cultivirten Gegenden Deutschlands nicht viel mehr anhaben. Allein dafür sind sie von mehrern Insecten geplagt.

Die Ochsenbremse (Oestrus bovis) *), eine rauhhaarige, wie eine Hummel gestaltete Fliegenart mit gelblichbraunen, am Ende schwarzen Hinterleibe und braun bandirten Flügeln, von der Größe einer Schmeißfliege, schwebt über dem Rothwild herum und läßt seine Eyer auf die Haare desselben fallen. Im Herbst kriechen die Larven aus, bohren sich unter die Haut, werden da die großen weißen mit zwey Häkchen am Kopfe versehene Engerlinge, die große Beulen auf dem Rücken verursachen. Diese sind im Frühjahr ausgewachsen, haben alsdann die Haut durchfressen und fallen an die Erde oder ins Moos um sich zu verpuppen. Daher sind die Wildhäute bloß im Julius und August, wo die Löcher wieder verwachsen sind, ganz gut und brauchbar. Schlechtes Rothwildpret ist mehr damit geplagt als gutes, weil jenes seinen Feind durch Springen zu entgehen sucht, daß die Eyer nicht auf dasselbe fallen.

Die Nasenbremse (Oestrus nasalis. Lin.) ist fast eben so groß, hat einen schwarzen mit gelben Haaren besetzten Hinterleib und ungefleckte Flügel. Sie legt diesen Thieren im Schlafe ihre Eyer an die Nase. Hier werden sie eingeschlürft, kriechen aus, und begeben sich in zwey mit einem zähen Schleim angefüllte Beutel unter der Zunge über der Gurgel. Es sind eben so, wie die vorhergehende, gestaltete, nur nicht so große Engerlinge, die im Ju-

*) S. meine gemeinnützige N. G. des In- und Auslandes I. 2. S. 1089. u. f.

Junius ausgewachsen sind, von den Thieren ausgenießt werden, und sich in der Erde oder im Moose verpuppen. Kränklichen Thieren werden sie oft tödtlich.

Die Hirschlaus (Pediculus cervi. Lin.) eine Art breiter brauner Läuse plagt besonders die Kümmerer.

Die große Holzwespe (Sirex Gigas. Lin.) die wie eine Hornisse aussieht, und deren Weibchen einen sägeförmigen Legestachel hat, womit sie die Eyer in die gefällten oder verwundeten Nadelbäume legt, soll die Ursach der Knotenkrankheit seyn, welches aber gegen meine Ueberzeugung ist *).

In den Eingeweiden findet man Blasenbandwürmer (Taenia), Egelwürmer (Fasciola) und Splitterwürmer **).

§. 18. Jägerbeobachtungen.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten, die von Jägern kommen und Jäger interessiren und davon nicht wenige fabelhaft sind, zeichnen wir nur einige vorzügliche aus. 1) Man hat bemerkt, das die Hirsche, freylich bloß gezähmte, das Jahr mehr als einmal ihr Gehörn aufgesetzt und abgeworfen haben. So hatte Prinz Maximian von Dessau in seinem Reitstalle 1721 einen Hirsch fünf Jahre, der dreymal aufsetzte und abwarf, als den 15ten Jänner, 17ten May, und 18ten December. Vielleicht war die überflüssige und gute Nahrung und der Mangel an Verlust der Saamenfeuchtigkeit daran Schuld. Er starb an einer Entkräftung. Das Gehörn hatte seine völlige Stärke, war auch gefegt, aber nicht völlig vereckt.

2) Nicht bloß monströße, das heißt im Wachsthum gestöhrte, sondern besonders vieleckige Gewenhe haben Cabinette und Jäger aufzuweisen ***). Man hat Hirsche von zwanzig bis sechs und zwanzig Enden geschossen, und im Jahr 1740 sollen in der Churmark die sechs und zwanzig Ender nicht selten gewesen seyn. Auch weiß man von Hirschen, die zwey und dreyßig, sechs und dreyßig und zwey und vierzig Enden aufgesetzt hatten. Das Merkwürdigste unter allen hatte aber doch wohl der Hirsch, welchen Friedrich I. König von Preußen in dem sogenannten Cartheuser- oder Jacobsdorfischen, zum Amte Fürstenwald gehörigen Forste schoß. Er hatte sechs und sechzig Enden und der Hirsch selbst wog fünf Centner 35 Pfund. Er machte mit demselben Friedrich August König von Pohlen und Churfürst von Sachsen ein Geschenk, und man sieht es noch jetzt als eine Seltenheit in der Moritzburg. Oben in der Krone ist ein Becher angebracht, aus welchem fremde fürstliche Personen trinken. Auf der Stelle, wo der Hirsch geschossen wur-

de,

*) D. Glasers Abhandl. von der tödlichen Knotenkrankheit des Rindviehs und Rothwildprets. Leipzig. 1780.

**) Schriften der Berlin. Gesellsch. naturforsch. Freunde. X. St. 1. S. 65. Taf. III. Fig. 8 — 11.

***) Goeze's Europäis. Fauna. III. S. 23.

de, ist ein Denkmal von Werkstücken errichtet mit dem ganzen Hirschkopf auf der einen, und der Nachricht dazu in goldenen Buchstaben auf der andern Seite *).

3. Das Rothwild hat, so wie die ganze Gattung, zu der es gehört, keine Gallenblase. Da aber nach dem Tode die Blume oder der Schwanz desselben gallengrün wird, und sehr bitter schmeckt, so halten die Jäger diesen Theil für den Sitz der Galle. Vielleicht daß die Gallengänge mit dieser Extremität des Körpers Gemeinschaft haben.

4. Unter allen den vielen Wundergeschichten, die von tödtlich verwundeten und doch noch sehr weit gelaufenen oder gar entlaufenen Hirschen erzählt werden, ist die merkwürdigste und wahreste diejenige, welche sich 1796 den 26sten October im Meiningischen zutrug. Ein Hirsch, dem das ganze Gescheide vorne am Schlunde und hinten am After abgerissen, und verlohren war, lief von der Stelle an, wo er lag, noch 567 Schritt, Berg auf, Berg ab, ehe er liegen blieb **)

In der Brunftzeit, wo die Lebensgeister in der heftigsten Wallung sind, hat man Beyspiele, daß Hirsche nach einem schleunig tödtenden Schusse noch unglaublich lange, oft Tage ausgedauert haben.

5. Den 27sten Januar 1798 wurde zu Waltershausen ein Stück Wild, das ein Hirschkalb bey sich hatte, mit zwey Kugeln und etlichen Schroten in die linke Seite des Kopfes geschossen, daß es todt zur Erde stürzte. So wie es aufgebrochen wurde, so hatte das Kalb gerade an der nämlichen Stelle, zwey etwas mehr als kugelgroße blaue mit Schweiß unterlaufene Flecken, und da, wo die Schroten an der Mutter hingefahren waren, auch blaue Punkte. Ein offenbarer Beweiß, daß bey trächtigen Thieren die gleichnamigen Theile in stäter Gemeinschaft stehen. Ich habe mehrere Beyspiele selbst gesehen.

6. Wenn der Jäger im Sommer das Rothwild immer unruhig und unstät findet, so ist, aller Wahrscheinlichkeit nach, ein Wolf oder Luchs in dem Revier.

7. Die Naschhaftigkeit des gezähmten Rothwildes ist jedem Jäger bekannt; allein daß es Fensterscheiben einstoße, sie zerknirsche und verschlucke ist wohl etwas auffallender. Ein gezähmtes Thier, das dieß that, nahm keinen Schaden davon.

8. Der Hirsch beißt die jungen Zweige queerdurch, das Thier nicht, sondern es streifelt Rinde und Blatt des junges Zweiges ab. An dem verschiedenen Schall, den dieß Abbei-

*) Beckmanns Beschreibung der Chur- und Mark Brandenburg. S. 775. Krünitz ökonomische Encykl. XXII. mit einer Abbildung des ganzen Hirsches. Von monströsen Gehörnen s. Ridinger a. a. O. Die ungeheuern Gehörne, wovon man eins am Rhein bey Worms 1771 gefunden und die anderwärts auch angegeben werden, gehören unserm Hirsche wohl nicht zu, sondern einer der Vorwelt zugehörigen, jetzt ausgestorbenen Art. v. Moser's Forstarchiv. XIII. Meine Uebersetzung von Pennants allgem. Uebers. der vierfüßigen Thiere. I. S. 103. v. Wildungen Taschenbuch auf das Jahr 1800. S. 159.

**) Bestätigt ist die Geschichte von dem Herzog Georg von Meiningen selbst und von seinen Begleitern in Herrn v. Wildungens Neujahrsgeschenk für Jagd- und Forstliebhaber 1798. S. 119.

beißen und Streifeln giebt, kann der auf einen jährigen Schlage von Laubholz ansitzende Jäger unterscheiden, ob sich ihn in der Dämmerung ein Hirsch oder Thier nähere.

9. Wenn ein Hirsch nach mancherley reizenden Veranlassungen so stark nach der Salzlecke geht, daß er viel Lehm mit verschluckt, so giebt er eine Menge Lehmenloosung von sich, die gerade die Gestalt und Form der Loosung von der gewöhnlichen Aesung mit Grübchen und Zäpfchen hat. Wenn dieser ausgetrocknet von einander fällt, so sieht es wie eine Menge Schuß- oder Schnellkugeln aus, womit die Knaben spielen.

§. 19 Verschiedene Arten des Fanges oder der Erlegung.

Zur Jagd des Rothwildes, als des ersten und vorzüglichsten Jagdthieres, ist genaue Kenntniß der Fährte nothwendig; doch ist nicht nöthig, daß ich hier alle zwey und siebenzig in den alten Jagdbüchern angegebene Kennzeichen aufzähle, sondern nur auf die vorzüglichsten hinweise. So viel ist gewiß, daß ein hirschgerechter Jäger nicht nur die Fährte des Spießers bis zum Kapitalhirsch, durch alle Alter hindurch im Gange, Trabe und der Flucht kenne, sondern auch die der alten, trächtigen und gelten Thiere von den Fährten alter Hirsche, und die der jungen tragenden Thiere von den jungen Hirschen zu unterscheiden wisse, ja sogar ihre Schwere anzugeben im Stande seyn muß. Es ist dieß in der That auch so schwer nicht, da sich ein aufmerksamer Beobachter nur die Spur sehr genau und deutlich aufzuzeichnen, und sich eine Sammlung von Läufen zur Wiederholung zu machen braucht.

Hier nur das wesentliche von der Hirschfährte, da die Anschauung in dieser Sache besser als die genaueste Beschreibung belehrt. Eines jagdbaren Hirsches Fährte ist ohngefähr drey und einen halben Zoll lang und zwey und einen halben Zoll breit, die Schaalen sind breiter und stumpfer als des Thiers ihre, die schmal und spitzig zulaufen; die Ballen sind länger, breiter, stärker, drücken sich tiefer ein, und zwar in Gestalt eines Herzens, da hingegen jener ihre nur gerade und schmal auslaufen und auch vor den Ballen nicht die gewölbte Erhöhung den sogenannten Burgstall verursachen; er tritt auch gar nicht in die Vorderfährte, sondern einige Fingerbreit dahinter, dahingegen das Thier in die Vorderfährte tritt. Die Spießer haben kleine scharfe Spitzen an den Klauen, und die Afterklauen stehen hoch und sind sehr spitzig; bey andern jungen Hirschen wird alles nach und nach stumpfer und die Afterklauen stehen nach und nach niedriger. Im Schnee, Sande, Thone, Thau und Grase lassen sich die Fährten beobachten.

Genauer sind die Hauptzeichen des edlen Hirsches, wodurch er von den Thieren zu unterscheiden ist, folgende 27 *):

1. Der Hirsch zwingt und zieht mit den Schaalen das Erdreich fest an sich und zurück und dieß heißt der Zwang oder das Zwingen.

2. Er

*) Ist die umgekehrte 72. Die übrigen lese man bey Döbel selbst a. a. O. I. S. 8.

2. Er druckt die Ballen fest ein- und vorwärts. Wenn dann

3. in der Mitte ein erhabener Hügel entsteht, so ist dieß der Burgstall oder das Grimmen.

4. Er macht den Beytritt, wenn er den hintern Lauf neben den vordern etwa einen Finger breit entfernt setzt, und also zwey Fährten neben einander sichtbar werden. Dieß thun die feisten Hirsche gewöhnlich, die tragenden Thiere nur zuweilen. Es geschieht nur, wenn er vertraulich geht.

5. Der Kreuztritt oder die Kreuzfährte macht der Hirsch, wenn er mit der hintern Fährte, so in die vordere eintritt, daß sich drey Ballen zeigen und also eine halbe Fährte ins Kreuz abgetreten ist.

6. Das Hinterlassen, die Erfüllung oder das Zurückbleiben ist, wenn feiste und alte Hirsche mit dem hintern Laufe zurückbleiben. Je weiter die Erfüllung desto älter und besser ist der Hirsch.

7. Das Uebereilen oder die Uebereilung heißt, wenn junge oder diejenigen Hirsche, die gering vom Leibe sind, mit dem Hinterlaufe über die Vorderfüße hintreten. Dieß geschieht gern bergab, und meist so regelmäßig, daß

8. die vier Ballen sehr genau zu sehen sind. Dieß kann das Thier nicht.

9. Der Hirsch tritt auch zuweilen in die vorderste Fährte, macht sie aber etwas länger oder breiter und dieß wird das Blenden genannt. Hier hat man sich in Acht zu nehmen, daß man nicht einen schlechten Hirsch für einen guten anspreche. Es geschieht nur, wenn er vertraulich geht.

10. Er kommt auch wohl gerade mit den vordern und hintern Schaalen so in einander, daß die Fährte wie von einem Lauf gemacht aussieht. Dieß ist der Schluß. Das Thier kann dieß nicht oder doch gar selten.

11. Wenn man beym Schluß im guten Boden, da wo die Schaalen und Ballen zusammenstoßen, ein kleines Hügelchen gewahr wird, wobey man aber wohl aufzumerken hat, so ist dieß der Bürzel.

12. Den Schrank oder das Schränken macht der Hirsch, wenn er so auseinander geht, daß die Fährten, nämlich die rechte und linke nicht gerade hinter einander kommen. Dieß thut das Thier selten und ohne Fortdauer. An dem weiten Schranke erkennt man die Weite und Feiste des Hirsches.

13. Es ist besonders auf den Schritt zu merken, denn der Hirsch, der sein drittes Gehörn trägt, schreitet schon weiter als ein Thier. Wenn ein Hirsch zwey und einen halben Schuh schreitet, so ist er schon als jagdbar anzusprechen, und kann 10 Enden tragen. Die eine von zwey hintereinander folgenden Fährten wird allezeit mit zum Schuhmaaß gerechnet. Dieß und das vorhergehende Zeichen sind die vorzüglichsten und müssen daher geübt werden.

14. Der Hirsch macht den Abtritt, Abschnitt oder das Gräslein, wenn er das Gras oder grüne Getraide wie abgeschnitten mit den Schaalen abtritt. Hierbey muß man Acht geben, ob das Gras oder Getraide dürre oder frisch ist.

15. Behält der Hirsch das Gras oder grüne Getraide in den Schaalen und läßt es auf freyen Weg oder Boden in der Fährte liegen, so ist dieß der Einschlag, Auswurf oder das Mitnehmen.

16. Wenn der Hirsch in lehmigen Boden flüchtig geht, oder nach einem kleinen Regen auf Dürre wieder vom Felde gen Holze zieht, so behält er den Boden zwischen und an den Schaalen, und läßt ihn oft einen Teller groß vor dem Holze fallen; dieß ist das Insiegel.

17. Wenn der Hirsch vertraulich geht und auf weichen Boden zuweilen die hintere Schaale in die vordere Fährte so bringt, daß etwas zwischen beyden Schaalen vorn wie ein Laubblättchen in der Fährte steht, so ist dies das Näslein oder Näschlein.

18. Wenn der Hirsch so gezwungen und geschlossen geht, daß ihm zwischen den Schaalen ein Strich von Boden, wie ein Faden dick in die Höhe geht, so wird dieß das Fädlein genannt. Von einem Thiere bleibt viel Erdreich zwischen den Ballen stehen.

19. Es zwinget auch der Hirsch bey harten Boden, und schneidet Gras und Erdreich ganz ab, und läßt es in der Fährte liegen. Es ist dieß so breit als die Fährte, und so abgeschnitten, daß man es ganz herausnehmen kann, und heißt das Scheibel.

20. Wenn er mit der hintern Schaale in die vordere tritt, so bleibt oft ein Reiflein darin stehen; ist dieß bey harten Boden fein und niedrig, so heißt es Kränzen.

21. Da durch die Schwere und das Zwingen die Schaalen des Hirsches stümpfer werden oder sich abstumpfen, so heißt dieß die Stümpfe.

22. Der Hirsch tritt vorn und hinten gleich tief in den Boden, das Thier aber schiebet nur ein, fast wie eine Sau.

23. Wenn der Hirsch das Erdreich mit dem Geäfter berührt, so ist es, als wenn zwey Daumen eingedrückt wären. Beym Thier aber drucken sich die Geäfter schmal und spitzig ab, und kommen nahe an die Ballen. Je weiter es der Hirsch auswärts setzt, desto besser ist er.

24. Wenn der Hirsch die Ballen recht eindrückt und solche in reinem Boden stehen, so stellen sie ein Herz vor. Beym Thiere sind sie gleichaus schmal und es bleibt viel Erdreich zwischen ihnen stehen.

25. Die Fährte des Hirsches bleibt beym Regen im Sande gewöhnlich rein stehen; beym Thiere aber fällt sie wieder zu. Dieß ist die reine Fährte.

26. Das Wenden oder Himmelszeichen macht der Hirsch mit seinem Gehörn, wenn er zu Holze zieht, und das Laub umwendet oder kleine Reiser abbricht.

27. Das Schlagen oder Fegen, auch bey alten Weidleuten die Himmelsspur genannt, ist das auffallendste Kennzeichen.

Die

Die Jagdarten sind folgende:

Die gewöhnlichste Art sich des Edelwildes zu bemächtigen ist das Birsengehen *), der Anstand und das Treibjagen; weniger gewöhnlich die Bestätigungsjagd, Kesseljagd, selten die Haupt- und Wasserjagd, in Hirschnetzen fangen und jetzt am seltensten die Rennjagd (Parforcejagd).

Der Jagdregel nach werden die guten jagdbaren Hirsche vom May an bis in die Mitte des Septembers geschossen, Schmalthiere und Kälber aber bis Weyhnachten; nur die Leckerhaftigkeit der Menschen kann hier eine Ausnahme verursachen. Ueberhaupt aber muß der Jäger immer nach Maaßgabe seines Wildstandes jagen. Ist der Wildstand nicht besetzt genug, so daß noch mehrere Stücke ohne Schaden der Feld- und Waldwirthschaft sich nähren können, so darf er nur das alte abständige Wildpret schießen; ist kein Mangel da, so schießt er nur jährlich so viel alte Hirsche, als zur Fortpflanzung unnöthig sind; hat er wenig Hirsche und mehrere Thiere, so benutzt er von diesen diejenigen, welche alt sind, oder gelte gehen u. s. w.

§. 20. Nutzen und Schaden.

Das Ansehen, in welchem der Hirsch von jeher (doch ehedem mehr als jetzt) bey den Großen und Reichen gestanden, hat gemacht, daß man alles, was an ihm ist, nicht bloß in der Oekonomie, sondern auch in der Medicin benutzte. In der That aber ist in den Apotheken wenig von ihm brauchbar.

Das Fleisch oder Wildpret ist nach Alter, Geschlecht und Jahrszeit von verschiedenem Werthe. Von den Hirschkälbern ist es sehr gut, von Spiesern mittelmäßig, von Schmalthieren schon besser; dann folgen die jungen Hirsche von 3 bis 4 Jahren; vom vierten bis zum siebenten ist es schon härter; vom weiblichen Geschlecht ist es auch immer besser als vom männlichen. Alte Hirsche sind in der Feistzeit von Jacobi bis zur Brunft am schmackhaftesten. Das derbe Wildpret, vorzüglich der Theil von der Blume bis an die kurzen Rippen, welcher Zimmer heißt und der Rücken selbst geben nebst den beyden Keulen die besten Braten. Dann folgen die Kehlbraten, zwey Streifen am Halse über Gurgel und Schlund, hierauf die Mehrbraten oder Jungfernbraten, zwey Streifen, die über den Nieren und am Rückgrat liegen, und zuletzt kommt das Kochwildpret. Aus den klein geschnittenen Hirschohren macht man Frikasse und aus den Läufen Sülzen.

Die Haut giebt weiß gegerbt sehr dauerhafte Beinkleider, starke Handschuhe, Degenkoppel, Reitkoller u. s. w.; roth gegerbt Stiefeln.

Die Haare dienen zum Auspolstern.

*) Man sagt auch und gewöhnlich Bürschen, Pürschen, oder Perschgehen. Das Wort kommt aber her von bersare, eigentlich in einem verschlossenen Orte jagen, und dann im allgemeinem jagen. Daher auch in den mittlern Zeiten die Jäger Bersarii hießen.

Die Geweyhe zieren die Jagdhäuser, dienen als Haaken, und werden roh oder gebeizt als Handgriffe zu Messer und Hirschfängern benutzt. Die Köche machen eine Gallerte daraus; und gebranntes und pulverisirtes Hirschhorn klärt Kaffee und Bier auf. Es giebt auch eine Hirschhornschwärze. In den Apotheken bereitet man den Hirschhornspiritus, und sonst war eine Hirschhornmagisterium, Hirschhornliquor Hirschhornöhl, Hirschhornsalz und Hirschhornsälbchen in denselben als Medicamente, die aber vorzüglich durch den Glauben wirkten, bekannt.

Die Hirschkolben geben, auf mancherley Art zubereitet, ein Leckergericht; sonst zog man auch für die Apotheke einen Spiritus daraus.

Die Klauen wirkten bey unsern Vorfahren, in Ringe verarbeitet, gegen Krämpfe.

Das Mark hält Eisenrost ab, heilt aufgesprungene Hände, und macht sonst auf mehrere Art geschmeidig.

Das Unschlitt braucht der Lichtizeher und Seifensieder, auch der Wundarzt.

Dem Hirschkreuz oder dem röthlichen Beinchen im Herzen an der linken Seite schreibt man nur aus Aberglauben bey mehrern Krankheiten eine gute Wirkung zu; allein es wirkt eben so wenig als der gedörrte Schweiß, die Hirschknochen, Hirschklauen, Hirschthränen, die Blase, Geilen, Ruthe und das Laab aus dem Magen ungebohrner Kälber.

Die Eckzähne sind aus Aberglauben ein Amulet geworden, und sehen in Ringe gefaßt, nicht übel aus.

Bey zu starker Hegung schaden die Hirsche der Feld- und Waldökonomie. Letzterer vorzüglich in harten Wintern, wenn sie keine Fütterung haben. Von den Kohlgärten hält man sie ab, wenn man eine Linie über die Zäune hinzieht, und im Felde, wenn man etliche Faßreife nimmt, die untere Seite mit Teufelsdreck in Bergöhl zerlassen bestreicht und sie in die Erde steckt. Dieser verscheuchende Geruch erhält sich lange Zeit. Um sie von den Kräutern und Kohlpflanzen abzuhalten, steckt man diese in eine zerlassene Masse von alten Schmeer und Schießpulver *)

§. 21. Jäger- oder Weidmannssprache.

So wie jede Kunst, und Wissenschaft seine eigene Terminologie hat, so ist es auch bey der Jagdkunde. Der ächte Weidmann nennt daher

die Hörner — Geweyh, Gehörn, Gewicht, Gefänge; an denselben den Hauptstamm — die Stange; das untere auf den Kopf sitzende gefranzte Ende — den Rosenstock; den untern gefranzten Theil der Stange — die Rosen; die krausen Knöpfchen an der Rose und der Stange — die Perlen; die untersten Zinken — Augsprossen; die nächsten daran — Eißsprüssel; die obersten — die Krone; alle Zinken — Enden

*) Meine Musterung der schädlichen Thiere. S. 49.



Enden und die Anzahl derselben wird dadurch bestimmt, daß man sie an derjenigen Stange, wo die meisten stehen, zählt und verdoppelt.

Wenn das Geweyh seine vollkommen harte Spitzen hat, so ist es — vereckt.

Die rauhe Haut an denselben ist — der Bast.

Dieß wird geschlagen.

Daß ganze Gehörn abgeworfen und aufgesetzt.

Das junge hervorsprossende Gehörn — Kolben.

Das Geweyhe ist nicht dick und schön, sondern stark, schwer, gut brav, prächtig.

Jagdbar oder auch schlecht jagdbar ist ein Hirsch von zehn Enden; gut oder jagdbar — von mehrern; so er dabey alt ist — ein recht guter oder starker Hirsch; auch ein Capitalhirsch. In einigen Gegenden muß ein jagdbarer Hirsch, nach dem Gewichte, wenigstens dreyhundert Pfund wiegen.

Wenn ich über die Größe und Stärke des Leibes oder Gehörns urtheile — so heißt dieß ansprechen.

Ein Plazhirsch ist derjenige, der zur Brunftzeigt alle andern weggejagt hat.

Der Mund — Geäs.

Die Zunge — Weidmesser oder Weidlöffel, Graßer, und Lecker.

Die Ohren — das Gehör, Luser oder Schüsseln *).

Die Augen — Leuchten, Spiegel, oder Seher.

Die Beine, wie bey allen wilden Thieren — Läufe; oben vorne — die Blätter oder Buge; hinten — die Schlägel oder Keulen; die gespaltenen Klauen — Schaalen; die Afterklauen — Oberrücken, Geäfter, Aftern, Obern, Oberklauen, auch Sparren. Sie stehen im Alter niedriger — sind kürzer gefesselt. Der Ort, wo er hingetreten — Fährte. Der Hirsch macht eine gute Fährte; in der Pfalz, Oesterreich u. s. w. aber, er macht und zeigt seinen guten Fuß. Der Hintertheil — Scheibe, Schirm, Schurz.

Der After Weideloch; die Zusammenfügung des Knochens unter dem Weideloche — das Schloß. Der Unrath — Loosung (bey einigen Lösung, Gelöß und Gebahn); das Harnen — näßen. Das männliche Glied — Brunft-Ruthe; die Hoden — Kurzwildpret auch bey einigen Geschröte.

Das weibliche Glied — Feigenblatt oder besser Feuchtblatt. Das Thier feuchtet, nicht es stallet. Die schwarze Farbe von männlichen Saamen am Bauch — der Brand.

Der Schwanz — Blume, Ende, Sturz, Feder, Bürzel, Wedel und Galle; das Fell — Haut, auch Decke mit Haaren.

Die Dünnungen — Wammen oder Flanken.

Die dicken Knoten hinten am Halse am Ende der Zunge — Drossel.

*) Luser oder Löfel heißen die Ohren aller wilden Thiere, die Hasenohren ausgenommen.

Herz, Lunge und Leber — Geräusch, Geschlinge, Gelünge, Lunze oder Bäuschel. Die Gedärme — Geschmeide, und daran der große Magen — Wanst.

Der Brustknochen — Brustkern.

Die Gegend der Nieren — Nierenstall.

Die Harnblase — Feuchtblase.

Das Fleisch — Wildpret.

Das Blut — Schweiß, Fasch, Faisch, auf den Boden auch Färth oder Gemerk.

Die Rippen — Federn, auch Wände, Krielen, Wimmern.

Er geht zur Begattung — tritt auf die Brunft. Er hat ab- oder ausgebrunftet, wenn die die Fortpflanzungszeit vorbey, oder wenn er dabey sehr schmal geworden ist. Er schreyet, nicht er brüllt.

Der Act der Begattung — das Beschlagen. Das Thier ist befruchtet — es ist beschlagen, es geht hoch beschlagen, ist tragend, tragbar oder schwer; es setzt das Kalb, und zwar auf ein Bette, nicht es kalbet; geht niedrig, nicht hat geworfen.

Der Aufenhalt — Stand.

Das Lager Bette. Sie werden aus ihrem Stand gesprengt, nicht gejagt.

Der Hirsch geht vertraulich, nicht langsam; trollet, nicht trabet; ist flüchtig, nicht läuft; greift stark in Boden, nicht tritt tief in die Erde. Wenn man ihn wohin gehen sieht oder spürt — er ist da übergezogen. Er steht oder nimmt die Weide an. Er zieht zu Holze oder nach Einigen hält den Kirchgang.

Aus- und Eingang — Wechsel; er hat dahin gewechselt.

Er steckt im Revier, nicht er liegt darin.

Er rinnt durchs Wasser, nicht er schwimmt durch. Er geht hoch, wenn er völlig vereckt hat und gut von Leibe ist, und niedrig, wenn er abgeworfen hat. Er hat sich niedergethan, nicht niedergelegt; er thut sich auf, nicht steht auf. Wo er sich niedergethan hat, da sitzt er.

Das Bleyzeichen macht der Hirsch, wenn er mit den Schaalenspitzen auf einen Fels oder andern Stein greift, und einen Strich wie mit Bleystift macht.

Nahrung — Geäse.

Er äset oder aaset sich, nimmt Geäß oder Weide, nicht er frißt.

Er zieht auf das Geäse, nicht auf die Weide

Er trinkt oder schöpft, nicht er säuft.

Er tritt zur oder auf die Salzlecke ꝛc. nicht er geht oder verfügt sich dahin.

Er fällt ins Garn, nicht er springt hinein.

Er fällt über das Zeuch, nicht er springt darüber.

Sie kämpfen, nicht sie stoßen sich.

Sie

Sie forkeln, wenn sie einem Menschen oder Thiere eine Wunde beybringen.

Sie färben, nicht häären sich.

Sie nehmen den Jäger wahr, wenn sie ihn in den Wind oder zu Gesichte bekommen. Man sagt aber auch von dem Gesichte allein: Sie haben den Jäger oder Gegenstand gewahr geworden; und vom Gehör: Sie haben ihn oder den Gegenstand vernommen.

Sie werden gebirset, nicht geschossen. Weidewund geschossen — in den Wanst oder die Gedärme, daß er nicht schweißt, oder nicht gut geschossen.

Schweißen, geben Fährte und Gemerk, nicht sind verwundet.

Der Hirsch wird abgefangen, nicht erstochen.

Er ist krank, wenn er angeschossen ist und sich bald steckt, oder nach dem Wasser eilet.

Er stürzt nach dem Schuß, nicht er fällt; er endet, nicht er stirbt; er ist verendet, nicht er ist gestorben.

Er nimmt oder macht sich zusammen, geht flüchtig, stark, oder flieht, nicht er steht wieder auf und läuft davon.

Er wird aufgebrochen, dann ausgewirkt oder zerwirkt (auch die Decke abgenommen oder abgedeckt), oder zerlegt, nicht aufgeschnitten und zerhackt.

Er ist gut, schlecht oder gering bey, von oder am Leibe, nicht schön, häßlich, dürr oder mager.

Er ist schadhaft, nicht krank oder beschädigt.

Ein Kümmerer — ein kranker Hirsch, vorzüglich wenn er nicht recht aufgesetzt oder abgeworfen hat.

Er ist feist, nicht fett; hat Feist oder Weißes, nicht Fett oder Unschlitt.

Er ist anbrüchig, nicht stinkt; ist verdorben, nicht verfault.

Wenn das Thier Menschen merkt, so giebt es einen hellen Laut von sich — es schmälet, schreckt oder meldet sich.

Mehr Hirsche und Wild beysammen — ein Rudel, Trupp.

Baden oder abkühlen — sich fühlen.

Der Hirsch sieht gut aus, ist gut, recht gut, ein starker, Kapital-Hirsch, nicht ein schöner.

Die Feistzeit oder die Hirschfeiste fängt sich an, wenn das Getraide reift, und dauert bis zur Brunst.

Zwey=

Zweytes Kapitel.

Vom Dammwild. Nr. 2.

§. 22. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildungen.

Das Männchen heißt: Damhirsch, Tannhirsch, Damling, Dambock; das Weibchen: Damthier, Damwild und Damgeiß.

Cervus Dama. Gmelin Lin. I. 1. p. 178.
Dain et Daine. Buffon h. n. VI. 167. tab. 27. 28. Ed. de Deuxp. II. T. 2. f. 2. 3. Uebers. von Martini. III. 110. Taf. 46. 47.
Damhirsch. v. Schrebers Säugethiere V. Taf. 249. A. B.
— v. Mellins ökon. N. G. des Damwilds. Schriften der Berl. Gesellschaft naturf. Freunde. II. 162. Tom. IV - VII. Dessen Vers. zur Anleg. einer Wildbahn. 151. Fig. 1 — 6 Gewehhe; Fährten 162.
— v. Wildungens Neujahrsgeschenk. 1796. 1. Taf. 1. 2.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 584.
— Goeze's Europ. Fauna. III. S. 51.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 24. 128.
— Döbels Jägerprakt. I. Kap. 4.
— v. Flemmings Deutsch. Jäg. I. 97.
— Donndorfs zool. Beytr. I 604.
The Fallow Deer. Pennant's Hist. of Quadr. I. 113. Uebers. v. Bechstein I. 106.
Ridingers jagdb. Thiere. Taf. 7.

§. 23. Classification.

Wie beym Rothwild.

§. 24. Kennzeichen der Art.

Das Gewehhe des männlichen Geschlechts ist zusammengedrückt, mit den Enden zurückgekrümmt, an der Spitze breitzackig oder schaufelförmig; die Blume ziemlich lang.

§. 25. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

In der Rangordnung unsrer Jagdthiere nimmt der Damhirsch wegen seines Ansehens und seiner Nutzbarkeit die zweyte Stelle ein. Auch in Ansehung der Größe hält er das Mittel zwischen dem Rothhirsche und dem Rehbocke, ist fast fünf Fuß lang und drey Fuß hoch. Die Schwere ist von 250 bis 300 Pfund. Der Leib ist verhältnißmäßig stärker als

als am erstern, die Läufe aber kürzer und dünner, die Ohren nicht so lang, die Blume aber weit länger. Uebrigens haben alle Theile, das Gehörn ausgenommen, einerley Lage, Gestalt und Verhältniß. Die alten Hirsche werfen im May, die Spieser aber im Junius ihr Geweyh ab, und ersetzen es eben so mit rauhen Bast wieder, wie der Edelhirsch, so daß es im Anfange des Septembers vereckt ist, und geschlagen wird. Es hat auch eben die Bestandtheile und sproßt ebenfalls auf dem Rosenstocke als ein weicher Kolben hervor, der sich nach und nach in die Länge und Breite vergrößert; allein es ist weit dünner, platter, dehnt sich mehr in die Breite, und ist nach Verhältniß mit mehr Enden besetzt, die nach innen gekrümmt sind, und endigt sich mit einer langen und breiten, oft zwey Hände breiten Krone. Bey den alten sind oft die Stangen über die Hälfte breit und dünne, und mit 30 bis 40 Enden versehen, die aber weder so hoch noch lang sind, als beym Rothhirsch, sondern vielmehr Ausschnitten gleichen, daher man den Damhirsch auch nicht nach der Anzahl der Enden anspricht. Je besser der Hirsch ist, desto besser bildet er seine Schaufeln und Enden aus, und es ziert dies Gehörn den Damhirsch ungemein.

Das Weibchen ist ohne diese Kopfzierde und wie beym Rothwild, kleiner, leichter, schwächer und hat nicht das empfehlende Ansehen.

Die gewöhnliche Farbe beyder Geschlechter ist im Sommer glänzend rothbraun, mit weißen kleinen Flecken über den Rücken, die Keulen und Schultern; von dem Blatte geht horizontal ein weißer zwey Finger breiter Streifen bis an die Keulen, wo er sich in einem Winkel etwas herabsenkt und dann bis an die Blume hinläuft; neben der Blume steht noch auf jeder Seite neben dem weißen Streifen ein gleichlaufender schwarzer; dieser ist oben schwarz unten weiß; die Stirn bis zur Nase, und der Oberhals sind schwarzbraun; letzterer an den Seiten heller; die Seiten unter der Einfassung, so wie die Außenseite der Läufe hellgelblich; der Untertheil des Halses, Brust und Bauch, so wie die inwendige Seite der Beine, weiß. So sehen sie bis zum November aus. Im Winter aber, wo sich die Haut mit grauen und dunkelbraunen Haaren verdichtet, verschwinden alle Flecken und Einfassungen, und von erstern steht man nur noch auf den Keulen eine kleine Spur, denn die graue Farbe legt sich auf die hellen und die dunkelbraune auf die dunkeln Sommerhaare. Dieß Winterkleid dauert bis im Junius, wo sich diese Thiere verfärben.

Außerdem giebt es auch weißes, isabellfarbenes und schwarzes Damwild, das aber wie alle Varietäten seltener ist, als das gewöhnliche, doch nicht so selten als bey dem Roth- und Rehwild; da sich diese Wildart bey uns, als bloß naturalisirt, in einem zähmern und also variabler Zustande befindet, als jenes. Eben so giebt es, wiewohl sehr selten, weiß und roth- und weiß und schwarzgeflecktes Damwild, auch graues, braunes und schwärzliches.

Von Natur ist der Damhirsch, ohngeachtet seines schweren Körpers flüchtig, dauert aber nicht so lange aus, wie der Rothhirsch, er ist auch munter, und macht allerhand lustige Sprünge.

So furchtsam und geduldig er sich in seinem gezähmten Zustande beweißt, so muthig und tapfer zeigt er sich in der Wildniß, und er streitet oft um eine Gattin oder einem Weideplatz mehrere Stunden lang. Zur Brunftzeit kämpfen immer Hirsche von einerley Alter mit einander, bey der Kirrung und Winterfütterung aber, ohne Unterschied des Alters, und drey und vierjährige fordern oft ältere, aber schwächere heraus. Zu eben dieser Zeit, mehr noch, wenn die Brunft bald vorüber ist, schreyet er, wie der Rothhirsch, nur weniger stark.

§. 26. Verbreitung und Aufenthalt.

Ohngeachtet man jetzt den Damhirsch fast in ganz Deutschland, wo ebene Waldungen sind, antrifft, so scheint er doch kein ursprüngliches deutsches Thier zu seyn, sondern eigentlich in die wärmern europäischen Länder, nach Italien, Frankreich, Spanien zu Hause zu gehören; dann findet man ihn wieder in Palästina, Persien, China bis an die kalte Tatarey. In gemäßigten und warmen Gegenden hält er gut aus, in kalten aber, wie Schweden u. a. will er in der Freyheit nicht wohl fort.

Sie lieben zu ihrem Aufenthalte kleine Hügel, die mit schmalen Thälern abwechseln; gehen aber nicht in die Brücher wie das Roth- und Rehwild. Schwarzholzwaldungen scheinen sie den Laubholzwaldungen vorzuziehen. Sie verändern ihren Stand nicht so leicht und weit, als die Rothhirsche. Von März bis in August suchen sie Dickungen auf, um sich vorzüglich vor den sie plagenden Insecten zu schützen. Sie leben gesellig, versammeln sich in starken Rudeln und pflegen sich nicht leicht zu trennen. Auch die alten Damhirsche machen sich nach der Brunft in Rudel zusammen, und leiden eher als die Rothhirsche junge Damhirsche und Thiere unter sich. Diese sondern sich aber meist von selbst wieder ab, und es hält sich dann das Damwild mit den jungen Hirschen zusammen.

§. 27. Nahrung.

Das Damwild äset sich vorzüglich von dürr erwachsenen Kräutern im Walde oder auf dem nahgelegenen Brachäckern und Triften; fettes und feuchtes Gras und Getraide liebt es nicht so sehr, wie das Edelwild. Es macht auch nicht so weite Wechsel nach dem Geäse. Im Sommer genießt es gern Laub, und im Winter schält es gern die jungen Bäume ab; dann geht es auch auf die jungen Schläge und frißt, wo es nicht gefüttert wird, was es findet, und thut dadurch am jungen Anflug und Aufschlag beträchtlichen Schaden. Ist Eichelmast vorhanden, so zieht es diese allen andern vor.

Herr Graf v. Sponeck sagt *), das Damwild liebt außer den gewöhnlichen Geäse des Rothwildes noch vorzüglich im Frühjahr — die jungen Triebe der Kiefer, glatten Ulme, Sumpfheide, wilde Johannisbeere, der Rosenarten, Maaslieben, Schafgarbe, Wie-

*) In v. Wildungens Taschenbuch 1801, S. 222.

Wiesenkresse und des Ehrenpreißes; im Sommer — Thymian, Dosten, Sophien-Rauke, Bocksbart, Wegsenf, Hartheu, Goldruthe und Riehgras; im Herbste — die Frucht der Roßkastanien und im Winter — die Knospen der niedern Weide.

§. 28. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Im September ist die Feistzeit des Damhirsches und er tritt daher in der Mitte des Octobers oder zu Anfang des Novembers auf die Brunft, die kaum einen Monat dauert. Die ältesten, nicht aber die stärksten machen allezeit den Anfang, und genießen dabey eines allgemein anerkannten Vorzugs, den ihnen die stärkern Jungen gar nicht streitig machen. Es begegnen sich daher auch nur blos Damhirsche von einerley Alter auf den Brunftgängen, und kämpfen mit einander, wobey sie sich oft tödtliche Wunden beybringen. Der Ueberwundene weicht dem Sieger, während der ganzen Brunftzeit, von weitem aus. Die Brunft beginnt damit, daß sich die alten Hirsche trennen, zu dem Wild-Rudel begeben und sich mit einigen von ihnen absondern. Diese ergeben sich nicht gleich, sondern er muß sie etliche Tage erst herumtreiben, alsdann ergiebt sich gewöhnlich das älteste, und so giebt er sich mit einem nach dem andern ab, bis er endlich erschöpft ist. Dieß dauert etwa acht Tage. Diesen Zeitpunkt kündigt er gewöhnlich durch Schreyen an. Von der Saamenfähigkeit färben sich, so wie am Rothhirsche, die Haare am Unterleibe, ja sogar an der Nase und Stirn, weil er oft da zu lecken pflegt, und diese Zeichen bleiben auch bey weißen Damhirschen bis zur nächsten Verfärbung. So sehr wie den Edelhirsche schwächt diesen die Brunft nicht, und er erholt sich also nach derselben bald wieder, und wird feist.

Nach acht Monaten oder im Junius und Julius setzen die Thiere eines, selten zwey Kälber (Tannkützel) an verborgenen Orten in Dickungen, oder im langen Graße. Diese bleiben zwey Tage liegen, alsdann laufen sie vor oder neben der Mutter her, wenn diese weggeht. Nur bleiben sie in den ersten vier Wochen im Busche liegen, wenn diese ins Feld auf die Aesung zieht; sie ruft sie beym Rückgang mit einem lauten Gluckſen, und sie antworten mit einem feinen Rufe. Gewöhnlich saugen sie bis zur Brunft, doch fangen sie nach derselben auch wohl wieder an, und genießen die Muttermilch bis die Quelle von selbst versiegt, ja an gelten Thieren sieht man oft noch Spieser saugen. Wenn die Kälber nicht mehr trinken, so heißen die männlichen junge Hirsche, die weiblichen aber Schmalthiere. Im März setzt der junge Hirsch die Spiese auf. Die Schmalthiere brunften wenn sie fünf Vierteljahr alt sind, oft aber auch erst das Jahr darauf, wenn sie über zwey Jahre alt sind; letzteres sind mehrentheils spät gesetzte Wildkälber. Im zweytem Jahre setzt der junge Damhirsch ein Gehörn, von sechs bis zehn Enden auf und heißt ein angehender Schaufler, im dritten Jahre fangen die Stangen oben an sich auszubreiten, und er erhält einige Enden nach hinten zu, auch einige Enden rückwärts über dem Eißsprüssel. Er heißt alsdann ein Dreyjähriger, in der Folge ein vierjähriger, fünfjähriger, sechsjähriger Schauf-

 ler,

ler, nach dem siebenten Jahre, wenn er seine vollkommene Größe und Gehörn hat, ein alter Capital-Schaufler, oder ein rechter guter Schaufelhirsch.

§. 29. Krankheiten und Feinde.

Gerade wie beym Rothwild.

Im Jahre 1765 fielen in einem gewissen Amte 300 Stück an einer Seuche, welche die Eckern verursacht haben sollten. Das Rindvieh das den Aesern des Damwildprets, nahe kam, krepierte ebenfalls *).

§. 30. Jägerbeobachtungen.

Sie sind meist vom Herrn Reichsgrafen von Mellin.

1. Da sich das Damwild gern im Walde äset, nicht weit davon auf die Feldtriften, aber allezeit wieder in das Gehölz zurückgeht, so scheint es recht dazu geeignet, kleine Forste durch seine Gegenwart zu beleben. In einem Kiefer- oder Fichten-Revier von 1000 Waldmorgen können 100 Stück mit den Zuwachs, wenn keine Viehtrifft da ist, ohne dem Holze nachtheilig zu seyn, gehalten werden, wenn nur im Winter Holz gefällt wird, daß sie die Abfälle genießen können, und ihre sonstige Heufutterung da ist. Bey Besetzung eines solchen isolirten Revieres sind einige Vorsichtigkeitsregeln nöthig, weil sie nicht leicht bleiben, wenn man sie in fremden Gegenden eingefangen hat, und hier sogleich wieder aussetzt. Die schicklichste Zeit ist der Winter, und man umzäunt dazu eine Dickung mit einem 6 Fuß hohen Zaun. In derselben steht die Heuscheune, an welcher sie inwendig mit Heu und dann mit Mast von Eichen, Buchen und wilden Kastanien gefüttert werden. Bey tiefem Schnee nimmt man einige Fächer aus dem Zaun und läßt das Wildpret aus, füttert es alsdann auf beyden Seiten des Heuschoppens. Es wird sich dann, so lange der Winter dauert da einfinden, nach und nach an die Gegend gewöhnen und so da bleiben.

Wegen seiner Schönheit und Nutzbarkeit ist es auch für Thiergärten ein vortreffliches Wildpret, und man kann auf einem Morgen immer ein Stück rechnen.

2. Da eine acht- oder vierzehntägige frühere Geburt auf das Kalb und in der Folge auf den Hirsch den größten Einfluß hat, so muß man Hirsche und Thiere, die früh beschlagen und früh setzen in einem Reviere möglichst schonen. Denn das Hirschkalb setzt frühere Spiese auf, bekommt nachher stärkere Schaufeln und tritt, so lange es lebt einige Wochen eher auf die Brunft; und das Wildkalb wird gleich nach den ersten fünfviertel Jahren befruchtet, und bringt immer frühe Kälber.

3. In der Brunft zeigen sie eine eben so starke Erhitzung der Lebensgeister und daraus erfolgende längere Lebensdauer als der Rothhirsch. Herr Reichsgraf von Mellin schoß einen Damspieser, daß er 50 Schritte nach dem Anschuß stürzte, fieng ihn ab, und er

*) v. Schrebers neue Cammeralschriften I. 469.

er sprang, da er ihn herumwendete, wieder auf, setzte durch ein Dickig und schwamm noch über 500 Schritte weit in einem See fort, ehe er umschlug und verendete.

4. Von der bekannten Antipathie zwischen Roth- und Damhirschen ist nur so viel gegründet, daß jene sich nicht gern an den Stellen äsen, wo diese schon gewesen sind und vorzüglich ihren Unrath zurückgelassen haben. Daß sie aber in einem Thiergarten beysammen von Kräften abnehmen und hektisch würden, wenn sie mit diesen in Gesellschaft wären, ist um so weniger wahr, da ja die Damhirsche allezeit warten müssen, bis jene gesättigt sind, ehe sie sich auf den gemeinschaftlichen Fütterungsplatze einfinden dürfen.

5. Herr Reichsgraf von Mellin ließ einem Damhirsche, nachdem er geschlagen hatte, das Gehörn über dem Rosenstocke absägen. Der Hirsch brunftete, und beschlug das Thier, das aber gelte blieb. Diese Operation wurde drey Jahre hinter einander mit gleichem Erfolge wiederholt. Nun ließ er dem Hirsche das Geweyhe. Das beschlagene Thier wurde tragend und setzte im folgenden Sommer ein Hirschkalb.

Hierdurch wird die Verwandschaft der Säfte, die das Gehörn bilden und die Saamenfeuchtigkeit ausmachen, mehr als zu einleuchtend.

§. 31. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Fährte hat im Gange, Trabe und in der Flucht die größte Aehnlichkeit mit der Hirschfährte. Ein alter Schaufler macht seine Spur so stark und breit, wie ein Rothhirsch von 6 Enden, und das alte Damthier läßt sich wie ein Schmalthier spuren. Doch sind bey aller Aehnlichkeit die Fährten der Damhirsche kürzer gefaßt, die Wände der äußersten Seite der Ballen flächer und eröffneter, fast wie bey den Ziegen.

Alle Arten der Jagden, die auf den Rothhirsch gemacht werden, sind auch auf den Damhirsch gewöhnlich.

§. 32. Nutzen und Schaden.

Der Nutzen erstreckt sich eben so auf alle Theile des Körpers wie beym Edelhirsch.

Das Wildpret ist zärter und mit mehr Feist durchwachsen, als an jenem; Spieser und Schmalthiere geben vortreffliche Braten, besonders delikat aber sind die saugenden Kälber.

Die Häute sind nicht so stark, geben aber feinere Beinkleider und Handschuhe.

Der Talg ist ebenfalls vorzüglicher. In Ansehung der übrigen Theile ist die Benutzung dieselbe, wie bey dem Rothwild.

In Sardinien werden die Geweihe, die von beträchtlicher Größe sind, in Wasser geweicht, und beym Tanz als Schuhsohlen gebraucht, um den Schall der musikalischen Instrumente zu verstärken.

Der Schaden, den sie am jungen Holze und an Saatfeldern anrichten, ist wie beym Edelhirsch; doch beschuldigt man sie, daß sie am Holze noch schäd-

 licher

licher wären, als jene, da sie leckerer sind, und nicht mit so groben Nahrungsmitteln vorlieb nehmen.

§. 33. Jägersprache.

Gerade wie beym Rothwild, nur beym Gehörn einige Abänderungen, die aber auch oben schon angegeben sind.

Den Rücken pflegt man auch den Federrücken zu nennen.

Drittes Kapitel.

Vom Elenwild. Nr. 3.

§. 34. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildungen.

Das Elch, Elen, Elend, Elent, Elchthier, Elenthier, Elendthier, Musthier; das Männchen: Elchhirsch, Elenhirsch, und Elentochs, und das Weibchen Elchthier, Elenthier und Elendkuh.

Cervus Alces. Gmelin Lin. I. 1. p. 175. n. 2.
Elan. Buffon hist. nat. XII. p. 79. tab. 7. 8. 9. Uebers. v. Otto. X. S. 178. m. e. Fig.
Das Elch. Von Wangenheim in den neuen Schriften der Berlin. Gesellschaft naturforsch. Freunde. I. S. 1. – 69. Taf. I. (Die vollständigste und genaueste Beschreibung, welche daher auch bey diesem Kapitel zum Grunde liegt.)
Das Elennthier, v. Schrebers Säugeth. IV. t. 246. A. B.
— Goeze Europ. Fauna. III. S. 78.
— Döbels Jägerprakt. I. S. 19.
— v. Hagen Nachrichten von dem Preußischen Elenthiere in den Berliner Mannigfaltigkeiten 1771. II. 413. 429. m. e. Fig.
— von Zimmermanns geogr. Zool. I. p. 263. II. p. 127. n. 40. III. 157. 161. 133. n. 10.
— Schwedische Abhandl. 41 B. 134. Taf. 5. b.
— Perrault, Charras und Dodart Abhandl. zur N. G. I. p. 202. Taf. 26. Zergliederung. Taf. 29.
— Donndorfs zool. Beytr. I. S. 486. n. 2.
The Elk. Pennants hist. of Quadr. I. p. 116. Uebers. v. Bechstein. I. S. 99.

§. 35. Classification.

Wie beym Roth- und Damwildpret.

§. 36.

§. 36. Kennzeichen der Art.

Mit handförmigen dem weiblichen Geschlechte fehlenden Geweyh, das sich ohne Stamm gleich am Grunde ausbreitet und zackige Lappen bildet; und mit einem steifhaarigen Kehllappen.

§. 37. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Obgleich das Elen zu demjenigen Wild gehört, was der Jäger Rothwild nennt, und welches sich durch seine schöne Gestalt vor andern Thiergeschlechtern auszeichnet, so findet man doch nichts weniger, als die feinen und schönen Verhältnisse an demselben, welche den Edelhirsch zieren, es ist vielmehr plumper gebaut, hat einen kürzern Hals, längere Ohren, einen langen und starken Maulthierkopf, eine starke Brust, und ist vorn höher als hinten; dahingegen ist es viel größer und schwerer als das Rothhirschgeschlecht. Ein ausgewachsener preussischer Elenhirsch ist vorne, von der Spitze der Schaale, bis zum Halsknochen gemessen, 6 Fuß 2 Zoll, und mit der aufgerichteten Möhn 6 Fuß 9 Zoll hoch, hinten von der Spitze der Schale, bis zur Mitte der Keulen nur 6 Fuß; die Länge von der Mitte der Brust bis zur Schwanzspitze an den Seiten weg 6 Fuß 3½ Zoll, des Halses 1 Fuß 11½ Zoll, des Kopfes bis ins Genick 2 Fuß 6 Zoll, und die Breite der Brust 1 Fuß 4 Zoll. Das Gewicht ist in der guten Zeit ohne Schweiß, Gescheide und Geräusch ohngefähr 5½ Centner und mit denselben 6½ Centner. Doch spricht man auch von so großen starken, besonders amerikanischen Elenhirschen, die 8 — 12 Fuß hoch (wahrscheinlich bis zur Spitze der Ohren gerechnet) und 10 — 12 Centner schwer seyn sollen *). Der Kopf ist groß, dick, langgestreckt, und vorn gegen das Ende spitzig zulaufend, wie beym Maulthier; die Oberlippe groß, dick, länger als die untere, wulstig und vom Zahnfleisch abgesondert; der Rachen groß, die Zunge, wie die Ochsenzunge, und die Kinnladen, wie bey allen widerkäuenden Thieren; in der untern liegen acht scharfe und spitzige Schneidezähne, und anstatt derselben in der obern ein dicker, schwarzer, schwammiger, gekerbter Fleischwulst, der sich mit der hervorstehenden Oberlippe endigt, und in dessen Kerbe die Schneidezähne des Unterkiefers passen; die Eckzähne fehlen; dann folgen vier und zwanzig starke mit Spitzen versehene Backzähne, auf jeder Seite sechs; die Augen sind klein, ihr Winkel lang und in die Krümme gespalten; die Thränendrüße 1½ Zoll lang, und ½ Zoll breit, mit einer dicken, gallerigen, oft harten Materie besetzt; die Nasenlöcher sind sehr weit; die Ohren lang und groß, 1 Fuß acht Linien lang und hängen seitwärts, wie beym Rindvieh; unter der Kehle ist eine knorpliche häutige Warze oder Beutel von 7 Zoll Länge, woran zwey Bärte von sechs Zoll langen steifen Haaren sitzen, die unten zusammenstoßen und einen Bart wie einen zugespitzten Kegel bilden. Dieser Beutel fängt erst nach dem dritten Jahre an zu wachsen und sich zu verlängern

*) Ueber diesen Gegenstand kann man weitläuftigere Nachrichten finden in Herrn v. Wangenheims Abhandl. a. a. O. S. 10 u. f.

gern, und bey alten Weibchen findet man zuweilen Merkmale davon; der Hals ist eingezogen, breit und dick, und oben darauf steht eine sieben und einen halben Zoll hohe Mähne, welche der Hirsch, so wie die Beutelhaare sträubt, wenn er in Affect kommt. Genick, Brust und Schenkel sind ausserordentlich stark; die Hinterläufe kürzer als die Vorderläufe, beyde hirschartig gebaut, stark und nervig; die Füße gespalten. In den Vorderfüßen steckt die meiste Kraft; mit denselben wehrt er sich, und ist im Stande mit denselben einen Wolf oder Hund zu tödten. Der Schwanz oder die Blume ist, wie beym Hirsch, kurz und stumpf, ohne Haare drey und einen halben Zoll, mit denselben sechs und ein Viertel Zoll lang.

Dem Elenthier oder dem Weibchen fehlt nicht bloß die Kopfzierde, sondern es ist auch nicht so hoch, lang, stark und schwer. Ein ausgewachsenes ist vorn fünf Fuß neun und ein Viertel Zoll, und hinten fünf Fuß sieben Zoll hoch, von der Brust fünf bis sechs und ein halben Zoll lang, und wiegt ohne Aufbruch ohngefähr vier und einen halben und mit demselben fünf und einen halben Centner. Die Schaalen an den Füßen sind länger und schmäler als am Hirsche, da bey diesem die Ballen weit stärker sind; auch hat dieser längere und breitere Afterklauen, die eine mehr auswärtsstehende Richtung haben. Durch diese verschiedene Fußbildung ist der Jäger im Stande, die Fährte der beyden Geschlechter zu unterscheiden. Da beym Hirsche und Thiere der Abstand der Afterklauen vom Ballen nur zwey Zoll ist, so treffen beym Schreiten dieselbe den Ballen, daher beym Gehen oder Stampfen auf festen Boden ein Klappern entsteht.

Die Farbe beyder Geschlechter ist vom Ende Junius an bis nach der Brunst im September vom Maul bis über die Nasenlöcher gelbbraun; ein schmaler Ring um die Augen und das Innere der Ohren aschgrau; der übrige Kopf, welcher kurz behaart ist, und auf der Stirn Wirbel zeigt, der Hals, die Brust und der ganze Oberleib, so wie Mähne und Halsbeutel sind schwarzbraun; die Vorder- und Hinterläufe bis über die Knie, der untere Theil der Keulen, der ganze Unterbauch sind aschgrau ins gelblichweiße fallend. Vom October bis März, wo sie die braunen Winterhaare haben, verwandeln sich die schwarzbraunen Theile in ein helleres Braun mit Grau vermischt, und vom April bis Ende Junius in ein hellbraun, das immer dunklerer wird. Zu dieser Zeit sehen die Theile, welche ausgehaart sind, gegen die obern dunkler aus, daher denn ein geflecktes und sonderbares Ansehen entsteht.

Das Geweyh, das hinten über den Augen steht, hat mehr eine seitwärts als in die Höhe stehende Richtung, und steht daher weiter auseinander als am Rothhirsch, breitet sich schaufelförmig aus, hat im Preußischen 16 — 28 Enden und eine Schwere von 28 — 40 Pfund. In Nordamerika aber werden sie stärker, so daß man sie von 40 bis 50 Pf. Schwere findet, so gar bis 75 Pfund schwer will gefunden haben *).

Bey einem Elenhirschkalbe kommen kurz nach der Geburt zwey Buckel oder Kolben zum Vorschein, die bis zum September ein Zoll hoch sind, und hieraus bildet sich der Rosen-

**) Pennants Thiergeschichte der nördlichen Polarländer. I. S. 20.

senstock; im zweyten Jahre ist es ein Spieser und die Spiese werden bey guter Aesung ein Fuß lang; im dritten Jahre wird es ein Gabelhirsch oder bleibt ein Spießer mit kürzern und stärkern Spiesen. Im vierten Jahr bekommt das Gehörn sechs Enden und wird oben mehr breit und rund. Im fünften Jahr finden sich schon kleine Schaufeln, die mit den Jahren und bey guter Aesung an Breite, Dicke und Mehrheit der Enden zunehmen; alsdann heißt der Hirsch nach seiner Stärke ein geringer oder starker Schaufler. Ein starker Schaufelhirsch, der gute Aesung hat, wirft sein Gehörn schon im December und Januar ab; schlechte Hirsche im Februar und May, geringe und Spieser erst im April und Anfang des Mayes. Ein starker Hirsch hat also schon zu Ende des Junius wieder vereckt, geringere aber erst im Julius und August. Das Gehörn ist bis zu seiner Vollkommenheit mit einem grauen ins schwärzliche fallenden Baste umkleidet, der an Stangenhölzern, besonders Kiefern, in etlichen Stunden abgefegt ist. Dann hat das Gewevhe eine hellbraune oder auch dunklere Farbe. Die Materie, woraus es besteht, ist fester und schwerer als am Edelhirsch.

Dieß Thiergeschlecht zeichnet sich auch in seinem Naturell gar sehr vor dem Rothwild aus. Es ist im ganzen dümmer und furchtsamer und hat auch nicht die feine Sinne. Ohnerachtet der großen Nasenlöcher kann es nicht weit wittern und der Jäger kann ihm daher versteckt sehr nahe kommen. Das Gesicht ist etwas besser, daß Gehör aber vortrefflich, und dieß schützt dasselbe auch vor den Nachstellungen der Menschen das meistemal. Die Stimme des Hirsches, die er in der Brunstzeit, doch nicht so häufig als der Rothhirsch hören läßt, ist mehr blöckend als schreyend, fast wie bey dem Damhirsch, in kurzen Absätzen. Sein Widerstand besteht theils im Gehörn, theils in den Läufen, vorzüglich den Vorderläufen, durch deren Schläge es Thiere und Menschen tödten kann. Da sie vorne höher als hinten sind, und nach Verhältniß des Körpers sehr hohe Beine haben, so können sie nicht solche Sätze und Sprünge thun, wie das Rothwild; sie gehen daher beständig einen stärkern und schwächern Trab, kommen aber darin den gesprengten Hirschen und Pferden, durch das weite Ausgreifen der Vorderläufe, gleich. Sie schwimmen sehr geschickt und können rutschend über die tiefsten Moräste schnellen. Zuweilen fallen sie auf der Flucht, und vorzüglich wenn sie aufs Eis getrieben sind, plötzlich nieder; im letztern Falle suchen sie sich aufzuhelfen, können aber nicht, und scharren daher mit den Vorder- und Hinterläufen. Dieß hat vielleicht zu der Fabel von der fallenden Sucht dieser Thiere Anlaß gegeben. Das Geklapper mit den Afterklauen und das Schlagen mit den Vorderläufen nennen die Jäger Schellen.

§. 37. Verbreitung und Aufenthalt.

Die nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika sind die Heimmath der Elenthiere. Man trifft sie daher in Preussen, Pohlen, Litthauen, Curland, Liefland, Norwegen und Schweden, in Asien und Sibirien bis tief in die Chinesische Tatarey hinab, und in Amerika von der Hudsonsbay bis nach

Virginien herab an. In Europa wohnen sie vom 53sten — 64sten Grad nördlicher Breite, in Asien vom 45sten — 61sten, und in Amerika vom 44sten — 53sten. Sie lieben wilde und einsame Gegenden, daher sie auch in Europa an solchen Orten, wo die Bevölkerung immer stärker wird, also Waldstrecken ausgerottet, und die Wälder selbst häufiger von Menschen und Vieh besucht werden, sich immer mehr zurückziehen und zuletzt gar ausgehen. Es gab deshalb auch in den ältern Zeiten in Deutschland Elenne, die man jetzt gar nicht mehr da antrifft. Die Wälder, worin sie sich gern aufhalten, müssen eine nidrige und feuchte Lage haben, aus Mooren und Brüchen bestehen, wo Rohr, Werftweiden, Ellern, und andere Laubholzarten wachsen, die ihre vorzügliche Aesung ausmachen. Ganz reine Schwarzholzwälder lieben sie nicht, ob sie sie gleich auch zu gewissen Jahreszeiten besuchen. Vom September bis zur Setzzeit ziehen sie sich aus den Brüchen in höhere Gegenden, die der Ueberschwemmung nicht ausgesetzt sind.

Sie halten sich in Rudeln, die zuweilen aus mehr als einer Familie bestehen. Zu gewissen Jahreszeiten trennen sich die Hirsche von den Thieren. Eine Familie besteht nach der Setzzeit gewöhnlich in einem alten Thiere, zwey fertigen Thieren, die den Herbst brunften werden, zwey Schmalthieren und zwey Kälbern. Gegen die Brunftzeit ziehen sich nach der Stärke des Wildstandes mehrere Familien zusammen, die aber doch selten zu mehr als funfzehn bis zwanzig Stück anwachsen. Die Schmalthiere, welche brunften, verlassen alsdann die gemeinschaftliche Mutter, halten sich aber in der Nähe auf, und sobald die Brunft vorbey ist, schlägt sich das Thier vom Rudel ab, und sucht wieder seine Kinder. Im dritten Jahre gegen die Setzzeit verlassen die Spieser die Mutter, so wie die starken Hirsche bis gegen die Brunftzeit allein, und nicht mit dem Thier-Wildpret gehen; nach der Brunft und bis gegen die Setzzeit bleiben die Rudel gemischt.

§. 38. Nahrung.

Die vorzüglichste Aesung dieser Thiere besteht aus den jungen Trieben, Blättern, Knospen und Rinden der Sohl- und Werftweide, der Birke, Esche, des Vogelbeerbaums, Spitzahorns, der Winterlinde, Wintereiche, Kiefer und Fichte; dann aus jungem Rohr, Schilf und andern hohen Sumpfgräsern, und wenn die Felder nicht weit von dem Standorte entfernt sind, auch aus schossenden Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Lein, welche Getraidearten sie aber ganz jung und reif unberührt laßen; zuletzt genießen sie auch Haidekraut und Post. Wenn sie ruhen, so ziehen sie einen Vorderlauf zurück und biegen sich mit dem Körper vor, um auf dem Bauch zuruhen. Sie gehen, wo sie sicher sind, bey Nacht und bey Tag auf die Aesung.

§. 39. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Im Preussischen Litthauen beginnt die Brunst gegen das Ende des Augusts und dauert den September durch. Der Hirsch treibt mehrere Thiere zusammen, und wenn mehrere Hirsche nach einem Thiere streben, so giebt es oft so hitzige Kämpfe, daß die Stangen abgebrochen oder gar ausgedreht werden. Der stärkere Hirsch von Leibe bleibt gewöhnlich Sieger. Geringe Hirsche, die keine Gattinnen erhalten können, werden dann wie wüthend, laufen in Feldern und sogar in benachbarten Gegenden umher, und magern sich dadurch eben so ab, als wenn sie gehörig gebrunftet hätten.

Der Hirsch zieht den Thieren, wie ein Ochse, mit niederhängendem Kopfe nach, und setzt entweder im Nachziehen oder im Stillstehen des Thiers auf und vollzieht die Begattung oder den Beschlag sehr geschwind, wo das Thier gewöhnlich unter ihn wegläuft. Er beschlägt in einer Stunde wohl zwey bis dreymal, und mattet sich daher sehr ab. Zur Abkühlung seiner Hitze muß er auch Wasser in der Nähe haben.

Das Thier geht gegen neun Monate tragend, und die Setzzeit dauert daher von der Mitte des Mais bis in die Mitte des Junius. Gewöhnlich setzt ein Elenthier zum erstenmal ein Kalb, nachher aber, bis es alt und schwach wird, allezeit zwey Kälber, welche mehrentheils zweyerley Geschlechter sind. Sie sind röthlichbraun, springen, wenn sie abgeleckt sind, auf und suchen das Euter und gehen den dritten oder vierten Tag mit der Mutter aus. Sie saugen nicht bloß bis zur Brunst, sondern auch nach derselben, bis keine Milch mehr da ist. Die Mutter beschützt sie sorgfältig.

Wenn das Elenkalb zwey Jahr vier Monate alt ist, so brunftet es zum erstenmal und setzt also nach drey vollen Jahren und darüber. Selten brunften sie, wenn sie ein Jahr und vier Monate alt sind, und thuen sie es, so bleiben es dann immer schwache Thiere, die auch schwächliche Kälber bringen.

Das weibliche Geschlecht heißt vom ersten Jahre bis zur Setzzeit ein Kalb, im zweyten ein Schmalthier, im dritten ein fertiges Thier, das brunften kann, und im vierten, wenn es gesetzt hat, ein altes Thier.

Die Elenne laßen sich, jung aufgezogen, leicht zähmen, und man hat in Amerika Beyspiele, daß sie den Schlitten gezogen haben*). Auch in Schweden brauchte man sie in alten Zeiten zum Schlittenzuge; allein da sich Mörder und andere Verbrecher oft dieser Thiere zum Entkommen bedienten, so wurde diese Benutzungsart bey schwerer Strafe verboten **).

§. 40. Krankheiten.

Sie sind mehrern Krankheiten ausgesetzt, als das andere Rothwildpret, denn wenn eine Seuche unter den nahen Rindviehheerden herrscht, so werden sie gewöhnlich damit angesteckt.

*) Pennants Art. Zool. II. 24.

**) Bechsteins Uebers. von Pennants Geschichte der Quadrupeden I. S. 102.

steckt *). Vorzüglich befällt sie die Lungenfäule, der Milzbrand und der Durchfall, wenn Frühjahre und Sommer so trocken und heiß sind, daß die Brücher entweder austrocknen, oder aus Mangel an Regen oder Zufluß faul werden. Wem also an diesem Wildstande gelegen ist, der muß in seinem Reviere große Wasserbehältnisse ausgraben lassen, die, wo möglich, immer Zufluß haben.

§. 41. Feinde.

In Europa stellt ihnen der Bär, Wolf, Luchs und Vielfraß, und in Amerika der Wolfsbär und die Pardel-Katze **) vorzüglich nach. Der Bär beschleicht nur ein einzelnes Thier, sucht ihm an der Seite anzukommen, um es niederzuschlagen. Er frißt Geräisch und Gescheide erst, bedeckt das übrige mit Moos, Laub und Aesten und kommt des andern Tages wieder zu seinem Riß, wenn er nichts neues gefangen hat. Vor mehrern Elennen muß sich der Bär fürchten. Der Wolf hat dem alten Elenthier allein nichts an, allein einer Gesellschaft wird es allezeit zu Theil. Sie suchen es gewöhnlich im Winter aufs Eis zu treiben, wo es nicht fortkommen kann. Den größten Schaden thun sie an jungen Kälbern. Der Luchs fällt nur junge Kälber an, er schleicht sich vorzüglich in Brüchern, in hohem Gras an sie und thut einen oder etliche große Sprünge um auf dieselben zu kommen und ihnen die Halsflechsen zu zerbeißen. Er genießt bloß den Schweiß, das Herz, die Eingeweide und den Kochbraten, und läßt alsdann den Rest liegen.

Unter den Insekten plagen sie die Ochsenbremse, die Rennthierbremse ***) und die Nasenbremse. Doch werden alte Thiere, wegen ihrer langen Haare, nicht so sehr von den beyden erstern geplagt, als der Edelhirsch und das Reh, allein die Schmalthiere sind nicht davon frey. Sobald als jene diese Thiere spüren, so gehen sie in tiefe Brücher so weit in den Schlamm, daß nur der Kopf und die Nase vorsteht.

§. 42. Jägerbeobachtungen.

1. Die Witterung der Elenthiere ist so stark, daß jeder Bauerhund die Fährte oder Spur annimmt. Vor einem Bauernhund stellt sich ein solches Thier, kommen aber mehrere, so wird es flüchtig, und sind es gute Jagdhunde, so wird es so, wie der Rothhirsch zuletzt forcirt.

2. Sonst gab man das Alter der Hirsche auf funfzig, ja sogar auf achtzig Jahre an. Allein neuere Beobachtungen sagen, daß er nicht älter, als sechzehn bis achtzehn Jahre werde.

*) Hupels Topogr. II. S. 439. Bocks Naturgesch von Preussen. IV. S. 111.

**) Felis montana mihi. Felis Pardalis Lin.?

***) Oestrus Tarandi, Lin. Sie hat ein blaßgelbes, schwarzeingefaßtes Brustschild, einen vorn blaßgelben und hinten rostfarbigen Hinterleib.

le *). Wo ein starker Elenstand ist, da vergeht kein Jahr, daß nicht ältere Hirsche oder Thiere des natürlichen Todes sterben. Sie verlieren, wie das Rindvieh die Schneidezähne, kümmern alsdann und sterben endlich.

3. Das Elen wittert schlecht, und kann daher von Wilddieben und Jägern leicht erlegt werden. Soll daher dieser Wildstand nachhaltig werden, so darf der Jäger vor der Setzzeit niemals mehr, als den zehnten Theil wegnehmen, und da sie mit Seuchen und Krankheiten, auch mit dem natürlichen Tode leicht befallen werden, so müssen immer drey Viertel alte Hirsche und Thiere genommen werden.

4. Wenn sich ein Rudel Elennen niedergelassen hat, und hört das geringste Geräusch, so fährt es in die Höhe, flieht aber nicht sogleich, sondern bleibt stehen und sucht seinen Feind mit den Augen zu entdecken. Ist es ein Fußgänger so wird es flüchtig, allein vor Pferden und Wagen flieht es nicht. Auf letztere Art wird es also am leichtesten hinterschlichen.

5. Diese Thierart liebt die Aesung nahe bey ihrem Standorte oder gar in demselben zu finden; sie zieht daher nur nothgedrungen auf entfernte Weideplätze.

6. Dieß Wildpret verlangt durchaus Ruhe, wenn daher ein solcher Wildstand aufkommen soll, so ist Ruhe die erste Bedingung. Werden sie aus ihren Standörtern von Hunden u. s. w. verjagt, so kehren sie in langer Zeit oder wohl gar nicht wieder zurück.

7. Auffallend ist, wie dieß schwere Thier durch grundlose Brüche gehen kann. Es setzt sich dabey mit den Hinterläufen auf die Hessen, streckt die Vorderläufe ganz horizontal vor sich hin, greift alsdann mit den Vorderläufen ein, schiebt mit den hintern nach, und rutscht auf diese Weise sehr geschwind fort. Ist der Bruch so beschaffen, daß er nicht einmal einen Wolf oder Hund trägt, so behält es zwar die vorige Stellung, legt sich aber auf die Seite, zieht die Läufe zusammen, schnellt damit, und rudert sich gleichsam hinüber. Da der innere Theil des Fußes hohl gebaut ist, und die Schaalen scharf sind, so leisten sie ihm als Ruder vortrefliche Dienste, so wie die elastischen Haare auch das ihrige beytragen, daß es nicht versinke. Solche Reisen werden bloß zu Aufsuchung einer Leckerey z. B. der Dotterblume **) oder wegen Verfolgungen unternommen.

§. 43. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Der Jäger kann die Fährte des Elenhirschs sehr leicht von der des Thieres unterscheiden, da bey jenen der Fuß kürzer und breiter, und die Schaalen stumpfer als bey diesen sind, die Geäfter mehr auswärts stehen und die Ballen stärker sind. Daher führt der Elenhirsch den Schrank und Beytritt, und hinterläßt auch so wie der Edelhirsch. Wo er durch Dickige geht, knickt er mit seinem Gehörn auch die kleinen Aeste. Sonst hat man in Preußen ordentliche Jagden auf dies Wildpret eingerichtet, und den Leit- und Schweißhund auf dasselbe gearbeitet. Sie respectiren die Lappen und das Nachtfeuer, allein

*) v. Wangenheim a. a. O. S. 36.

**) Caltha palustris. Lin.

allein im Jagen selbst muß das Zeuch triplirt werden, und zwar doppelt mit Tüchern, weil es diese mehr als die Netze scheut. Am Abjage-Ort muß viel Wasser seyn.

Jetzt ist das Birsen mit der Büchse schon hinlänglich zu verhindern, daß sich dieß Wildpret nicht zum Nachtheil des Waldes und Feldes vermehre. Es geschieht zu Fuße, zu Pferde, oder auch auf einen einspännigen Wagen. Man stellt sich auch vor, und läßt sich durch Menschen oder Hunde das Wildpret zu treiben; oder der Hund stellt das Elen, und der Jäger sucht sich anzuschleichen und den Schuß anzubringen.

Man kann auch Jagdhunde auf sie abrichten, die den Elen-Hirsch, so wie den Rothhirsch stellen und forciren. Wegen der starken Witterung und weil er keine Widergänge macht, so verlieren ihn die Hunde nicht leicht, es müßte denn Wasser da seyn, durch welches er schwimmt *).

§. 44. Nutzen und Schaden.

Das Elen-Wildpret ist zur guten Zeit eine gesunde und wohlschmeckende Speise, durchwachsen und feist. Das von Thieren ist zärter, als das von Hirschen, und das von jungen Kälbern, Schmalthieren, jungen Hirschen und Thieren besser als von dergleichen Rothhirschen. Den Hirsch schießt man vom Juni an bis zu Ende des Augusts; das Thier vom August bis in die Mitte des Novembers; die Kälber vom Juni bis August und die Schmalthiere vom Junius bis November. Doch da der Privatmann in den Gegenden, wo Elenthiere wohnen, nicht sowohl auf den Wohlgeschmack, als auf den größern haushälterischen Nutzen sieht, so wird dieß Wildpret vorzüglich im Winter geschossen, damit es eingesalzen und geräuchert werden kann. Wenn die Keulen ausgelößt, in Riemen geschnitten, und nach und nach im Rauche oder der Luft getrocknet werden, so ist dieß eine vortrefliche Speise, die vorzüglich in Amerika gewöhnlich ist, und welches Fleischwerk auch als Kaufmannswaare nach England verschickt wird. Maul, Ohren, Kolben und Zunge gehören zu den Leckerbissen. Eben so das Mark aus den Knochen, das fester, nicht so fett, aber schmackhafter als das Rindermark ist.

Die gelblichen Knochen dienen zu allerhand Drechselarbeiten und zu Zierrathen.

Aus den Klauen kann man artige Hornsachen verfertigen, und die Horndreher machen Ringe, Armbänder, Ohrgehänge und andere Amulette daraus, welchen der abergläubische Pöbel vorzüglich gern gegen Krampf und fallende Sucht kauft und anlegt. Man bereitet auch Pulver daraus, welches unter den Namen praeparirte Elenklaue bekannt ist. Aus den ganzen Füßen, die bis zu den Knieen mit der Haut abgelößt werden, macht man Gestelle und Füße unter Tische, und Queridons, und aus den Vorderfüßen Becher und Pokale. Die ausgelößten Sehnen können sehr dünn gespalten werden, und dienen Sattlern und Riemern, so wie den wilden Nationen statt Zwirn.

Das

*) Mehr von der Jagd s. in Büffons Naturgesch. der vierf. Thiere. X. S. 250.

Das Fett ist sehr weiß und heilt. Er wird daher nicht bloß zu Lichtern, sondern auch zu Salben verbraucht. Dieß Wildpret aber hat desselben in Verhältniß gegen das Rothwildpret weit weniger, als man glauben sollte.

Die elastischen Haare werden zum Auspolstern gebraucht, und sind besser als Kuh- und Hirschhaare.

Mit den Häuten wird in Nordamerika und den Asiatischen Rußland ein großer Handel nach Europa getrieben. Man bekömmt sie theils roh, theils von den Wilden durch das Gehirn, Mark und den Unrath in den kleinen Gedärmen gahr gemacht. Solche Häute heißen indianisch gahr gemacht, und bleiben immer geschmeidig. Die unkultivirten Nationen in beyden Welttheilen brauchen sie als Kleidungsstücke und zum Bedecken der Hütten. Die Schuhe, die sie davon machen, befördern ihr schnelles Laufen, da sie leicht sind, und sie sich in denselben niemals wund gehen. Bey uns werden sie von den Weißgerbern rauh oder weiß gahr gemacht. Aus erstern Häuten macht man Pferdedecken, und von den Läufen für die Jäger, Jagdtaschen, und Futterale für Büchsen u. s. w.; aus leztern, wenn sie stark sind, Kolette, Degenkoppel, und dünne Beinkleider, Handschuhe, lederne Kissen u. s. w. Man legt sie unter das Betttuch um gut, und in Krankheiten sich nicht wund zu liegen. Sonst machte man von dem starken Leder in Preußen Kürasse und Brustharnische.

Das Gewenh dient zu allem, wozu man das Hirschhorn braucht. Die Messerschmiede und Schwerdfeger machen Griffe an Messer und Hirschfänger daraus, und die Drechsler verdrehen es, da es weiß und fest ist. Man ziert auch die Häuser damit, wie z. B. sonst das Residenzschloß zu Königsberg. Auch brauchte man sie vor dem zu Leuchtern in den Vorsäälen auf adlichen Gütern. Die Wilden in Amerika machen Löffel und anderes Geschirr daraus.

Aus diesen hier kürzlich aufgezählten Nutzen des Elenthiers ergiebt sich, warum dasselbe von den alten heidnischen Preußen göttlich verehrt wurde, so wie es noch von einigen Wilden in Amerika und Asien geschieht. Man hat sogar in Preußen Versuche gemacht, dasselbe zu einem Hausthiere zu bilden. Es läßt sich auch leicht jung an einer Kuh saugend gewöhnen, allein es stirbt gewöhnlich im zweyten oder dritten Jahre am Durchfall.

Dieser großen Nutzbarkeit ungeachtet, darf das Elenwild doch in cultivirten Gegenden nicht gehegt werden, denn es ist ein wahrer Waldverwüster, der sich vorzüglich von Knospen Blättern und Rinden der Bäume nährt. Vorzüglich schält es die jungen Schwarzhölzern im Fruhjahr. Es stoßt mit den Schneidezähnen aufwärts, wie mit einem Meisel die Rinde durch, und zieht sie dann streifweise ab. Durch dieß Stoßen werden die Unterkinnbacken und die Kehle oft ganz von Haaren entblößt. In jungen Dickigen beißt es alle Spitzen ab, und wo die Stange zu hoch ist, drückt es dieselbe mit dem Kopfe gegen den Hals herunter und bricht sie ab.

§. 45. Jägersprache.

Gerade wie beym Damhirsch.

Viertes Kapitel.

Vom Rehwild. Nr. 4.

§. 46. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Das männliche Geschlecht heißt Rehbock oder Bock schlechtweg; das weibliche Reh, Ricke, Rehgais, Rehziege, Hille.

Cervus Capreolus. Gmelin Lin. I. 1. p. 180. n. 6.
Chevreuil et Chevrette. Buffon hist. nat. IV. 198. Tab. 32, 33. Ed. de Deuxp. II. Tab. 3. F. 1, 2. Uebers. v. Martini. III. 123. Taf. 48, 49.
Das Reh. v. Schrebers Säugeth. V. Taf. 252. A. B.
— v. Mellins Anweis. zur Anl. einer Wildbahn. 164. m. e. Fig. 166. 1 — 5 Geweyhe. 170 Fährten.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 7.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 101.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 589. Dessen Muster. der schädl. Thiere. S. 50.
— Goeze's Europ. Fauna. III. 60.
— v. Wildungens Neujahrgesch. 1797. 1. Taf. 1, 2.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 220, 227. II. 131. n. 48.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 609. n. 6.
The Roe. Pennant hist. of. Quadr. I. 120. Uebers. von Bechstein. I. 114.
Ridinger jagdbare Thiere. Taf. 9.

§. 47. Classification.

Wie beym Roth- und Damwild.

§. 48. Kennzeichen der Art.

Sechs Schneidezähne in der untern Kinnlade; keine Thränenhöhle, und keinen äußerlichen Schwanz oder Blume; ein aufrechtes, knotiges, (gewöhnl.) in zwey Spitzen sich endigendes Gehörn; weiße Hinterbacken.

§. 49. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Ein ungemein schönes, flinkes, munteres und artiges Thiergeschlecht, das zwar nicht das große majestätische Ansehn des Rothhirschgeschlechtes hat, aber dafür mehr Gewandheit, Verschlagenheit, Feuer und Stolz zeigt. Der Bock kämpft mit jungen Hirschen, mit Damhirschen und geht oft als Sieger vom Kampfplatz, und jene Thiere, welche einmal die scharfen Spitzen dieses Gehörns empfunden haben, lassen sich nicht leicht mit ihm wieder in Zweykampf ein. Die

Die Länge der Backen ist vier Fuß; die Höhe zwey und einen halben Fuß; die Schwere funfzig bis achtzig Pfund. Der Kopf ist wohl gebildet, klein, zwischen Ohren und Augen sehr stark und nach dem Munde zu dünn; die Thränenhöhlen fehlen; die Augen sind groß, haben einen bläulichen Augapfel und feuern; die Ohren sind lang, oval, zugespitzt, von innen und aussen wollig und stehen ziemlich weit auseinander; im Munde stehen in der untern Kinnlade sechs Schneidezähne, die vom zweyten bis zum vierten Jahre ausfallen und durch neue ersetzt werden; die Eckzähne fehlen; auf jeder Seite sind oben und unten sechs scharfe gespitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweymal ausgehöhlt und auswendig zweymal auswärts gebogen ist. Der Hals ist proportionirlich lang und wird hoch getragen; der Körper ist abgerundet; der Rücken wenig eingebogen; die Läufe sind schlank, und die schwarzen Klauen und gleichfarbigen eyrunden Afterklauen glänzen wie polirt. Unter dem ersten Gelenke der Hinterbeine steht ein wulstiger Büschel. Die Blume ist wenig oder gar nicht sichtbar. Ein vorzügliches Merkmal, woran ihn schon der Jäger von weiten erkennt, wenn er auch kein Geweyh sieht, ist ein langer Haarzopf unter dem Leibe am Zeugungsgliede.

Die Ricke ist nicht so groß und nicht so schwer, hat einen schmälern Kopf, längern und dünnern Hals, schmälere Brust und schlankern Leib. Sie trägt gewöhnlich kein Gehörn, doch findet man sie auch, wiewohl sehr selten, mit einem kurzen, meist einspiesigen Gehörn, das sie ebenfalls jährlich abwirft. Man erkennt sie schon von ferne durch ihren niedrig tragenden Kopf und besonders durch den langen gelblichen Haarbüschel am Geburtsgliede.

Die Farbe wird zu gleicher Zeit mit dem Rothwild des Jahres zweymal verändert. Im Sommer sind die kürzern und schlichtern Haare entweder gelbbraun oder rothbraun, und im Winter, wenn sie länger und weicher werden, aschgrau, und erscheinen durch die mehr oder weniger gelben oder weißen Spitzen, bald dunkelgrau, bald röthlichgrau. Ueber der Nase läuft an der Oberlippe weg ein schwarzer Streifen, wie ein Schnurrbart; der übrige Theil der Nase ist bis an die Augen schwarz und weiß gesprengt; das Untermaul weiß, die Kehle gelb; der Unterhals mit zwey weißen Flecken gezeichnet; der Bauch schmuzig weißgelb; die Hinterbacken im Winter ganz weiß, im Sommer gelbweiß. An der Wurzel ist das Haar immer dunkelaschgrau.

Der Rehbock setzt nach Verhältniß seiner Größe ein weit kleineres Gehörn und kürzere Stangen auf, als der Hirsch, sie stehen auch enger zusammen und sind nur etwas hinten hinausgebogen. Die Rosenstöcke sind nicht sichtbar, sondern stecken unter der Haut in der Hirnschale und die Stangen scheinen daher unmittelbar aus der Stirne hervorzusprossen. Wenn das Bockkalb sechs Monate alt ist, so keimen die ersten fingerslange Spiese hervor. Es heißt alsdann ein Spießbock. Wenn dieser im November und December, wie die alten Böcke, sein Gehörn abwirft, so ist es im März und April schon wieder vollkommen hergestellt und hat vier Enden oder eine Stange oben mit zwey Gabeln, zuweilen bekommt er

aber die Spiese auch noch einmal, welche immer größer werden. Im ersten Falle hat er in einigen Gegenden den Namen Gabelbock. Im dritten Jahre erhält das neue Gehörn an jeder Stange noch einen kleinen Eissprüssel, und im vierten und fünften auch wohl unter demselben noch einen Augsprossen. Hat der Rehbock erst sechs oder acht Enden, dann nimmt die Anzahl derselben selten zu, wohl aber die Stärke der Stangen, die Mehrheit und Größe der Perlen und die Breite der Rosen. Er wird aber nie nach der Anzahl der Enden, sondern bloß nach Alter und Stärke benennt, und heißt daher ein geringer, starker, und sehr starker Rehbock. Wie bey den Hirschen, so fegen die alten Böcke eher als die jungen, jene also im März, diese im April, und sie thun dieß an schlanken Bäumchen mit größerer Heftigkeit und Schnelligkeit, als das Edelwild. Man hat auch Farben-Varietäten.

1. Das schwarze Rehwild. Man trifft es im Schaumburgischen und Hessischen vorzüglich an. Es ist rabenschwarz und hat auch dergleichen Hinterbacken. Bey der Vermischung mit rothen entstehen oft zwey schwarze auch zwey rothe, auch ein rothes und schwarzes Kalb. Schwarze mit schwarzen gepaart geben auch nicht immer bloß schwarze *).

2. Das dunkelbraune Rehwild mit gelben Hinterbacken.

3. Das geschäckte Rehwild. Entweder roth und schwarz oder roth und weiß geschäckt. Sehr selten.

4. Das weiße Rehwild. Selten.

5. Das Bastardreh. Vom Schaf und Rehbock, oder Reh und Widder; und vom Rehbock und der Ziege **).

Wenn man systematisch genau das Rehgeschlecht benennen wollte, so müßte das Männchen Rehhirsch, und das Weibchen Rehthier heißen, und wirklich nähern sie sich auch im ganzen äußern Ansehen mehr dem Hirsche, als irgend einer andern Thiergattung. Der Name Rehbock und Rehgeis, den sie schon so lange führen, hat also wohl daher seinen Ursprung, weil sie in den übrigen Eigenschaften dem Ziegengeschlechte so nahe kommen, so lecker in ihrer Nahrung sind und in ihrer Fortpflanzungsart demselben gleichen. Sie begatten sich sogar, wie wir gesehen haben, mit den Ziegen und mit den von Einigen zur Ziegengattung gerechneten Schafen. Sie scheinen also im Reiche der Natur den Uebergang von der Hirsch- zur Ziegengattung zu machen. So kurzweilig wie das Ziegengeschlecht ist auch das Rehwild. Außerdem zeichnet es noch ein vorzüglich scharfes Gesicht und feinen Geruch aus. Da sie den Kopf immer in die Höhe tragen und sich von einer Seite nach der andern dem Winde entgegen drehen, so wittern sie den anschleichenden Weidmann schon auf 3 — 400 Schritte. Stößt man ihnen im Holze, besonders des Abends oder Nachts auf, oder stehen sie in der wahren oder falschen Brunft, so lassen sie ein weitschallendes helles

*) v. Wildungens Neujahrsgef. 1797. S. 26. Leonhardi's Forst- und Jagdkal. 1795. S. 91.

**) Götzens Europ. Fauna. III. S. 72. m. e. Fig. Neue Schwed. Abh. II. S. 269.

les Bellen (Schmälen) fast den Hundebellen gleich hören. Dieß setzen sie gewöhnlich in einer Entfernung langsam schleichend so lange fort, bis sie dasjenige deutlich sehen, was sie stutzig machte, und ist es ein Mensch oder Hund, so laufen sie mit der größten Schnelligkeit davon. Das Schmälen des Bocks klingt stärker und dumpfiger als das der Geis. Die alte Ricke giebt auch überdieß noch einen eignen feinen Laut von sich, mit welchen sie ihre Jungen zu sich ruft oder den Reiz zur Brunst anzeigt und welchen der Jäger beym Blattschießen nachahmt, um den Bock vor sein Rohr zu locken.

Ob sich das Rehwild gleich nicht wie der Hirsch fühlet, da es überhaupt viel reinlicher als dieser ist, so schwimmt es doch fertig, und man hat mehrere oft ohne Noth über breite Flüsse rudern gesehen. So wenig man am Rehbock in und außer der Brunst die Kennzeichen der Wuth eines erhitzten Hirsches bemerkt hat, so zeigt er doch zuweilen, daß er nicht immer das sanftmüthige Thier ist, als man nach seinen übrigen Eigenschaften vermuthen sollte. Er kämpft oft mit seines Gleichen so stark, daß einer von beyden das Leben verliert; und oft nehmen bloß aus Spielereyen angefangene Zweykämpfe bey solchen, die zu einer Familie gehören, ein so trauriges Ende *).

Die Lebensdauer des Edelwilds hat das Rehwild nicht, da es eine viel feinere Organisation hat; man setzt daher ihr größtes Lebensziel auf 16 Jahre.

§. 50. Verbreitung und Aufenthalt.

Das Reh geht in Europa bis Norwegen und Schweden hinauf und von Sibirien aus erstreckt es sich in Asien bis hinab nach China, Persien, Java und Ceylon. Ob es sich auch in Afrika und Amerika befindet, ist noch nicht ganz ausgemacht. Lieber wohnen zwar die Rehe in hinlänglichen Waldungen, und in Gebirgen auf erhabenen Plänen, doch trifft man sie auch in Ebenen und auf den höchsten Gebirgen an, ja sie gehen auch gern in Niedrungen, wo Sümpfe und Moräste sind. Lichte Hölzer, Laub- und Gebüschholz, verödete Plätze, hohe Waldwiesen, nahe Aecker bestimmen in einer waldigen Gegend ihren gewöhnlichen Wohnsitz; doch ziehen sie Gränzwaldungen, von welcher Art sie auch seyn mögen, allen andern vor.

Sie vereinigen sich nicht wie die Hirsche in starken Rudeln, sondern leben nur in Gesellschaft von drey bis fünf Stücken, und man sieht ihrer selten 10 bis 12 beysammen. Der Bock ist stets um seine Geis, deren er eine, zwey, selten drey hat, lebt unter denselben und seinen Jungen, wie ein Hausvater und vertheidigt sie als solcher. Ein Rudel Rehwild ist also gewöhnlich eine Familiengesellschafft, die so lange ungetrennt bleibt, bis die Jungen wieder neue Familien errichten. Wenn sie der harte Winter die höhern Gebirge zu verlassen nöthigt, so wandern sie in die niedrigen Waldungen herab; kehren aber im Frühjahre

*) Vergl. Auftritte f. Schriften der Berl. Gesellsf. naturforsch. Freunde. II. S. 400. v. Wildungens Neujahrsgeschenk 1797. S. 32.

allezeit wieder in ihren alten Standort zurück. Ehe sie sich niederthun, scharren sie sich mit den Vorderläufen einen runden Platz, um im Sommer kühl und im Winter trocken zu liegen.

§. 51. Nahrung.

Das Rehwild ist, wie ich schon erwähnt habe, sehr lecker, und es nimmt daher das Maul nicht so voll wie der Hirsch, wenn es sich äset, sondern wählt Gras und Kräuter sorgfältig aus. Man sieht es daher auf den Waldwiesen allenthalben herumschleichen und sich die Klee- und andere feine Kräuterarten aussuchen. Des Abends und Morgens findet man sie auf trocknen Wiesen, im jungen Gehölze und Schlägen, auf den angränzenden Aeckern und in dergleichen Gärten. Knospen, Blüten, Laub, junge Rinde und Zweige von allerley Bäumen, Sträuchern und Stauden, Hafer, Erbsen, Linsen und Bohnenkraut, Eicheln und Buchecken, wildes Obst, Beeren u. d. gl. suchen sie vorzüglich auf *). Sie gehen auch nach den fetten Sumpf- und Wasserkräutern, und es ist auffallend, daß sie vorzüglich beyde Extreme, die dürren Hügelkräuter und die fetten Sumpfkräuter vorzüglich lieben. In harten schneereichen Wintern genießen sie oft viel unverdauliche Reiser besonders von Birken u. s. w. Sie gehen dann sogar in der größten Hungersnoth aufs Aas. Den Durst können sie sich im Nothfall ohne Quelle durch Ableckung des Thaues und Regens von den Blättern und durch Schnee löschen. Das Salz lieben sie wie das Edelwild.

Beym Ausgehen tritt allezeit der Bock zuerst aus dem Holze und kundschaftet die Gegend aus; die Ricke folgt ihm; werden sie aber verjagt, so geht sie voran und er folgt, um sie erst in Sicherheit zu lassen. So macht er es auch, wenn die Jungen dabey sind.

§. 52. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Ohngeachtet den mancherley aus Thiergärten hergenommenen Beyspielen der Brunst des Rehwilds im August, und der vorgeblichen Tragzeit von 9 Monaten, hat doch eine genaue Beobachtung im Freyen bis jetzt noch gelehrt, daß die wahre Brunftzeit in das Ende des Novembers bis in die Mitte des Jänners fällt **). Der Rehbock hat alsdann gewöhnlich abgeworfen, und er macht es daher in dieser Hinsicht dem Hirsche nicht gleich. Im August treibt zwar der Bock das Reh, besonders die jüngern auch, allein wie die wiederholten Oeffnungen bis im Jänner beweisen, ohne Erfolg, wenn auch an einen jungen gereizten Reh ein wirkliches Bedecken erfolgen sollte. Der feurige Bock befindet sich zu dieser Zeit schon wohl, und dieß wirkt auf seinen Begattungstrieb. Das Geräusch, mit welchem er ihn zu befriedigen trachtet, und das Blatschießen, das durch dieß Ereigniß verursacht wird, verbunden mit der Aehnlichkeit des vollkommnen Gehörns bey der Rothhirschbrunft sind die ersten Veranlassungen gewesen, die Begattung der Rehe im August zu setzen. Da sich im December, auch vierzehn Tage vor und nach diesem Monate die Geis zur Begattung willig findet.

*) Die ausführliche Nahrung des Rehes s. Diana oder Gesellschaftsschrift. I. S. 65.

**) S. Diana oder Gesellschaftsschrift I. S. 495.

findet, und dasselbe also ganz stille vor sich geht, auch in dieser Jahrszeit die Wälder nicht so fleißig besucht werden, so ist der eigentliche Act nicht so oft, wie beym Edelhirsch bemerkt, und daher die eigentliche und wahre Brunstzeit zweifelhaft worden; doch zeigen die einzelnen Beyspiele, wo man den Beschlag selbst gesehen und die dann erst gegenwärtige Frucht in der Geburtsmutter oder dem Tragstocke, daß die Brunst des Rehbocks im August und eine falsche oder geile, wie die Alten sagen, gewesen sey. Von dieser Zeit an trägt die Geis fünf und einen halben Monat oder 21 Wochen und setzt im May und Junius gewöhnlich zwey, (meist ein männliches und weibliches Kalb) selten eins, noch seltner aber drey Junge, an einen düstern einsamen Ort in eine Dickung oder im hohen Gras. Vier bis fünf Tage vorher schleicht sich die Mutter vom Vater weg, und nach acht bis zehn Tagen führt sie ihm erst seine Kinder zu. Beyde Eltern tragen dann zärtliche Sorgfalt gegen dieselben, und zeigen so viel Herzhaftigkeit, daß sie Menschen und Hunde angehen, die ihnen ihre Jungen rauben wollen. Sie säugen vier Monate und länger, und heißen Rehkälber (Rehkützel, Rehzickel), wenn die männlichen ein Jahr alt sind, Spieser oder Spiesböcke, die weiblichen Schmalthiere, Schmalrehe und Schmalrieken.

Die Kälber sind braunroth und weiß gefleckt, lassen sich leicht zähmen, und man kann sie gewöhnen, daß sie mit einem in den Wald und wieder zurück laufen.

Daß die anamalische Luft im August und andere Umstände nicht zuweilen ein außer der Zeit gesetztes Kalb wie bey den meisten Thieren, verursachen sollte, ist an sich nicht unwahrscheinlich und die Erfahrung bestätigt es.

Wenn keine Krankheiten den Rehstand schmälern, so ist die Vermehrung leichter und stärker als beym Rothwild.

§. 53. Krankheiten.

1. Die Knotenkrankheit, an welcher das Rothwild leidet, befällt auch die Rehe *).

2. Die Auszehrung bekommen sie meist daher, weil sie in harten Wintern viele Baumrinden und junge Zweige verzehren, die sich im Magen zusammenwickeln und in den Falten desselben wie eingeleimt festsetzen. Dieß und

3. die Ruhr, welche nach langem Hunger und zu viel genossenen jungen Laube und saftigen Frühlingskräutern entsteht, streckt oft im Frühjahr den ganzen Rehstand hin.

4. Die Leberfäule verursacht der häufig gefallene Mehlthau; wenn es viele Mast gegeben hat und ein lauer, nasser Winter folgt, so werden sie innerlich so faul, wie die Schafe.

5. Zu viel Engerlinge unter der Drossel, oder auch unter den Knoten, wo sie große Löcher ins Wildpret fressen, verursachen ihnen auch zuweilen den Tod.

*) S. Krankheiten des Rothwilds.

§. 54. Feinde.

Wölfe, Luchse, Hunde, Füchse, wilde Katzen, und auch das große Wiesel stellen diesen Thieren nach. Bey dem Schnee und Eisrust werden sogar alte Rehe den Füchsen zu Theil und das Wiesel springt den jungen im Nacken, beißt ihnen die Halsflechsen durch, daß sie zuletzt hinstürzen.

Bremsen, Holzböcke (Acarus Ricinus L) und Läuse plagen sie, so wie den Hirsch, doch nicht in solcher Menge; innerlich Bandwürmer und Blasenwürmer.

§. 55. Jägerbeobachtungen.

1. Da das Reh mehr familienweise lebt, als das andere Wild und ein Bock mit einer Gattin vorlieb nimmt; so läßt sich das Geltgehen vieler Geisen daraus erklären, daß man die Gewohnheit hat, ohne Rücksicht auf jene Eigenheit, so viel Böcke wegzuschießen, als man nur habhaft werden kann. Man muß, um seinen Rehstand in immer gleiche Vollkommenheit zu erhalten, wenigstens auf drey Ricken einen Bock rechnen.

2. Unter anderes Wildpret in einem Thiergarten schicken sich die Rehe deshalb nicht, weil sie eine eigene und kostbare Fütterung verlangen, indem man ihnen Hafergarben, Bucheckern, Eicheln, Obst und gestampfte Kartoffeln vorwerfen muß. Doch kann man die wild eingefangenen auch nicht sogleich in einen eigenen Rehgarten ansetzen, und man wählt dazu sicherer zahm aufgezogene. Der Raum, wo man sie hält, darf aber nicht zu enge seyn, weil sie häufige Bewegung und Abwechselung haben wollen; er muß doch wenigstens 100 Morgen enthalten, und aus Laubholz, großen Buchen und Eichen, auch Brüchen und Geröhrig, Aeckern und Wiesen bestehen. Der Zaun braucht nur fünf Fuß hoch zu seyn; die Bohlen müssen aber dicht über einander liegen, weil das Rehwild gern durchkriecht. Aus einem solchen Rehgarten kann man sie auch nach und nach durch Aushebung einiger Fächer in freyen Wildnissen, die sich für sie schicken, ansetzen.

3. Alle Hunde lieben die Witterung der Rehe vorzüglicher als von andern Wildpret; vermuthlich, wegen der häufigen Fährte, die durch die unzähligen Widergänge und Absprünge in einem kleinen Bezirk vervielfältiget werden. Wer mit Jagdhunden jagen will, und keine Rehe schießen darf, muß daher dieselben gleich anfangs davon abzubringen suchen.

4. Beym Treibjagen gehen die Rehe gewöhnlich an den Seiten durch, oder rückwärts durch die Treiber.

5. Bey kühlen und nassen Wetter laufen die Böcke fast gar nicht aufs Blatt, auch dann nicht, wenn es viele Schmalrehe giebt. Sonst thun sie es am hitzigsten von 10 Uhr des Morgens bis 5 Uhr des Abends.

6. Ungewöhnlich gestaltete oder monströße Gehörne sind beym Rehbock weit häufiger als beym Hirsch, vermuthlich weil er zur Zeit des Auffsatzes dasselbe nicht gehörig schont, und sogar muthwillige Verletzungen an dasselbe zu Wege bringt. Man findet sie mit seltsamen

samen Gestalten und Verdrehungen, mit vier bis sieben Stangen, mit acht bis vierzehn Enden *).

7. Daß die Fleischnahrung den Rehwild nicht ganz zuwider ist, kann ich durch ein Beyspiel einer gezähmten Geis beweisen, deren liebster Fraß die Eingeweide von wilden und zahmen Thieren, besonders Lunge und Leber, und dann rohes und gekochtes Fleisch sind. Es frißt Brod und trinkt Milch, doch beydes einzeln und nicht gemischt. Daß Roth-Dam- und Rehwild lederne Handschuhe und anderes Lederwerk angehen, ist eine Erfahrung, die schon mehrere Jäger, die Thiergärten vorstehen, gemacht haben werden.

§. 56. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Wer die Zeichen der Hirschfährte kennt, kann dieselbe auch auf das Rehwild anwenden, doch ist die genaue Kenntniß nicht so nothwendig, da keine Bestätigungszeichen auf daßselbe gemacht werden.

Die Fährte ist flüchtig und trabend geschränkt und fast stets gezwungen, doch spalten sie auch die Klauen, wenn sie flüchtig sind, und setzen alsdann die Afterklauen ein. Die Hinterfährte ist etwas kleiner als die Vorderfährte, und der alte Bock macht seine Spur etwas stumpfer als die Ziege.

Beym Pürschengehen und auf dem Anstande sollte eigentlich das Rehwild bloß mit der Büchse geschossen werden; und nur bey Treibjagen sind eigentliche Flinten, mit groben Schroten oder mit Rehposten geladen, erlaubt. Uebrigens werden sie ausser dem Rehblatten, wie die Hirsche gejagt und in Rehgarn gefangen, auch mit einigen dazu bestimmten, unten aber wegen des Durchkriechens wohlverwahrten, Zeuchen eingestellt. Beym Blatten ahmt der Jäger auf einem Buchen- oder Birnblatte oder einer künstlichen Lockpfeife den zweystimmigen Rufe der Rieke nach, wenn sie den Gatten verlangt, auf welchen betrügerischen Ruf der Freuden ahndende Bock wie ein Pfeil geflogen kommt, und den unerwarteten Todt der Büchsenkugel empfängt. Diese angenehme Jagd dauert von Jacobi bis Ende des Augusts, so lange sie nämlich aufs Blatt laufen.

§. 57. Nutzen und Schaden.

Das Wildpret des Rehwildes ist eine vortreffliche Speise; ein Zimmerbraten von einem Spiesbock oder Schmalreh wird für sehr delikat gehalten. Auch Leber und Zunge schmecken gut. Man benutzt leider in dieser Rücksicht das Rehwild das ganze Jahr.

Die Haut rohgahr gemacht, giebt Satteldecken, vor dem auch Stühle und Polster. Die Sattler brauchen sie gegen den Druck bey Pferden unter den Gurt und die Kummte. Weißgegerbt dient sie, wenn sie die Engerlinge nicht durchbohrt haben zu vortrefflichen Beinkleidern, Handschuhen u. d. gl.

Die

*) v. Wildungens a. a. O. S. 30.

Die Haare sind elastischer als Hirschhaare und daher zum Auspolstern der Stühle und anderer Dinge vorzüglich brauchbar.

Bey langwierigen Krankheiten einen Kranken in eine Rehbockshaut, der auf die rauhe Seite mit einem Tuch, welches mit Hirschtalg bestrichen ist, gelegt wird, gewickelt, soll das beste Mittel gegen das Wundliegen seyn.

Die Gehörne werden zu Messerstielen, Pfeifenröhren, Tabacksstopfern, Stockknöpfen und dergleichen verarbeitet. Auch braucht man sie als Wandhaken.

Der medicinische Gebrauch von andern Theilen, als von der Milz, Galle, Losung ꝛc. ist abergläubisch.

Es ist wohl mehr als ausgemacht, daß die Leckerhaftigkeit des Rehwildes in Waldungen größern Schaden anrichtet, als die Gefräßigkeit des Rothwildes.

Sie verbaizen daher die jungen Schläge, die frey liegen und von der Sonne beschienen werden des Winters nicht immer bloß aus Noth, sondern aus Leckerey und Muthwillen. Eine Lerchenbaums Aussaat kann man im Freyen gar nicht vor ihnen behalten, eben so alle fremde Holzarten. Es giebt daher auch Forstmänner, wie z. B. Herr Forstmeister Oettelt in Ilmenau, die kein Reh auf ihrem Reviere dulden. Auch auf Waldwiesen, die sie mehr durch ihr stetes Aussuchen des Futters vertreten, als durch Fraß beschädigen, werden sie lästig, so wie in nahen Gärten und Feldern. Bey der Wald- und Feldwirthschaft steht daher das Reh in keinen guten Ruf, so sehr es auch der Jäger rühmt.

§. 58. Jägersprache.

Fast alles wie beym Rothhirsch.

Am Gehörn heißen die Spitzen bloß Enden.

Der weiße Hintertheil — Spiegel, auch das Schild.

Der Haarbüschel an der Ruthe des Bocks — Pinsel.

Das weibliche Geburtsglied — Feigenblatt, Feuchtblatt auch wohl Eichenblatt und der Haarbüschel daran — Schürze.

Die Rehhaut nennt man auch Rehfell.

Der Rehbock und die Rieke sind nicht feist, sondern stark. Doch haben sie kein Fett, sondern Feist.

Die Stellen, wo der Bock die Rieke treibt, heißen Treibeplätze.

Wenn der Rehbock da, wo er seinen Stand hat, oder sich niederlassen will, das Moos oder den Rasen wegscharrt, so heißt dieß das Plätzen.

Fünftes Kapitel.

Das Gemswild. Nr. 5.

§. 60. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Beyde Geschlechte führen den Namen: Gemsen, Steinziegen, wilde Feldgeiße, Felsenantilopen; will man sie aber unterscheiden, so heißt das Männchen, Gemsbock (Damhirschlein) und das Weibchen Gemsziege.

Antilope Rupi capra. Gmelin Lin. I. 1. p. 182. n. 3.
Le Choemois. Buffon h. n. XII. 136. 177. tab. 16. Ed. de Deuxp. V. F. 11. f. 1. Uebers. von Martini und Otto. XI. 7. 109.
Die Gems. v. Schrebers Säugeth. V. Taf. 279.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 105
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 600. Taf. 136. Fig. 1.
— Goeze's Europ. Fauna. III. 149.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 8.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 109.
— Ridingers jagdb. Thiere. Taf. 12.

§. 61. Classification.

In der Linneischen Eintheilung gehört die Gems unter die widerkäuenden Thiere (S. 30.); nach der Blumenbachischen in die achte Ordnung unter die Thiere mit gespaltenen Klauen (S. 32.) und nach meiner verbesserten Pennantschen in der ersten Ordnung zweyten Abschnitt (S. 32.) unter die zweyhufigen Thiere — bey allen neuern unter die Antilopengattung; sonst bey Linne' unter die Ziegengattung und hieß Capra Rupicapra.

§. 62. Kennzeichen der Art.

Die Hörner sind aufrecht, rund, unten runzlich, oben mit einer glatten haakenförmig zurückgekrümmten Spitze; die Farbe ist braun, mit einem dunklen Rückenstreifen, Stirn, Scheitel, Kehle, und inwendige Ohren sind weiß.

§. 63. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Gestalt und Größe ist wie bey dem Ziegengeschlecht. Der Bock ist über vier Fuß lang und zwey und einen halben Fuß hoch; der Schwanz oder die Blume mißt nur vier Zoll.

Der Kopf ist kurz, schmal, an der Stirn breit und so nach dem Munde immer mehr schmal zulaufend; die Oberlippe ist etwas gespalten; die Unterlippe etwas zurück gezogen; die Augen sind groß, dunkelgrau, ins feuerrothe glänzend und scharfblickend; die Augenlieder klein und ziemlich versteckt; die Ohren mittelmäßig, eyrund, zugespitzt und liegen immer mit den Spitzen dicht an den Hörnern; die zehn bis zwölf Zoll langen Hörner stehen über den Augen hervor, gehen aufrecht, noch etwas mehr vorwärts gerichtet, und krümmen sich nur an der Spitze nach dem Rücken; sie sind schwarz, unten mit runzlichen Ringen umgeben, die jährlich durch einen vermehrt werden, gerieft, oben an den Haaken aber glatt und sehr spitzig; sie sind inwendig ausgefüllt und nur an der Wurzel ist eine Höhle von einem Zoll, die mit dem Stirnknochen Knorpel ausgefüllt ist. Vor den Hörnern ist eine Oeffnung, welche zu einer trocknen und blinden Höhle führt. Der Hals ist langgestreckt, der Rücken gerade, auf den Keulen etwas gewölbt; die Blume kurz und wird wie bey den Ziegen getragen; die Läufe sind muskulös; die schwarzen Klauen von unten ausgehöhlt, ziemlich lang und scharf zugespitzt, damit sie beym Klettern eingreifen und weit auseinander stehen. Die Haare sind theils kurz, theils lang; am längsten sind sie am Bauche und an den inwendigen Beinen, auch steht unter den Knieen ein Haarbüschel. Die Farbe ist überhaupt braun, doch nach den verschiedenen Jahrszeiten bald dunkler, bald heller; im Frühjahr ist sie aschgrau braun; im Sommer rothbraun; im Herbst geht sie ins dunkelbraune und im Winter ins schwarz- oder graubraune über; von dem Gehörn bis zur Nase ist ein schwarzer Streifen, so wie man denselben auch, nur im Winter nicht so deutlich, auf den Rücken hin bemerkt; Mund, Stirn, an der Kehle ein Streifen und der Unterleib sind schmutzig weiß. Zuweilen sind sie im Winter ganz schwarz.

Das **Weibchen** ist kleiner, schmächtiger, aber ebenfalls, nur kleiner, gehörnt und hat vier Zitzen.

Varietäten: Es giebt 1) weiße, und 2) auch gefleckte Gemse.

Die Gemsenjäger unterscheiden noch folgende:

3. Das **Grathier**, welches klein und rothbraun ist, beständig auf den höchsten Bergspitzen (Grath) lebt, und außerordentlich wild und scheu ist.

4. Das **Waldthier** ist größer und dunkelbrauner, und hält sich in Büschen und Wäldern, ja zuweilen in Thälern auf. Ob dieser Unterschied merklich, bleibend und gegründet ist, kann ich nicht entscheiden.

Es sind gesellschaftliche, muntere, flüchtige, vorsichtige, wilde, schüchterne und menschenscheue Thiere. Gesicht, Gehör und Geruch sind außerordentlich scharf. Sie sehen den Jäger sehr weit, und mit dem Winde können sie ihn fast auf eine halbe Meile wittern. Sie sind allenthalben, sie mögen sich befinden, wo sie wollen, außerordentlich wachsam. Zwar stellen sie keine Schildwachen aus, wie man sonst wohl vorgab, allein jede Gems steht, geht, oder liegt mit gespitzten Ohren. So bald eine etwas hört, wittert oder sieht, was ihr bedenklich ist, so giebt sie einen hell und scharf klingenden Ton, eine Art von Pfeifen durch

die

die Nasenlöcher von sich, welches lang anhält, anfangs sehr fein ist, und immer schärfer wird, zuletzt aber nach und nach abnimmt. Auf diesen Ruf erschrickt die ganze Gesellschaft, und setzt sich in Bewegung. Die pfeifende Gems ist dabey sehr unruhig, sieht sich allenthalben um, stampft mit den Füßen, und nach wiederholten Pfeifen rennt die ganze Gesellschaft mit bewundernswürdigen Sprüngen untermischt davon. Außer diesem Pfeifen, blöken sie auch in der Brunst, und lassen in Angst und Gefahr ein heiseres ziegenähnliches Meckern hören. Ihr Laufen, Springen und Setzen von den Felsen herab und wieder hinauf, ist kaum begreiflich. Es geht dieß nie in senkrechter Linie, sondern immer nach der Queere. Kommen sie an eine senkrechte Wand, so stürzen sie sich gleich, wohl 30 Fuß tief herab, und schlagen nur im Fallen ein Paarmal mit den Schaalen an den Felsen an. Sie können auf einer kleinen Spitze, alle vier Läufe zusammen gesetzt, sich fest erhalten und stehen.

§. 64. Verbreitung und Aufenthalt.

In Deutschland findet man die Gems auf den Gebirgen von Tyrol, Kärnthen, Krain, Steyermark und im Salzburgischen; sonst bewohnen sie die Alpen in der Schweiz, Savoyen, Dauphine, die Pyrenäischen und Apenninischen Gebirge und vielleicht die meisten Kettengebirge Asiens. Ihre innerliche Hitze weißt sie immer dahin, wo Schnee liegt, und eine reine, dünne Luft ist, doch wagen sie sich nicht auf die äußersten höchsten Felsenspitzen, wie die Steinböcke. Die Wärme meiden sie so sehr, daß man sie im Sommer nirgends als im Schatten und bey Schnee und Eis antrifft, im Winter sind sie in den hohen dichten Wäldern. Sie leben in Rudeln, wo man ihrer oft 60 und mehrere beysammen sieht; doch halten sich die ganz alten Böcke, wie bey mehrern Thieren einsiedlerisch ganz allein, sind weißgrau und langhaarig, gewöhnlich sehr fett, und heißen Stooßböcke. Diesen Namen sollen sie von den Alperlen haben, unter denen sie sich am liebsten aufhalten, und welche in der Schweiz Stooß heißen.

§. 64. Nahrung.

Im Sommer und Herbste äsen sie sich von den besten Alpkräutern, welche die Natur bloß für sie hervorgebracht zu haben scheint. Im Winter genießen sie das hohe Waldgras, und wenn sie dieses wegen des tiefen Schnees entbehren müssen, so zehren sie von den weißen Flechten, die in langen Bärten von den Bäumen herabhängen. Im Frühjahr suchen sie in Thälern das aufkeimende Gras auf. Von den unverdaulichen Fasern mehrerer Alpenkräuter als der Bärenwurz, Gemswurz u. s. w. bilden sich in den Magen zuweilen harte runde Kugeln, die Gemskugeln, die äußerlich mit einem schwarzbraunen, lederartigen Häutchen umgeben sind, und den man in ältern Zeiten wegen ihres guten Geruchs und bittern Geschmacks allerhand Heilkräfte andichtete. Sie lecken mehr Schnee als Wasser.

Das Salz lieben sie, wie das Rothwild, und finden sich daher nicht nur bey Salzlecken ein, sondern lecken auch an Felsen das Englische Bittersalz ab; welches letztere ihnen aber oft das Leben kostet, da ihnen an solchen Stellen die Jäger vorzüglich aufpassen. Im Winter sind sie sehr mager, im Herbste aber, besonders vor der Brunstzeit sehr feist.

Sie weiden wie anderes Wild vorzüglich des Morgens und Abends, selten am Tage, da sie unter Felsen und in Thälern, nahe am Schnee ausruhen, widerkäuen oder schlafen.

§. 65. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Der Begattungs- oder Brunsttrieb bricht bey ihnen, so wie bey den zahmen Ziegen, um Martini aus, wo sich dann die Rudel trennen und ein Bock mit zwey oder drey Ziegen sich allein begiebt. Alsdann soll jener blöken und einen durchdringenden Geruch von sich geben, sich auch in blutige Zweykämpfe mit Nebenbuhlern einlassen.

Die Gemsziege trägt 20 bis 22 Wochen, die Setzzeit fällt im April und May, und es werden gemeiniglich zwey Junge gesetzt. Das Bette ist eine trockene verborgene Stelle unter einem herüberhangenden Felsen. Die Jungen werden acht bis zwölf Wochen gesäugt und trennen sich nicht eher von der Mutter, als bis sie mannbar sind. Wenn eine Mutter von ihren Jungen weggeschossen wird, so findet sich gleich eine andere ein, die sie an Kindes statt annimmt; eben so verlassen auch die Kinder ihre todte Mutter nicht, und werden deshalb oft lebendig bey ihr gefangen. Sie sollen sich sehr jung, aber schwer zähmen lassen. Eingefangen vertragen sie die schwere niedrige Luft nicht leicht.

§. 66. Krankheiten.

1. Die Krätze bekommen sie von überflüßigen Salzlecken. Wie alle horntragende Thiere sind diese der Engerlingsplage ausgesetzt.

2. Ob ihnen die Gemskugeln, die man von der Größe einer Wallnuß bis zu einer Faust in ihren Magen findet, Krankheiten, oder wohl gar den Tod verursachen, ist nicht bekannt.

§. 67. Feinde.

Bären, Wölfe, Lüchse, und Adler verfolgen sie und am gefährlichsten soll ihnen der Bartgeyer (Vultur barbatus L.) seyn.

Von den Bremsen (Oestrus) leiden sie wie anders Wildpret.

§. 68. Jägerbeobachtungen.

Deren hat man noch wenige, da die Gemsenjäger gewöhnlich ganz uncultivirte Menschen sind, und Naturforscher nur selten diese Thiere in ihrem einsamen und gefährlichen Aufenthalte zu beobachten Gelegenheit haben. 1. Ei-

1. Eine wahre Eigenheit ist die Art, wie sie über Schneegefilde, ohne einzusinken, wegkommen. Wegen ihrer scharfen und spitzigen Klauen und schmalen Läufe müssen sie beständig durchgreifen und der Schnee trägt sie nicht. Sie beschleunigen daher ihre Flucht auf folgende listige Art. Das letzte Thier springt auf den Rücken des vor ihm gehenden, setzt so über den Rücken aller andern und stellt sich an die Spitze; ihm folgt das vorletzte und thut ein gleiches, so die übrigen der Reihe nach, und sie sind auf diese Art schnell über ein solches Schneefeld hin *).

2. Augenzeugen versichern, daß es, wenn sie in Abgründe springen, nicht anders scheine, als hätten sie statt der Beine Flügel; so groß ist die Stärke ihrer Sehnen, und so richtig der Schwung, den sie sich zu geben wissen, um in Gleichgewicht zu bleiben und stets auf die Füße stehen zu kommen. Der Grund hiervon liegt hauptsächlich in der Schnellkraft ihrer längern Hinterläufe. Wenn sie von einer großen Höhe herab springen, so bekommen diese Beine, die dann etwas weniger gebogen sind, den Stoß, der im Herabstürzen entsteht. Sie thun die Wirkung zweyer Springfedern und brechen die Gewalt des Sprungs.

§. 69. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Die eigentliche Gemsenjagd unterscheidet sich sehr von andern Jagden, und ob sie gleich mit vieler Gefahr verknüpft ist, und die sogenannten Gemsenjäger (Gemsensteiger: eine besonderere Branche der Jägerey) in Ansehung ihrer Besoldung sich sehr schlecht stehen, so lehrt doch die Erfahrung fast allgemein, daß sie sich bey ihrem Geschäffte und ihrer einfachen hirtenähnlichen Lebensart, wozu vielleicht ihr angenehmer Aufenthalt und ihr erhabener Blick, und die Aussicht in einen unermeßlichen Raum nicht wenig beyträgt, so wohl befinden, daß sie nicht leicht eine bequemere und reichlich besoldete Förster- oder Jägerstelle in einer niedrigen Gegend annehmen. Ja der Sohn wird gewöhnlich wieder der Kletterer, der sein Vater gewesen ist.

Sie spüren das Daseyn des Gemswildes auch an der Fährte, welche der zahmen Ziegenspur ähnelt, sich aber in längere und weiter auseinander gesperrten Klauen ausdrückt. Nicht die gewöhnlichsten Jagden sind das Einlappen und die Klopfjagden, weil sie sich alsdann schon auf niedrigen Bergen befinden müssen; gewöhnlicher ist das Schießen auf dem Anstande, an Wechseln, Salzlecken u. s. w. mit der gezogenen langen Gemsenbüchse. Die gefährlichste Jagd, die bey vorgeschriebener Lieferung geschehen muß, ist das Gemsensteigen. Der Jäger muß sie ganz allein verrichten, da ihm Menschen und Hunde dabey nichts nutzen können. Seine Rüstung besteht in einem schlechten Kittel, einer Ranze mit trockenem Brod, Käse und Fleisch, dem Schießgewehr, dem Thill-

*) Lichtenbergs und Voigts Magazin für das Neueste aus der Phys. und Naturgesch. V. 4tes St. S. 143.

messer, eine Art Hirschfänger und ein Paar Schuheisen. So scheucht er die Gemse von einer Klippe zur andern immer in die Höhe, klettert nach, schießt sie, wenn er kann oder es für nöthig hält, wenn aber das nicht ist, und er sie so weit gebracht hat, daß sie nicht weiter auszuweichen im Stande ist, so tritt er ihr ganz nahe, setzt ihr das Thillmesser in die Seite, sie reibt es sich selbst ein, und stürzt sich dann vom Felsen herab. Zuweilen versteigen sich aber die Jäger selbst auch so weit, daß sie weder vor noch rückwärts können, alsdann müssen sie sich durch einen Sprung retten, oder dadurch, daß sie alles von sich werfen, sich die Ferse aufritzen, und so durch das klebrige Blut an den schroffen Felsen zu erhalten suchen.

In der Schweiz haben die Gemsenjäger lange Büchsen mit zwey Schlössern, die eine doppelte Ladung vertragen; wenn der oberste Schuß abgeschossen ist, so kann der untere, der den obern zur Grundlage gedient hat, auch abgeschossen werden *).

§. 71. Nutzen und Schaden.

Die Gemsen wiegen 70 bis 80 Pfund. Das Fleisch oder Wildpret der alten ist hart und zähe; die jungen aber geben eine vortreffliche und kostbare Speise.

Der Talg ist wie Ziegentalg brauchbar, und eine feiste Gems hat zehn bis zwölf Pfund in sich.

Die Gemshäute geben weißgegerbt sammtweiche, sehr gute Beinkleider, Handschuh, Kollers, Stiefeln rc. und werden zur Reinigung des Quecksilbers gebraucht.

Die noch behaarten Häute dienen zu Stiefeln, Kleidungen, Fußsocken u. s. w. und können, ohne von ihrer Güte zu verlieren, sicher eingeseift werden. Manche tragen sie roh, ohne alle Zubereitung auf der Haut.

Das Blut (Schweiß) soll für Seitenstechen gut seyn, das Blut verdünnen und die Ausdünstung befördern.

Die Hörner, insonderheit vom Weibchen, die kleiner und nicht so krumm sind, braucht man zu Stockknöpfen, die Schmiede zum Aderlassen der Pferde u. s. w.

Schaden weiß man von ihnen nicht, denn daß sie zuweilen verfolgt einen Gemsenjäger in Abgrund stürzen, darf dahin nicht gerechnet werden.

§. 71. Jägersprache.

Die Benennungen sind die gewöhnlichen, wie bey allen Wild; die Hörner heißen in alten Jägerbüchern Gehörnchen.

---

*) De Lüc Reise nach den Eisgebürgen. aus dem Franzöf. Leipz. 1777. S. 51.

Sech-

Sechstes Kapitel.

Vom Steinbock. Nr. 6.

§. 72. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Das Männchen heißt auch Alpenbock, und das Weibchen Alpenziege, Steinbockziege; Ibschen, Ibsch, Geis.

Capra Ibex. Gmelin Lin. I. p. 196. n. 2.
Le Bouquetin. Buffon hist. nat. XII. 136. F. 13. Ed. de Deuxp. V. T. 5. f. 3. Uebers. von Martini XI. 7.
Der Steinbock. v. Schrebers Säugethiere. V. Taf. 281.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 220. 174. II. 96. n. 14.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 610. Taf. 13.
— Lichtenbergs und Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik rc. III. 3 St. S. 78.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 656.
Ibex. Pennant hist. of. Quadr. I. 48. n. 15. Uebers. von Bechstein. I. S. 50.

§. 73. Classification.

Es gehört unter alle die bey der Gemse angeführten Ordnungen, aber unter die Gattung Ziege.

§. 74. Kennzeichen der Art.

Mit mondförmig zugerundeten Hörnern, die oben knotig und nach dem Rücken gebeugt sind, einer dicken Schnauze und aufgeworfenen Nase.

§. 75. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der Steinbock ist weit größer und schwerer als unser Ziegenbock, vier und einen halben bis fünf Fuß lang und über zwey und einen halben Fuß hoch; der Schwanz oder die Blume fünf Zoll lang. Der Kopf ist im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein, dem Hirschkopfe ähnlicher als dem Ziegenkopfe; die Schnauze gekrümmt und etwas aufgeworfen; die Augen sind groß, rund, grünlich, hell und feurig; die Ohren kurz, eyrund, gerade auswärts stehend und mit dem Rücken parallel; der Bart sehr lang; die Hörner schwärzlich, gegen den Kopf und Körper sehr groß, oft drey Fuß lang, zwanzig Pfund schwer, und eines drey Maas Wasser haltend, mondförmig gebogen, mit scharfen nach der Länge gehenden Kanten, die gleichsam eine Vorderfläche bilden und an den Sei-

Seiten mit Knotenringen, woran sich jährlich einer ansetzt, und deren Anzahl oft vier und mehr ist; der Leib ist dick und stark, wie am Ziegenbock gestaltet; die Beine oder Läufe sind schlank; die Klauen rundlich, scharf gerändert, inwendig hohl; die Blume lang und starkhaarig, unten kahl. Das Haar lang und zottig, röthlichbraun; im Alter grau; der Bart rothbraun oder schwärzlich, längs den Rücken ein dunkelbrauner oder schwärzlicher Streifen, über und unter den Knieen des Vorderfußes ein schwärzlicher Fleck; der Schwanz an der Wurzel und an den Seiten weiß, oben und am Ende schwarz. Im Winter wird das Haar verdoppelt, unten ist es dann fein und dicht, und oben spröde.

Die Steinbockziege ist viel kleiner, fast um ein Drittheil, aber doch merklich größer, als unsere Hausziege, hat einen kleinen Bart, weit kleinere Hörner, und zwey Zitzen.

Nach den Abbildungen zu urtheilen, scheint es auch eine Varietät mit einer glatten hirschartigen Haut zu geben.

Es sind scheue und flüchtige Thiere, die ohngeachtet der Schwerfälligkeit ihres Körpers, mit der größten Leichtigkeit Felsenwänden hinauf laufen, und von Felsenspitze zu Felsenspitze wie fliegend übersetzen. Sie sind die größten Springer unter allen Europäischen Säugethieren; sie stürzen sich auch wohl von jähen Anhöhen herunter, ohne sich zu schaden, weil sie die Hörner allezeit vorhalten.

§. 76. Verbreitung und Aufenthalt.

Wenn dieser Steinbock von den Sibirischen als Art verschieden ist, so bewohnt er nur auf den Schnee- und Eisgipfeln der Europäischen Alpen in der Schweiz, dem Wallisierlande, in Savoyen, Tyrol, Salzburg, auf den Pyrenäen und dem Carpatischen Gebirge. Sie sollen fast allenthalben ausgerottet und nur noch in den unübersteiglichen Gletschern des Thals von Aost in Savoyen in geringer Anzahl vorhanden seyn. Die Ursache dieses Verschwindens findet man in der Gegend, die sie jetzt bewohnen, und die ihnen nicht zum eigentlichen Aufenthalte bestimmt zu seyn scheint; denn viele sterben an der Blindheit, welche durch das zu starke Zurückprallen der Sonnenstrahlen vom Schnee entsteht, oder aus Mangel an Nahrung, und wieder andere werden den Raubvögeln zu Theil. Sie scheinen daher nach ihrer Größe, und nach der Länge und Schwere ihres Gehörns zu urtheilen in die subalpinischen Gebirge zu gehören. Um diese Thiere zu erhalten, hält der Erzbischof von Salzburg in seinem Garten Hellbron mehrere, und setzt sie von Zeit zu Zeit in die Gebirge aus. Da die Steinbockziegen ausgegangen waren, so gesellte man den Böcken zahme Ziegen zu, um sich mit ihnen zu begatten. In der dritten Generation wird diese Bastarterzeugung den Steinböcken fast ganz gleich, und kann als wilde Steinbocksrasse ausgesetzt werden.

Die

Die Steinböcke halten sich gesellschaftlich auf den höchsten und steilsten Bergköpfen auf. Sie lieben vorzüglich die Einöden, scheuen die heftige Sonnenhitze, so wie die übermäßige Kälte. Im Sommer bewohnen sie die Nordseite der Gebirge, im Winter aber suchen sie die Mittagsseite und die Thäler auf.

§. 77. Nahrung.

Der Steinbock äset sich von den magern Kräutern, die die fast erstorbene Natur auf den Eisbergen wachsen läßt, und aus allerhand wilden Gesträuchen. Welche? läßt sich aus Mangel der Erfahrung nicht bestimmen, da diese Thiere weit schwerer, als die Gemsen zu beobachten sind. Sie lecken beständig an den Steinen, besonders an solchen, welche mit Salpeter und Steinsalz beschlagen, mürbe und kalkartig sind.

§. 78. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Der Steinbock tritt im October auf die Brunft, und soll einen ganzen Monat hitzig seyn. Die Ziege trägt 21 Wochen, und wirft nach den neuesten und sichersten Nachrichten auf einmal nicht mehr als ein Junges, das sich leicht zähmen und so weit gewöhnen läßt, daß es mit dem andern Ziegenvieh ausgetrieben werden kann. Es begattet sich auch leicht mit diesen. Noch im ersten Jahre begatten sich die Jungen, allein da sie jährlich nicht mehr als eins setzen, und sie selbst so viel tödlichen Gefahren unterworfen sind, so wird ihre Vermehrung nicht leicht wieder beträchtlich werden.

§. 79. Krankheiten.

Der Blindheit sind sie ausgesetzt, wie oben schon §. 76. erwähnt worden ist.

§. 80. Feinde.

Dieß sind die Adler und Geyer; andere Raubthiere wagen sich nicht leicht in jene Höhe und Kälte.

§. 81. Jägerbeobachtungen.

Wegen der Seltenheit und der Entfernung des Thiers aus dem gewöhnlichen Gesichtskreise der Beobachter, weiß man wenig oder nichts von ihm zu erzählen. Alles ist schon oben angeführt.

In Seb. Münsters Cosmographie von 1550 p. m. 497. steht. Die Jäger lassen sich mit langen Seilen über die hohen Felsen hinab, wo sie wissen, daß das Thier zu betreten ist und es fleucht nicht, sondern wartet ihrer. Es muß der Jäger hart än selbigen Felsen umher zu dem Thiere gehen und gute Sorge haben, daß zwischen ihm und dem Felsen kein Durchschein von dem Thier ersehen wird; anders läuft es an dem Jäger und stößt ihn herab. Sieht es aber nicht zwischen durch, so meynt es, es möge ihn nicht begreifen mit seinen Hörnern, kommt also um sein Leben oder wird gefangen.

§. 82. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Steinbocksjagd ist so gefährlich, ja noch gefährlicher als die Gemsenjagd. Sie wird am besten im August und September angestellt. Hunde kann man dabey nicht brauchen. Man schießt sie mit solchen langen Büchsen, wie die Gemse. Wenn sie der Jäger so in die Enge treibt, daß sie nicht ausweichen können, so rennen sie zuweilen mit solcher Gewalt auf ihn zu, daß er in den Abgrund stürzt.

§. 83. Nutzen und Schaden.

Das Wildpret des Steinbocks soll an Geschmack dem des Hirsches fast gleich, aber zähe und schwer zu verdauen seyn.

Aus den Hörnern machen sich die Jäger und Hirten Trinkgeschirre. Für große Herren werden sie zierlich ausgeschnitten und mit Gold und Silber eingefaßt.

Die Haut wird roh gegerbt zu Kleiderfuttern gebraucht; weißgahr achtet man sie nicht viel, da sie sehr dünn seyn soll

Das Blut oder der Schweiß wird in ihrem Vaterlande für ein schmerzstillendes Mittel gehalten.

Außer daß das Wild dem Jäger zuweilen den Felsen herabstürzt, weiß man keine schädliche Eigenschaft von ihm zu erzählen.

§. 84. Jägersprache.

Die gewöhnlichen Weidmannsausdrücke; besondre sind nicht bekannt.

Ele-

Siebentes Kapitel.

Vom Schwarzwild. Nr. 7.

§. 85. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Wegen seiner schwarzen Farbe heißt diese Thierart Schwarzwild, Schwarzwildpret; sonst wildes Schwein, bey den Jägern aber wilde Sau; das Männchen: Keuler; das Weibchen: Bache, auch Lehne. So wie der Hirsch edel heißt, so wird das wilde Schwein, wegen seines Muthes und seiner Stärke ritterliches Thier genannt.

Sus Scrofa ferus. Gmelin Lin. I. p. 217. n. 1. a.
Sanglier et Marcassin. Buffon h. n. V. 99. T. 14. 17. t. 1. Ed. de Deuxp. I. T. V. f. 1, 2. Uebers. von Martini II. 35. Taf. 18. f. 1. Taf. 19. fig. 1.
Das wilde Schwein. v. Schrebers Säugeth. V. 230.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. 1. 189. II. 141. Nr. 6.
— v. Mellins Anweis zur Anl. einer Wildb. 172. m. e. Fig. 178. m. e. Fig. und Fährten.
— Bechsteins N. G. Deutschlands I. 771, Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S 53.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 5.
— v. Flemmings vollk. deutsch. Jäger I. 96.
— Goeze's Europ. Fauna, III. 394.
Wild Hog. Pennant hist. of Quadr. I. 140. Uebers. von Bechstein I. 132.
Ridingers Jagd. Thiere. Taf. 6.

§. 86. Classification.

Nach der Linneischen Eintheilung gehört die wilde Sau in die sechste Ordnung unter die Thiere mit dem Pferdegebiß (S. 31), nach Blumenbach in die neunte mit gespaltenen Klauen (S. 32) und nach meiner verbesserten Pennantschen in die erste Ordnung zweyten Abschnitt (S. 32), und die Schweine machen immer, wegen ihrer, von andern Säugethieren ganz abgehenden, Form und Gestalt eine besondere Gattung aus (S. 75).

§. 87. Kennzeichen der Art.

Das gemeine Schwein (Sus scrofa) ist vorne auf den Rücken mit stehenden steifen Borsten besetzt und hat einen haarigen Schwanz; und das wilde unterscheidet sich von dem zahmen durch kürzere abge-

rundere Ohren, einen mehr gebogenen Vorderkopf und vier größere Eckzähne.

§. 88. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Das wilde Schwein ist der Stammvater des zahmen, wie schon der Augenschein bey der Vergleichung beyder Thiere ausweist, und wenn man auch nicht wüßte, daß diese mit jenen sehr leicht fruchtbare Jungen zeugten, und ins Freye ausgesetzt leicht in jene Rasse wieder ausarteten. Nur eine sehr genaue Vergleichung beyder können uns die kleinen Unterschiede bemerklich machen, die zwischen dem zahmen und wilden Schweine statt finden. Dieß hat nämlich einen längern Kopf, einen gröbern und stärkern Rüssel, einen etwas gebogenen Vorderkopf und die vier großen Eckzähne geben ihn hauptsächlich ein eigenes fürchterliches Ansehen; die Ohren sind kürzer, runder und stehen aufrecht; die Läufe sind stärker, die Klauen etwas weiter gespalten; die Borsten steifer, das Haar überhaupt dichter und unten liegt besonders im Winter eine dichte krauße Wolldecke; der Schwanz ist kürzer und hängt fast grade hinunter.

Die Farbe ist im allgemeinen schwärzlich, nie kohlschwarz; denn die Borsten sind zwar schwarz, haben aber graue oder röthliche Spitzen und die feine wollige Unterlage ist grau; doch sehen Ohren, Schwanz und Beine ganz schwarz aus, der übrige Leib aber mehrentheils rußschwarz. Man hat aber auch Farbenverschiedenheiten angetroffen; denn es giebt dunkelbraune, graue, weiß- und schwarzgefleckte und ganz weiße wilde Schweine; wie sich dergleichen Abänderungen unter allen Thieren, die sich stark vermehren, finden; Stirn, Rüssel und Schultern werden im Alter grau.

Merkwürdig sind die zwey großen krummen, scharfen Eckzähne, in jeder Kinnlade, wovon die untern den Rüssel fletschend auffsperren. Die Thiere bringen sie mit auf die Welt; die untern wachsen vorzüglich mit zunehmenden Alter immer fort, ragen im vierten Jahre drey Fingerbreit über den Rüssel hervor und werden im sechsten gelblich, so daß nur die Spitze weiß bleibt. Da sie zu Waffen bestimmt sind, so haut der Keuler gegen seine Feinde beständig nach der Seite über sich und einen liegenden Menschen kann er damit nicht leicht Schaden zufügen; die Bache aber, die keine hauenden Zähne, sondern nur kurze Haaken hat, schlägt mehr unter sich, reißt und beißt, und wird daher auch dem liegenden furchtbar. Durch das Anstreichen an die obern sind sie immer so scharf, wie gewetzt; nach dem siebenten Jahre aber kann der Keuler mit denselben nicht mehr sonderlich schaden, da alsdann die Spitzen halb mondsförmig, einwärts nach den Augen zu, gewachsen sind.

Von der Bache unterscheidet sich der Keuler durch die oben angegebene längere weit herausstehenden Zähne, wodurch sich der Rüssel stark in die Höhe wirft und durch das mit einem Haarbüschel umwachsene Zeugungsglied; jene hat aber zehn bis zwölf Zitzen und überhaupt nicht den wilden und fürchterlichen Anblick.

Die

Die Länge eines ausgewachsenen wilden Schweins ist vier und einen halben bis fünf Fuß und die Höhe drey Fuß; der Schwanz acht Zoll lang. Die Schwere beläuft sich, nach Verschiedenheit der Nahrungsmittel (denn sie haben die Anlage, leicht sehr stark zu werden), von 2 bis auf 400, ja es sind ihrer schon von 600 Pfund (freylich eine Seltenheit) erlegt worden. Man schätzt ihre Lebensdauer auf 20 bis 25 Jahre.

Die Stimme, so wie die Form, ihre Eigenschaften und Betragen sind dem Hausschwein ziemlich gleich. Ihr Naturell ist überhaupt wild und grausam, und mit der Wuth eines gereizten wilden Ebers ist fast nichts zu vergleichen, zumal wenn er verwundet oder angeschossen ist. Das Gesicht ist ihr schwächster Sinn; sie können nicht weit in die Ferne sehen, und diese Kurzsichtigkeit wird noch durch die in die Augen hängenden Haare vermehrt. Desto stärker aber ist ihr Geruch und in Rücksicht des feinen Gehörs übertreffen sie fast alle andere wilden Thiere. Der Unreinlichkeit und Gefräßigkeit sind sie eben so sehr ergeben, als ihre Abkömmlinge die zahmen Schweine.

§. 89. Verbreitung und Aufenthalt.

Ob das wilde Schwein von jeher in Europa einheimisch war, oder ob es von Indien aus, als seinen eigentlichen Stammort, zahm dahin gebracht, und so wie von Europa aus in Amerika, in seinen wilden Zustand zurückgetreten ist, kann nicht mit Gewißheit entschieden werden. So viel ist sicher, daß sie in allen Welttheilen jetzt verbreitet, aber nirgends bis zum sechzigsten Grade nördlicher Breite gehen, ob man gleich in Norwegen und Beresof zahme antrifft.

Alle Wälder sind ihr Aufenthalt, vorzüglich aber die Buch- und Eichenwälder, und in denselben die recht verwachsenen Dickungen. Am liebsten befinden sie sich in brüchigen Thälern, damit sie sich im Moraste und Schlamme baden können. Sie wechseln aber ihren Aufenthalt nach ihren Nahrungsbedürfnissen, und zwar oft sehr weit. Da sie die Gesellschaft lieben, so sieht man oft ein Rudel Schweine von vierzig Stück beysammen, die sich gegen die Anfälle der Raubthiere gemeinschaftlich vertheidigen. Daß dieß vorzüglich der Grund ihrer Gesellschaftlichkeit seyn muß, leuchtet dadurch ein, daß, sobald nur eins zu grunzen anfängt, sich die ganze Nachbarschaft zur Gegenwehr stellt. Eine solche Gesellschaft besteht aus etlichen Bachen mit ihren Frischlingen, wie man die Jungen nennt, aus zwey bis dritthalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen, welche Gesellschaft im eigentlichen Verstande eine Rudel Schwarzwildpret heißt, und nur selten trifft man auch einen alten Keuler dabey an. Wenn das männliche Schwein drittehalb Jahr alt ist, so geht es vom Rudel ab, und bekommt den Namen eines angehenden Schweins, sobald es aber drey Jahre zurückgelegt hat, heißt es ein dreyjähriger, mit dem vierten ein vierjähriger und mit dem fünften ein fünfjähriger Keuler oder ein hauend Schwein; alsdann ist es ein Hauptschwein. Die männlichen Frischlinge nennt man auch Beckerlein und die weiblichen Bachlein; letzteres führt in einem Alter von drittehalb Jahren den Na-

Namen angehende Bache und nach drey und vier Jahren heißt diese eine starke oder gute Bache. Die alten Keuler leben alle wie Einsiedler allein, und verachten die jungen Schweine.

Das Lager jener Gesellschaft ist ein weit aufgewühltes Loch mit Reisern, Laub und Moos ausgefüttert, und heißt seiner Tiefe und Rundung halber ein Kessel. Hierin liegen sie gewöhnlich den ganzen Tag.

§. 90. Nahrung *).

Im Vorsommer besteht ihre Nahrung oder Fraß bloß in Würmern, Schnecken, Insekten, Gras, Kräutern und in Wurzeln, z. B. der Erdnuß, der Spiräen u. s. w. denen sie oft tief nachgraben müssen. Wo Kümmel auf Waldwiesen wächst, thun sie großen Schaden. Im Sommer ziehen sie sich in Feldern nach den Bohnen- Erbsen- Linsen- Wicken- Hafer- Kohl- Rüben- den reifenden Mais- und Roggenäckern, und suchen die abgefallenen Vogelkirschen auf. Im Herbste bekommen sie dann ihr angemessenes Futter, Eicheln, Buchecker, Kastanien, Haselnüsse, Holzobst, Beeren, Weinbeeren, Pflaumen und Kartoffeln, deren Genuß sie mehrere Meilen weit, sogar durch Flüsse schwimmend, von ihrem Standorte lockt. Alsdann macht sie auch in manchen Jahren die sogenannte Erdmast oder die weißen Maden, die klumpenweise unter dem nassen Moose und faulen Blättern liegen, und sich in eine gewisse Art von Raubfliegen (Asilus) verwandeln, und welche in nassen Jahren häufiger sich findet, als in trocknen, sehr fett **). Im Winter fressen sie, was vom Herbst übrig geblieben ist, graben den Farrenkrautwurzeln nach und suchen die Trüffeln auf. Im Nothfall gehen sie auch auf die Aasplätze, die man im Holze für die Füchse bereitet.

§. 91. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattungszeit fällt in das Ende des Novembers und Anfang des Decembers und dauert fast fünf Wochen. Die alten Keuler gesellen sich alsdann zu den Bachen, und jagen die jungen vom Rudel weg, wobey es hitzige und blutige Kämpfe giebt. Sie sind alsdann in einer Art von Wuth und geben einen süßeckeln Geruch von sich, den die Hunde sehr weit wittern. Ihr unbiegsamer Körper macht, daß sie in ihren Kämpfen eine ganz eigene Stellung annehmen müssen. Sie streifen sich mit den Schultern und Rücken fest aneinander und wenden den kurzen Hals so, daß der Kopf des einen die Schultern des andern mit den Zähnen berührt, alsdann schlagen sie die Zähne in die Schultern ein, und reißen tiefe und lange Wunden. Die Verblutung stillt und die Heilung bewirkt das Harz der Nadelbäume, an denen sie sich reiben. An den Hauptschweinen, welches die grimmigsten sind, findet man dann, wenn sie geschossen sind, große und harte Narben, als Beweise ihrer ehemaligen Tapferkeit. Die

*) v. Wildungens Taschenbuch 1801. S. 224.

**) Döbel sagt a. a. O. S. 24: Sie wachsen haufenweise in der Erde.

Die jungen Schweine halten die ordentliche Brunftzeit zuweilen nicht ab sondern gerathen entweder früher oder später in Hitze, nachdem ihre Nahrung gut oder schlecht ist; auch die alte Saue wird, wiewohl selten, des Jahrs zweymal hitzig. Sie trägt 18 bis 20 Wochen, und wirft im Februar und März vier, sechs, acht, ja auch wohl zwölf Junge. Sie verbirgt sich dazu in einem Dickige, und gräbt sich ein besonders mit Moos, Aesten und Laub weich gemachtes Lager unter einem dichten Baume oder Strauche. Drey Tage liegen die Frischlinge bey der Mutter, nach acht Tagen aber entfernen sie sich schon, nach zwey Monaten geht sie mit ihnen zum Rudel, säugt sie 6 Monate, und behält sie so lange um sich, bis sie wieder frischen will. Sie sind anfangs rothgefleckt, mit schwärzlichen, braungelben und weißen Streifen. Sechs Monate heißen sie Frischlinge, alsdann bis sie drittehalb Jahr alt sind übergegangene Frischlinge. Die Mutter vertheidigt sie mit äußerster Wuth. So bald sie etwas gefährliches bemerkt, so schnaubt und grunzt sie, worauf sich die Frischlinge sogleich in den nächsten Winkel verbergen, und nicht eher wieder hervorkommen, als bis die Alte ruhig ist. Sie lassen sich leicht zähmen. Man fängt sie dazu 8 Tage alt ein, zieht sie mit Kuhmilch, Mehlbrey u. s. w. auf, und bringt sie dann unter die zahmen Ferkel. Sie werden zuweilen so zahm, daß sie in den Wald laufen und wieder heim kommen.

§. 92. Krankheiten.

Sie sind nicht den Krankheiten ausgesetzt, denen ihre Abstämmlinge die zahmen unterliegen, doch sterben oft viele an der Bräune, wie z. B. 1796 im Anhalt-Bernburgischen. Man findet auch keine Finnen in ihnen, und dieß sey ein Beyspiel sagt Herr Blumenbach *), daß die Finnenwürmer, als organisirte Körper, offenbar lange nach der ersten Schöpfung gleichsam nacherschaffen zu seyn scheinen.

Im Winter sterben sie zuweilen vor Hunger, welches aber hieher nicht zu rechnen ist.

§. 93. Feinde.

In Gegenden, wo es Wölfe giebt, wagen sich diese wohl an Frischlinge und junge Schweine; allein Bachen und Keuler gehen sie schwerlich an, weil sich diese in Gesellschafft gegen sie zur Wehre setzen.

Sonst werden sie innerlich von einem Blasenwurm **) im Netze und von Haarwürmern (Trichocephalos) geplagt.

§. 94. Jägerbeobachtungen.

Der besondern Merkwürdigkeiten sind wegen der Dummheit des Thiers nicht viel, und das meiste ist schon oben beygebracht worden.

1. Wenn die alten Keuler sich in den hitzigen Brunftkämpfen an den Blättern und Keulen verwundet und an harzigen Fichten und Kiefern gerieben haben, so verwandeln sich

*) s. dessen Handb. der N. G. 5te Aufl. S. 416. **) Hydatigena vesicaria orbicularis.

sich diese Stellen durch die dadurch verbundene und gleichsam aneinander geleimte dichte Wollenunterlage in eine Art von Panzer, an welchem Spieße und Kugeln abprallen, und solche Schweine haben den eignen Namen: Panzer- oder Harnischschweine.

2. Bey ihrer Jagd befinden sich Jäger und Hunde in Lebensgefahr. Bey Verwundung rennen sie rasend nach dem Orte zu, wo der Schuß herkam, und hauen entweder im Vorbeylaufen nach der Seite hin, oder stämmen sich, wo es möglich ist, mit dem Hintertheile des Leibes an einen Baum und fechten so mit der größten Wuth und Verzweiflung gegen eine Menge Menschen und Hunde. Gegen die Hetzhunde oder Saupacker suchen sie ihren Hinterleib in einem Bache, Sumpfe, Dickige oder Dornstrauch zu sichern, und hauen alsdann mit ihren Zähnen fürchterlich um sich. Sie schlitzen vielen Hunden den Leib so auf, daß die Eingeweide herausfallen.

3. Eine besondere Eigenheit dieser Thiere ist, daß sie, wenn sie entweder mit dem kleinern Zeuch eingelappt oder sonst von den Hunden gestellt sind, nicht leicht auf einen Menschen losgehen, sondern so lange warten, bis der Jäger mit den Spieß oder Hirschfänger vortritt und den gewöhnlichen Anruf: Huy Sau! hören läßt; auf welchen Laut sie aber wüthend auf ihn zu rennen, und so mit jenen Instrumenten abgefangen werden. Es ist dieß eine gewöhnliche Fangsart des Schwarzwildprets; auch macht sie, weil wirklich viel Fertigkeit und Stärke dazu gehört, ein besonderes Stück der Jägergeschicklichkeit aus.

§. 95. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Wer die Fährte des zahmen Schweins kennt, dem wird die des wilden zu erkennen nicht schwer fallen, nur haben jene abgenutzte Schaalen und machen keinen Beytritt. Die Vorderfährte ist allezeit stärker, als die hintere, sie treten allezeit in die Vorderfährte, nur ein wenig mehr auswärts, weil sie hinten breiter als vorne sind. Die Afterklaue setzen sie allezeit ein. Hierdurch, und daß die ungeraden Schaalen nicht so tief als die Ballen eingedrückt und die Schritte länger sind, unterscheiden sie sich von den Hirschfährten. Die Jungen haben schärfere Schaalen, schreiten mit geschlossenen Spitzen, drücken aber ebenfalls die weit auseinander gedehnten Afterklauen in den Boden. Die eigentliche Jagd dauert von St. Galli bis heilige drey Könige, also von der Mitte des Octobers bis zu Anfang des Jänners. Nach Martini (im November) sind sie am feistesten, aber auch am grimmigsten. Man erlegt sie gewöhnlich, wenn sie des Abends zu Felde ziehen, oder des Morgens zurückgehen, auf dem Anstande; auf der Saukirre und durch Such- oder Laufjagen mit einem Saufinder, vor welchem man die gestellte Sau mit der Büchse wegpürschet.

Wenn man die Bestätigungsjagen auf sie anstellen will, so dürfen sie nicht zu enge bestätigt werden, sonst gehen sie wegen ihres scharfen Geruchs durch.

Auch bey den eigentlichen Streifjagden werden sie durch Saufinder aufgesucht, vor welchen sie sich stellen, dann durch die losgelassenen Hetzhunde gepackt und vom Jäger mit dem Hirschfänger abgefangen.

Das

Das letztere geschieht auch mit Hirschfänger und Schweinspießen, wenn sie im kleinen Zeuch angelappt sind.

Zu den größern Hetzjagden scheucht man sie in aufgestellte Fallgarne, kneipt ihnen mit einer Zange den Rüssel zu, und schafft sie in Saukasten in den bestimmten und gewöhnlich mit einer Mauer eingeschlossenen Hetzgarten.

§. 94. Nutzen und Schaden.

Ob gleich ihr Nutzen nicht so groß ist, als von zahmen Schweinen; so ist er doch beträchtlich genug.

Das Wildpret ist gekocht, gebraten, geräuchert nicht übel und auch in seinen Säften gesünder als das zahme Schweinfleisch. Man macht gute Sülzen und Ribbenbraten aus denselben und Würste aus ihrem Schweiße. Der wilde Schweinskopf gehört, wie bekannt, durch seine Zubereitung zu den Delikatessen. Zur Rauschzeit aber verdirbt das Wildpret der Keuler in etlichen Stunden, und nimmt einen starken widrigen Geruch an, wenn man ihnen nicht sogleich das Kurzwildpret abhackt.

Aus der sehr dicken Haut macht man roh Ranzen, Kummte, Decken vor die Thüren und in Chaisen, gegerbt aber Riemenwerk, Schuhsohlen, Bücherdecken, Siebe u. s. f. auch Pergament.

Die Zähne poliren und glätten.

Die Borsten dienen zu eben den Behuf wie die der zahmen Schweine und die darunter befindliche Wolle läßt sich zu Seilen und Stricken verarbeiten und auch zum Polstern und Unterfüttern benutzen.

Unsere zahme Zucht läßt sich auch durch die wilden Schweine veredeln.

Der Schaden, den die wilden Schweine durch ihr Wühlen und durch Auffsuchung ihrer Nahrungsmittel am jungen Holze, auf Wiesen und in Feldern thun, ist sehr groß. Sie verwandeln oft Waldwiesen in etlichen Nächten in umgepflügte Aecker. Sie sind also bloß in Thiergärten oder in die größten Waldungen zu verweisen. In vielen Gegenden, wie z. B. im Gothaischen Antheil des Thüringer-Waldes sind sie deshalb schon längst verbannt.

§. 95. Jägersprache.

Die gewöhnliche als Geräusch, Gescheide, Blätter, Keulen, Läufe, Schaalen, Geäfter, Fährte, Schweiß, Wildpret u. s. w. bleiben. Alsdann sind noch folgende zu bemerken.

Der Rüssel heißt — Gebrech oder Wurf.

Die obern Eckzähne — Gewerft, Gewehr, die untern Hauer, Haderer, oder jenes Obergewehr und dieß Untergewehr; doch hat die Bache nur kurze Haaken.



Die Waffen sind nicht lang, sondern stark, nicht spitzig, sondern scharf, und werden an einander geschärft.

Die Ohren von einigen — Gehör.

Der Schwanz — Pürzel oder Krückel.

Die Haare — Borsten oder Federn.

Das Fell heißt Haut.

Die Dünnungen — Wammen, auch das inwendige Weiße heißt so.

Das Fett — Weißes auch Feist.

Wenn gegen den Winter den Schwarzwildprett unter den Federn Wolle wächst, so nimmt es die Winterfedern auf, diese verliert es gewöhnlich im Junius wieder.

Die gefleckten und gestreiften Jungen haben einen bunten Rock.

Eine Gesellschaft — Rudel, Schaar, Rotte, Häufel.

Wenn die Glieder der Gesellschaft stärker als Frischlinge sind ein Rudel starke oder grobe Saue.

Einzelne haben ein Lager, und wo mehrere zusammensitzen — einen Kessel.

Die sumpfige Gegend, wo sie sind — ein Laug.

Die Begattungszeit — Brunft, Rollen, Rauschen, Brunst. Die Bache hält den Schirm sagen einige, wenn die Bache den Keuler zur Brunft steht. Dieser tritt nicht auf die Brunft, sondern tritt zu den Bachen.

Junge bringen — Setzen oder Frischen.

Die Nahrung — Fraß, Gefräß, Schnitt.

Wenn sie Kraut abgefressen haben, so haben sie es abgeschnitten.

Die Winterfütterung von Erbsen rc. heißt die Kürrung oder Geschütte. Es nimmt sie, nicht frißt sie.

Sie schlagen die Hunde und schlagen sich durchs Zeuch.

Sie stellen sich vor die Hunde; schlagen sie ab, oder gehen durch vor denselben; sie werden von denselben eingeholt und gepackt und streiten sich mit den Hunden.

Es wird ihnen einen Fang gegeben.

Sie springen, gehen oder laufen an, wenn sie auf das Anschreyen wild werden und auf den Jäger losgehen.

Wenn sich eine angeschossene Sau niederthut und mit den Zähnen knirscht, so klappert sie, und wenn sie nun den Boden aufwühlt, so kesselt sie.

Hat ein Jäger Schwarzwild bey der Körrung gesehen, so sagt er, er habe es dabey abgenommen.

Die Frischlinge legen sich nicht mit der Bache in den Kessel, sondern fallen mit ihr darin zusammen.

Wüh-

Wühlen — brechen.
Aufs Aas gehen — ludern.
Ihnen auf ihren Wechsel Fraß vorschütten — ankörnen.

Achtes Kapitel.

Vom gemeinen Hasen. Nr. 8.

§. 96. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Das Männchen heißt Hase schlechthin oder Rammler und das Weibchen Häsin oder Mutterhase, Setzhase. Nach Beschaffenheit seines gewöhnlichen Aufenthaltes bekommt er noch den Namen: Berghase, Feldhase, Sumpfhase, Holzhase, Sandhase, Bruchhase, Grundhase, Steinhase rc.

Lepus timidus. Gmelin Lin. I. 1. p. 160.
Lievre. Buffon hist. nat. VI. 246. T. 38. Ed. de Deuxp. II. T. 4. f. 1. Uebers. v. Martini III. 147. Taf. 50. 51.
Der gemeine Hase. v. Schrebers Säugethiere. IV. 865. Taf. 233. A. B.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 214. 174. II. 335. n. 231.
— v. Mellins Anweis. zur Anl. einer Wildbahn. 180. m. e. Fig. 184. seine Sätze und Absprünge ins Lager. 187. seine Fährten.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 513. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 47.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 9.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 103.
— Goeze's Europ. Fauna. II. 330.
— v. Wildungens Neujahrgesch. 1798. Taf. 1.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 537.
Common Hare. Pennant's hist. of Quadr. II. 98. Uebers. v. Bechstein II. S. 419. Nr. 299.
Ridingers jagdbare Thiere. Taf. 13.

§. 97. Classification.

Nach dem Linneischen Systeme gehört er in die vierte Ordnung unter die Nagethiere (S. 30.) nach der Blumenbachischen in die sechste Ordnung unter die nagenden vielzehigen Säugethiere (S. 31.) und nach der verbesserten Pennantschen in der zweyten Ordnung vierten Abschnitt (S. 33.) und hat der Gattung Hase den Namen gegeben.

§. 98. Kennzeichen der Art.

Die Ohren oder Löffel sind länger als der Kopf und an der Spitze schwarz; die obere Seiten des kurzen Schwanzes oder der Blume schwarz.

§. 99. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der Hase ist ein Fuß acht Zoll lang, der Schwanz oder die Blume ein und drey Viertel Zoll; die Höhe acht und einen halben Zoll; die Schwere von sieben bis sechzehn Pfund; letzteres wiegen zuweilen die großen starken Berg- oder Waldhasen. Der Kopf ist länglich, dick, erhaben, gebogen; die Schnauze dick und groß mit langen Barthaaren besetzt; der innere Theil der Lippen ganz mit Haaren bebrämt; außer den beyden Vorderzähnen, in beyden Kinnladen, wo hinter den obern noch zwey kleinere, eigentlich Stifte stehen, befinden sich oben auf jeder Seite sechs und unten fünf schmale Backenzähne; zusammen zwey und zwanzig Zähne; die Oberlippe ist tief gespalten, daher der Name Hasenscharte; die Augen stehen zur Seite, sind groß, weit hervorragend, mit schwarzem Stern, kurzsichtig, ohne Augenwimpern, daher er immer mit offenen Augen sitzt, und eben so schläft; die Löffel sind lang, hohl und zugespitzt; der Hals stark; die Brust enge und fleischig; der Leib langgestreckt, fast überall gleich dick; die Blume sehr kurz, in die Höhe gekrümmt, um im Laufen nicht hinderlich zu seyn; die Vorderläufe kurz und dünn mit fünf Zehen versehen; die Hinterläufe länger, halb so lang als der Körper und vierzehig; die Nägel lang, spitzig, ausgehöhlt und schwarz, und sogar die Fußsohlen dicht mit Haaren gefüttert; er tritt mit dem Hinterlauf bis an die Ferse auf. Der Balg besteht aus wolligen Haaren mit einzelnen Stachelhaaren, ist oben gelb und schwarz gestreift (hasengrau) an den Keulen aschgraulich, an der Brust und den Seiten braunröthlich und unten röthlichgelb und weiß; die Ohrenspitzen sind schwarz; die Blume oben schwarz und unten weiß.

Beyde Geschlechter, der Hase und die Häsin sind noch durch besondere Kennzeichen von dem Jäger zu unterscheiden. Er ist kürzer und gedrungener gebaut, hat breitere Lenden, einen stärkern rundern, wolligern Kopf, einen längern und stärkern Bart, kürzere weißlichere und breitere Ohren, die er über dem Rücken neben einander und oben nahe zusammenhält, und ist an den Schultern und Vorderblättern braunrother, aufgejagt schnellt er im Laufe die Blume sehr oft und geschwind in die Höhe, da der Häsin ihre unbeweglich bleibt. Diese ist allezeit größer und langgestreckter; die Rückenwolle grau und fällt ins schwärzliche; die Seitenfarbe lichter; die Blume länger und nicht so weiß und breit; die Löffel sperrt sie weiter von einander und legt sie an den Seiten hin; und im Lager sitzt sie gewöhnlich fester als der Ramler.

Man hat außer den oben angegebenen Aufenthaltsvarietäten, die fast nichts als Namen sind, und nur dem Berghasen durch seine vorzüglichere Größe, durch sein dich-

dichteres, bräuneres und schwärzeres Haar und mehreres Weiß unter dem Halse auszeichnen, noch folgende Farbenvarietäten:

1. Der weiße gemeine Hase. Es ist ganz weiß, zuweilen auch mit grauen Rückenstreifen.

2. Der röthliche. — Er ist entweder rothgelb, semmelgelb oder fuchsroth.

3. Der schwarze — Er ist entweder ganz schwarz oder schwarzbraun.

4. Der grau und weißgefleckte. — Darunter halb weiß und halb graue.

5. Der gemeine Hase mit einer weißen Stirnbläße. Auch zuweilen mit weißen Läufen. Weiter rechnet man auch noch hierher.

6. Den gehörnten Hasen. Er hat ein Gehörn wie ein Rehbock. Denen, die ich gesehen habe, waren wahre Rehbocksgehörne in oder auf die Hirnschaale aufgesetzt. Doch will man neuerlich wieder mit Gewißheit die Wahrheit dieser der Quadrupeden-Classe ungewöhnlichen Ausartung behaupten *).

Unter den fruchtbaren Hasengeschlechte findet man ferner noch allerhand auffallende Monströsitäten, mit doppelter Zunge, übergroßen Zähnen, mit so weit geschlitzten Ohren, daß sie wie vier aussehen; so schoß ich im Winter 1795 einen u. s. w.

So blöde das Auge des Hasen ist, so scharf ist sein Gehör, welches seinen vorzüglichen Grund in einer eigenen beinernen Röhre hat, die im Gehörgange hinterwärts liegt und ein natürliches Schalloch ausmacht, wodurch auch der geringste und entfernteste Laut zu seinen Gehörwerkzeugen dringt **). Hierdurch wird bewirkt, daß er bey gutem Winde dem Jäger auf 400 Schritte weit hören und sich seiner leichten Füße, als ein fast ganz wehrloses Thier zur Flucht bedienen kann. Nur im Streit mit seines Gleichen oder kleinerer Thiere und Vögel, die ihn anfallen, braucht er auf die Hinterfüße gestellt seine Vorderfüße wie Trommelstöcke. Derb gepackt kratzt und beißt er. Sein Hauptcharakter ist Furchtsamkeit und Schreckhaftigkeit, und bey Verfolgung des Hundes zeigt er durch geschickte Wendungen oder das sogenannte Haakenschlagen einige Schlauheit, so wie beym vorsichtigen Ausgang aus dem Lager und in dem Absprunge nach dem Lager hin, um sich vor dem Fuchs zu sichern. Seine Stimme ist zur Zeit der Begattung ein dumpfes Murksen, in der Noth und Todesgefahr aber ein lautes Angstgeschrey.

§. 100. Verbreitung und Aufenthalt.

Der Hase bewohnt alle Theile von Europa, die meisten von Ostindien, auch Japan, Ceylon, und von Afrika, Aegypten und die Barbarey.

Er hält sich gewöhnlich im Felde, seltner im Walde, auf. Wo er Winter und Sommer im Felde leben muß, gräbt er sein Lager meist auf die Mittelfurche der Aecker in Gestalt ei-

*) Was ist denn für eine Masse an diesem Gehörne? die, von den ich weiß, gehörten zur wahren holzigen, löchrigen Rehbocksgehörnsmasse.

**) Goeze a. a. O. S. 334. wo mehrere Merkwürdigkeiten der Zergliederung vorkommen.

eines Ovals, so lang als er zusammengekrümmt selbst ist, und so tief, daß sein Rücken nur etwas vorragt, und zwar wo möglich im Winter nach Süden und im Sommer nach Norden zu. Er liegt dabey zusammengekauzt, die Vorderläufe dicht am Kopf und die Hinterläufe unter den Leib gezogen, so daß man ihn ohne gehörige Uebung für eine Erdscholle ansieht. So lange das Getreide noch auf den Halm steht, geht er nicht aus demselben, und wenn er nicht gar zu sehr verfolgt wird, so bleibt er bis zum Winter in den Stoppeln. Wenn alsdann dichte Gränzwaldungen und Feldhölzer in der Nähe sind, so bezieht er diese, sonst findet man ihn auf der Wintersaat und den gepflügten Aeckern. Er geht vorzüglich des Abends aus seinen Lager, und nur zur Begattung und Setzzeit sieht man sie am Tage herum laufen. Dieß geschieht aber auch da, wo sie gehegt werden, und wenn sie nicht viel Aesung haben, daß sie zu Aufsuchung derselben auch den Tag unternehmen müssen. Sein altes Lager sucht er immer wieder, und die Setzhasen pflegen die Gegend, wo sie gesetzt sind, selten zu verlassen.

Im Sommer findet man durch ganze Getraidefelder einzelne schmale Pfade, die der Aberglaube *Hexensteige* nennt, diese sind ein Werk der Hasen, und sie gehen diese gebahnten Straßen gewöhnlich.

§. 101. Nahrung.

Die Aesung der Hasen ist sehr mannichfaltig. Fast keine Art von Feld- und Gartenfrüchten scheinen sie zu verschmähen. Sie suchen gern junge Saat, besonders Gerstensaat, Klee, Kraut, Hafer und alle milchartigen Pflanzen auf. Im Winter nähren sie sich von grünen Gras- und Kräuterkeimen, von der jungen Wintersaat, von Baum- und Strauchspitzen und schälen alle Bäume, ausgenommen die Erlen- und Lindenbäume. Wäre der Schwarzdorn nicht so bestachelt, so wäre er gewiß von ihnen schon ganz ausgerottet. Im Holze fressen sie auch Eicheln und andere Mast. Wo man auf dem Wildstand etwas nützliches und bedeutendes sieht, werden sie in harten Wintern mit Heu und Erbsenstroh gefüttert. Das Sprüchwort: „*je kälter der Winter, je fetter der Hase*" hat wohl daher seinen Ursprung, weil die Kälte bey den Hasen, so wie bey allen Thieren, selbst den Menschen die Eßlust vermehrt, und die Ausdünstung vermindert. Ob sie wirklich widerkäuen, oder nur des Geruchs halber die Oberlefze stets bewegen, welches dem Widerkäuen ähnelt, laß ich bis jetzt dahin gestellt seyn, kann mich aber nicht mit gründlicher Ueberzeugung zu derjenigen Parthey mehr schlagen, die das Widerkäuen läugnet, da ich seit kurzen einige Erfahrungen gemacht habe, wodurch ich wieder zweifelhaft geworden bin.

§. 102. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Das Rammeln oder Laufen der Hasen geschieht der Regel nach im Februar und März und dauert bis im September. Wenn es von den Jahren 1790 bis 97 früher, schon im Ja-

Januar geschehen ist, so sind die auf einander folgenden lauen Winter und der fast allgemein eingeführte Kleebau daran schuld. Der gedeyhlige Klee erhält den Hasen sowohl bey Leibe, daß er früher den Begattungstrieb fühlt, als wenn er, wie sonst, seine Aesung nur spärlich findet. Dieß hat aber die auffallende Folge, daß die Vermehrung nicht stärker, sondern vielmehr geringer wird, indem die frischgesetzten Jungen fast allezeit verlohren gehen. Die Ramler schwärmen zur Begattungszeit allenthalben im Felde herum und ein Hase wird oft von drey, vier und mehrern verfolgt. Sie spüren ihn, wenn sie sie verlieren, auf der Erde durch den Geruch wie die Hunde nach. Es entstehen auch Kämpfe zwischen den Rivalen, wobey sie sich auf die Hinterläufe setzen und mit den vordern so lange schlagen und kratzen, bis der schwächste weicht. Die Mutter geht 30 bis 31 Tage und setzt ein bis fünf Jungen entweder in ein flach gegrabenes und mit ihren Haaren ausgefüttertes Nest, oder auch in einen Misthaufen, in abgefallenes Laub oder hohes Gras. Gewöhnlich geschieht der erste Satz im März mit ein oder zwey Jungen; der zweyte im Mai, der dritte im Julius, jedesmal mit drey bis fünf Jungen und zuweilen der vierte im September entweder mit einen oder zwey. Doch findet man auch noch im October und November Embryonen, welche Erscheinung die große Geilheit beyder Geschlechter zum Grunde hat. Sie werden sehend gebohren; die Mutter lockt sie mit einem eignen Klappern der Löffel zum Säugen, und verläßt sie längstens nach drey Wochen. Sie begatten sich den sechsten Tag nach den Setzen schon wieder, ja können sogar, wegen der doppelten Gebärmutter, überfruchtet werden, so daß man ausgewachsene und kaum erst empfangene Junge bey ihr antrifft *). Ob nun zwar aus diesen Umständen eine große Vermehrung der Hasen statt finden sollte, so geht doch selten das Jägersprichwort in Erfüllung: der Hase rückt selbander ins Feld und geht selb sechszehn wieder zu Holze. Weil ihrer theils bey den häufigen Kleeanbau durch die Sense verlohren gehen, theils diese Thiere mehr den Verfolgungen der Raubvögel und Raubthiere ausgesetzt sind, theils auch die Mutter aus übertriebener Geilheit nicht die gehörige Sorgfalt auf sie wendet; ja bey den Vater zuweilen selbst, wie bey den Kaninchen, der unnatürliche Appetit anwandelt, seine Kinder aufzufressen, oder todtzubeißen.

Die jungen sind an der Stirn gewöhnlich mit einem weißen sternförmigen Fleck bezeichnet, den sie oft das ganze Jahr behalten. Dieß weiße Blümchen soll, wie man versichert, ein sicheres Zeichen seyn, daß die Hasen mehrere Jungen in Einem Satze gebohren habe; nur bey einzeln gebohren soll es sich nie einfinden. Sie verlassen die Gegend nicht, wo sie gesetzt sind, leben aber einsam und jeder macht sich sein eigenes Lager. Im 15 Monaten sind sie völlig ausgewachsen und heißen in der Hälfte ihrer Größe halbwüchsig, weiterhin, wenn sie fast erwachsen sind, an einigen Orten Dreyläufer. Einen jungen Hasen kann man im Herbst und Winter von einen alten unter andern davon unterscheiden, daß bey erstern sich der Balg zwischen den Ohren leicht in die Höhe ziehen läßt, bey letztern aber am Schädel fest sitzt. Weiter ist der Balg der jungen Hasen allezeit hellerer, mehr weiß, als roth-

*) s. Goeze's europ. Faun. II. S. 344. wo diese Erscheinung weitläuftiger zergliedert ist.

rothgrau, die Seiten bloß gelbröthlich und der Unterleib weiß. Die im März gesetzten Hasen rammeln im Herbste noch und setzen gewöhnlich ein Junges.

Man kann die Jungen mit Milch aufziehen und sich an ihren Trommeln vergnügen, ja man hat sie schon an zahmen Katzen aufsäugen lassen.

Wegen der oben angegebenen Ueberschwängerung und der großen Geilheit des Thiers giebt es unter den Hasen viele Misgeburten, die zuweilen gar seltsame Gestalten geben, z. B. zweyköpfige, zweyleibige u. s. w. *).

§. 103. Feinde.

Ich kann nicht umhin diese Rubrik mit dem artigen Reime des Herrn von Wildungens in seinem Neujahrsgeschenk a. a. O. auszudrücken, weil er alle äußerlichen Feinde dieses Thiers enthält:

Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhus, Raben, Krähn,
Jeden Habicht, den wir sehn,
Elstern gar nicht zu vergessen,
Alles, alles will ihn fressen.

Daß Krähen und Elstern die jungen bloß angehen, giebt die Natur der Sache.

Innerlich ist er von mehreren Arten Bandwürmern, dem Blasenbandwurm von Trichuriden, Zwirn- und Egelwürmern besessen.

§. 104. Krankheiten.

Wenn viele Mehlthaue fallen, so bekommen sie die Leberfäule, und im Jahr 1789 fand man vor dem Thüringerwalde fast nicht einen, der nicht eine verdorbene Leber gehabt hätte. Es kommt auch zuweilen eine unerklärbare Seuche unter sie, die ganze Gegenden entvölkert. Einmal hat man die Ursache in auf Kohläcker gebrachten Gyps- und Kalkwasser entdeckt **).

Ihre übermäßige Hitze in der Begattungszeit macht, daß sie zuweilen mit drüsenartigen Geschwüren an der Lunge, dem Herzen, Rücken und den Geburtsgliedern besetzt sind. Dieß ist aber die Erscheinung nicht, welche die Jäger gewöhnlich die Franzosenkrankheit nennen, wo sich an der Leber eine Menge erbsengroßer Blasen finden, die die oben angegebenen Blasenbandwürmer enthalten, und wobey der Hase gesund ist.

§. 105. Jägerbeobachtungen.

Ein Buch könnte man davon schreiben, wie jeder weiß, der Hasenjagden mitgemacht hat; allein die meisten sind unbedeutend. Ich begnüge mich nur folgende mitzutheilen.

1. Um

*) s. Goeze und v. Wildungen a. a. O. **) Goeze a. a. O. S. 353.

1. Um in seinem Lager sicher zu seyn, hat die Natur den Hasen gelehrt, Hunden und Füchsen die Spur durch Wiedergänge und Absprünge zu verwirren, daß sie ihn weder durch die Nase, noch durch das Gesicht oder die Verfolgung seines Weges finden können. Wenn er nämlich aus dem Felde ins Holz nach seinem Lager zurückkehrt, so geht er, wie man im Winter sehr deutlich an seiner Spur bemerken kann, in einiger Entfernung in gerader Linie eine ganze Strecke vor seinem Lager vorbey, wendet sich dann auf dem nämlichen Wege wieder zurück, thut, wenn er ein wenig gegangen ist, nach der Seite, wo sein Lager sich befindet, etliche Sprünge, geht wieder etliche Schritte und springt wieder nach der Seite des Lagers ab, und dieß thut er noch etlichemal, bis er seinem Lager gerade gegenüber kömmt, wo er wieder etliche Sprünge zur Seite thut, und dann mit einem großen Sprunge sich in dasselbe stürzt *).

2. Zuviel alte Ramler sind einem Jagdreviere schädlich, weil sie die jüngern verdrängen, wodurch denn manche Häsin unbefruchtet bleibt, oder in andere Gegenden, wo mehr rüstige junge Ramler wohnen, auszuwandern bewogen wird **).

3. An vielen Orten hat man die Bemerkung gemacht, daß jetzt unter zehn erlegten Hasen kaum Eine Häsin zu seyn pflege. Ueberall findet man theils todte, theils sehr kranke und völlig ausgezehrte Setzhasen, deren Milchgefäße vereitert und brandig sind. Sicher eine Folge des seit einigen Jahren bemerkten frühzeitigen Rammelns, wo die alten die jungen verlieren, und die angehäufte Muttermilch und Kälte diese Erscheinung zu Wege bringt ***).

4. Vertiefte Gegenden, die von erhabenen umschlossen sind, ablaufende Seitenerhöhungen, abwechselnde Wiesen und Felder, einen mit Buschwerk besetzten Fluß und kleine Feldhölzer haben, sind den Hasen der angenehmste Aufenthalt. Ich kenne eine solche Gegend, wo jedes Jahr die Hasen fast alle weggeschossen werden, und die demohngeachtet jährlich die besten Hasenjagden hat.

5. Hunde oder Füchse weiß die alte Häsin sehr gut von ihren Jungen abzubringen, indem sie immer in einen solchen Trott vor ihnen hergeht, als wenn sie sich fangen lassen wolle; andere sagen, sie thue als wenn sie lahm wäre, allein dieß habe ich nie bemerken können.

6. Das sogenannte Männchenmachen, wo sie auf den Hinterläufen sitzen und die vordern in die Höhe an den Kopf legen, haben sie außer den Wieseln wohl mit keinen andern wilden Thieren gemein. Dieß thun sie nicht nur, wenn ihnen etwas unvermuthet aufstößt, sondern auch wenn sie bey Verfolgung sehen wollen, wo Jäger und Hund sich befinden. Dieß letztere heißt weidemännisch einen Kegelmachen, wo sie sich denn ganz ausstrecken.

7. An der Nase und hinter den Löffeln ist der Hase am empfindlichsten und er kann an diesen Theilen durch einen leichten Schlag getödtet werden.

8. Durch abgekochten Kohl, der sehr weit riecht, kann man ihn im Winter hinlocken, wohin man will.

9. Das

*) Tänzer der Diana hohe und niedere Jagdgeheimnisse I. S. 125. u. v. Mellin a. a. O.

**) v. Wildungen a. a. O.

***) v. Wildungen a. a. O.

9. Das verschiedene Halten im Lager hängt, wie die Erfahrung lehrt, von der Witterung ab. An feuchten, gelinden und windstillen Herbst- und Wintertagen halten sie vorzüglich, oft so, daß man auf einen Schritt an sie kommen, ja vor ihnen weggehen kann; bey kalten und trocknen Wetter hingegen, vorzüglich aber, wenn der Schnee knarrt, stehen sie zuweilen schon mehrere hundert Schritte weit auf. In Revieren, wo es viele Hasen giebt, folgen gewöhnlich alle dem zuerst aufgestandenen nach, und steigen auf, wenn sie ihn kaum sehen.

10. Wenn man einen Hasen auf dem Anstande im Sitzen schießen will, so darf man nur in der Entfernung, wo man ihn zu schießen wünscht, einen Bogen queer durch seinen Weg gehen, so wird er gewiß dieß wittern, und wenn er an die Stelle kommt, aufmerksam werden und sich bey dieser Bemerkung ein Weilchen aufhalten. Eben so kann man ihn auf den Anstande durch Nothlappen d. h. Stäbchen, an welchen ein Stück Papier flattert und die von einem Schützen zum andern oder im Winkel, wenn nur ein Schütze da ist, gesteckt sind, dahin bringen, wohin man will, denn er läuft gewiß nicht durch, sondern an diesen Stöckchen herauf oder herab.

§. 105. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Die Fährte oder Spur von allen vier Läufen hat, da er beständig einen gallopirenden Gang hat, die Gestalt eines Dreyecks, zwey Fährten stehen fast gegen einander über und weisen dahin, wohin er gegangen ist, und die andern beyden stehen nach und machen die Spitze des Dreyecks. Jenes sind aber nicht die Vorderfüße sondern die hintern, weil er allemal damit über jene hinschnellt. Je geschwinder er läuft, desto weiter stehen diese Spuren und umgekehrt.

Gewöhnlich geht die Hasenjagd den 1. Sept. an und dauert bis den 1. Febr., doch machen hier die Getraidefelder, da man jetzt den Bauer mehr als sonst zu schonen pflegt, immer Ausnahmen, so daß in unsern kalten Thüringen gewöhnlich der erste October herbey kommt, ehe es von der Obrigkeit erlaubt wird, im Felde zu jagen.

In andern Gegenden geht die Hasenjagd um Bartholomäus Tag (den 24. Aug.) schon auf, und noch in andern um Lampertustag (den 17. Sept.) und dauert bis Petri-Stuhlfeyer (den 22. Febr.) Dieser Schluß-Termin ist aber zu weit hinausgesetzt, weil auch bey den kältesten Winter jetzt *) schon im Februar die Hasen trächtig sind.

Herr von Wildungen **) giebt folgende Jagdmethoden an: Zu der weidmännischen Art die Hasen zu jagen gehört das Aufsuchen mit dem Hühnerhunde, der aber nicht zugleich Jagdhund seyn muß, die Jagd mit den eigentlichen Jagdhunden oder Bracken, das Treib- oder Klapperjagen, der Anstand und das Hetzen mit Windhunden. Zu den unweidmännischen: die Hasen-Parforce-

*) S. oben §. 106.

**) S. Neujahrsgeschenk a. a. O. S. 30.

force-Jagd, das Lappen, der Fang mit Garnen und das Nachttreiben. Zu der Aasjägerey: Alle Hasenjagden in der Setzzeit, der Fang mit Schlingen, das Aufpassen in Kohlgärten beym Mondschein und tiefen Schnee, das Erschlagen der jungen Hasen in den Kartoffelstücken u. s. w.

Nur wegen Leckerhaftigkeit der Menschen werden im Junius, Julius und August schon junge Märzhasen geschossen.

§. 106. Nutzen und Schaden.

Das Wildpret eines jungen Hasen ist zart, leicht verdaulich, nahrhaft und giebt bekanntlich sehr wohlschmeckende Braten u. a. m.

Der Balg ist im Winter am brauchbarsten. Gefärbt dient er zu allerley Pelzwerk. Vorzüglich braucht man die Haare zu Hüten und andern Fabrikstücken, als Strümpfen, Handschuhen, Beinkleidern rc. weswegen sie auch jetzt so sehr gesucht werden und theuer sind. Man liebt auch die Hasenbälge in Flußkrankheiten, da man sie an die kranken Theile des Körpers legt, und sie verhindern auch das Wundliegen. Wenn man, wie in Dalerne in Schweden ein Stück Hasenbalg auf die Brust bindet, so ziehen sich alle Flöhe darnach, die man alsdann entweder ausschütteln oder auslesen kann. Die abgehaarten Bälge nutzt gahr gemacht der Beutler, Schuhmacher, Siebmacher und man kocht auch Leim daraus.

Die Hinterläufe braucht der Goldschmidt zum Glätten, der Buchbinder zum Bestreichen, der Physiker zum Reiben des Elektrophors und jedermann als einen kleinen Besen. Der Hasensprung ein Knöchelchen am Hinterlaufe dient zu einem Pfeifenräumer, Ahle u. s. w.

Das Fett braucht man um Schwären und Geschwüre zu erweichen und Geschwulst zu vertreiben.

Den Schweiß (Blut) brauchen noch manche als Arzneymittel.

Der Schade in Kohlgärten, Baumgärten und am Getraide ist merklich, wenn man nicht auf Gegenmittel denkt. Wenn man um eine Pflanzschule herum Reife einsteckt, deren innere Seite alle 14 Tage mit Schweinefett und Schießpulver bestrichen wird, so gehen sie nicht leicht bey. Die frühzeitige Gerstensaat, der sie vorzüglich nachgehen, und andere Feldfrüchte kann man dadurch schützen, daß man alle 20 Schritte ein oben aufgerichtetes Holz hinein steckt, in welches man ein in Franzosenöhl eingetauchtes und oben mit einer Eyerschaale gegen den Regen bedecktes Läppchen zwängt, und das Läppchen alle 14 Tage anfrischt, bis die Saat oder andere Gewächse den Hasen entrissen sind.

§. 107. Jägersprache.

Die Ohren heißen — Löffel. Die Augen bey einigen — Seher.

Die Füße — Läufe, die hintern noch insbesondere — Sprünge.

Der Schwanz — Blume, Federlein.

Die Haare — Wolle.

Die Nahrung — Aesung.

Der Hase nimmt seine Weide oder äset sich.

Wo er sitzt — Lager.

Statt Fährte sagen einige lieber Spur, wie von Füchsen, Mardern und von allen Thieren, so nicht zum Edelwildpret gehören.

Er rückt oder fährt ins Feld oder Holz.

Er wird aufgestoßen oder aufgestochen, wenn er durch Jäger oder Hunde aus dem Lager getrieben wird.

Er wird gehetzt.

Er wird von Hunden z. B. Windhunden gerahmt, wenn ihm die Hunde so nahe kommen, daß sie zugreifen, ihn aber durch eine Wendung, die er macht, verfehlen.

Er wird von ihnen gegriffen, weggenommen oder gefangen.

Er schreyt, wird erwürgt.

Er wird genickt, mit der flachen Hand ins Genick geschlagen.

Er sitzt oder drückt sich im Lager.

Er lagert sich im Lager und erhebt sich aus dem Lager.

Er geht schnell — läuft nicht.

Er setzt, statt bringt Junge.

Er läuft oder rammelt, statt begattet sich.

Er ist ein Dreyläufer um Bartholomäi vom ersten Satz.

Er ist fett, nicht feist.

Er ist gut oder schlecht, nicht dick oder mager.

Er springt über Zeuch oder über Gräben und Wege.

Man wirft oder weidet ihn aus, wie andres kleine Wild, nicht bricht ihn auf.

Er wird gestreift, abgestreift oder ausgezogen, wie der Fuchs, Marder u. a. m. nicht zerwirkt.

Einhäsen heißt, wenn man bey einem geschossenen Hasen, auch Rehe, Fuchs u. a. m. den einen Hinterlauf durch des andern durchschnittene Flechsen steckt.

Neun-

Neuntes Kapitel.

Vom veränderlichen Hasen. Nr. 9.

§. 108. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Man nennt diesen Hasen auch Nordischen, weißen, Alpen- Stein- und Schneehasen.

Lepus variabilis. Gmelin Lin. I. p. 161. n. 6.
Der veränderliche Hase. v. Schrebers Säugeth. IV. 885. t. 235. B.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 335. Nr. 232.
— Pennants Art. Zool. (übers. v. Zimmermann) I. S. 95. Nr. 45.
— Uebers. v. Büffons vierf. Thieren durch Martini III. S. 166.
Weißer Hase. Jetze Beytr. über den weißen Hasen in Livland. Lübeck 1749. 8.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 543. Nr. 6.
The variabile Hare. Pennant hist. of Quadr. II. 100. tab. LXIX. fig. 1.
Uebers. von Bechstein II. S. 422. Nr. 300.

§. 109. Classification.

Mit dem vorhergehenden einerley.

§. 110. Kennzeichen der Art.

Die Ohren oder Löffel sind kürzer als der Kopf und an der Spitze schwarz; der Körper im Winter ganz weiß; der Schwanz oder die Blume kurz, und Sommer und Winter weiß.

§. 111. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Naturforscher hielten sonst diesen Hasen mit dem vorhergehenden für einerley, und bloß für eine Varietät desselben, die in kalten Gegenden des Winters weiß würde, wie das Wiesel. Neuere und genauere Beobachtungen aber haben gelehrt, daß er nicht bloß an Größe, Gestalt und Sitten abweicht, sondern auch darin sich als ein besonderes Thier zeigt, daß er sich in Gegenden, wo der gemeine und dieser beysammen wohnen, wie in Schottland, nicht mit diesen vereinigt, noch vielweniger sich mit ihm begattet.

Seine Geschichte ist freylich noch nicht so vollständig, wie die vom gemeinen Hasen, da er dem gewöhnlichen Blick des Naturforschers so weit entrückt ist, und die Jäger auf den hohen Gebirgen Deutschlands noch nicht einmal ans Beobachten gewöhnt sind, geschweige denn die in den hohen nördlichen Ländern Europens.

Was bekannt ist, besteht in folgenden.

Der veränderliche Hase hält gewöhnlich in Ansehung seiner Größe das Mittel zwischen dem gemeinen Hasen und dem wilden Kaninchen, und nur in Amerika auf Hudsonsbay ist er so groß als unser gemeiner.

Die Gestalt ist im allgemeinen wie bey diesem, nur sind die Gliedmaßen kleiner.

Das Haar ist sanft, im Sommer von einer weißgrauen mit schwarz und rothgelb gemischten Farbe; der Kopf röthlich grau; der Nacken braungrau; die Seiten nach und nach weißgrau, und der Bauch grauweiß; die Blume ist ganz weiß, sogar im Sommer; die Fußsohlen dicht mit Haaren besetzt und schwarz, in Sibirien, wo diese Thiere einen doppelt dicken Pelz haben, gelb; die Löffel kürzer als an dem gemeinen, und die Ränder und Spizzen desselben Sommer und Winter schwarz; die Läufe sehr dünn. Im Winter wird die Farbe schneeweiß, und dieser Farbenwechsel geschieht gewöhnlich im April und September. Freylich wirkt auf diese Farbenänderung das Clima erstaunlich, so daß sie in Grönland das ganze Jahr durch, und in Lappland zehn Monate des Jahrs weiß sind, die zwey heißesten Sommermonate aber die falbe Farbe anlegen.

Das Gewicht ist sechs und ein halb Pfund, und sie werden sehr fett.

In ihren Sitten weichen sie sehr ab, worunter die auffallendste Erscheinung diese ist, daß sie, wo es ihrer viel giebt, heerdenweise leben. In Sibirien verlassen sie die hohen Gebirge, welche die südliche Gränze dieses Landes ausmachen, sammlen sich in unüberzählbare Schaaren und ziehen in die fruchtbaren Ebenen und waldigen nördlichen Gegenden. Neben der Tunguska hat man nämlich Heerden von 500 — 600 Stück schneeweiße Hasen angetroffen, die sich im wandernden Zustande befanden; alle Frühjahr ziehen sie in noch größern Heerden gegen Süden, und wenn die Tunguska wieder zugefroren ist, so wandern sie zurück gegen Norden.

§. 112. Verbreitung und Aufenthalt.

Die kältesten und gewöhnlich die höchsten Gegenden in Europa und Asien, Schottland, Norwegen, Lappland, von Livland an die nordöstlichen Theile von Rußland und Sibirien und die Ufer der Wolga. In Deutschland trifft man sie auf den Salzburgischen und Tyrolischen und andern südlichen Alpen an, auch in der Schweiz. In Amerika findet man sie in Hudsonsbay, Canada und Neuland. Sie können nicht geschwind laufen und halten sich gern in Felsenritzen auf.

§. 113. Nahrung.

Davon ist wenig bekannt. Sie äsen sich von den Alpengräsern und Kräutern; in Grönland von den daselbst wachsenden weißen Moos; im Winter fast allenthalben von Birkenknospen u. s. f.

Wenn

Wenn man sie zähmt, welches gar leicht geschieht, so genießen sie alles, was man ihnen vorlegt, Confect u. d. gl. Ehe ein Sturm kommt, fressen sie ihren eigenen Unrath.

Es sind kurzweilige Stubenthiere. Auch bey der Stubenwärme verwandeln sie ihre Farbe.

§. 114. Fortpflanzung.

Man sagt, sie setzten des Jahrs nur einmal zwey Junge.

§. 115. Jagd.

In Deutschland schießt man sie auf dem Anstande und bey andern Jagden, wenn man sie bey guten Balge im Herbst und Winter antrifft.

In andern Gegenden schießt und fängt man sie auf verschiedene Weise. In Lappland werden sie besonders in den Gegenden ihres Aufenthalts in einer Art von Netzen, die aus Seilen und Stricken bestehen und auf der Erde ausgespannt werden, gefangen, worin sie sich, wenn sie in den Gebüschen herum streifen, verwickeln.

§. 116. Nutzen.

Das Wildpret ist unschmackhaft, besonders im Winterbalg; doch essen es die Grönländer gekocht, und das im Magen befindliche Futter roh. Ihr Unrath giebt ihnen Dachte für die Lampen, und der weiche warme Pelz Kleider für ihre Kinder.

Die weißen Winterbälge sind wie bekannt, ein vortreffliches Pelzwerk, mit welchen die Russen allenthalben hin, selbst nach China großen Handel treiben.

Zehntes Kapitel.

Vom wilden Kaninchen. Nr. 10.

§. 117. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Sie heißen auch Murkchen, Küllen, Canikel und das Männchen Ramler, Bock.

Lepus Cuniculus. Gmelin Lin. I. p. 163. n. 2.
Le Lepin sauvage. Buffon hist. nat. VI. 303. T. 50. 51. Ed. de Deuxp. II. T. 4. Fig. 2. Uebers. von Martini III. 206. T. 52.
Das wilde Kaninchen. v. Schrebers Säugeth. IV. 891. Taf. 236. A.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 214. II 337. Nr. 224.
— v. Mellins Anweis. zur Anl. einer Wildb. 188. m. e. Fig. 192. die Fährten.

Bech-

— Bechsteins N. G. Deutschlands I. 545. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S 47.
— Goeze's Europ. Fauna. II. 366.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 10.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 103.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 548. Nr. 2.
The Rabbet. Pennant hist. of. Quadr. II. 103. n. 15. Uebers. von Bechstein. II. S. 421. n. 302.

§. 118. Classification.

Wie bey den vorhergehenden beyden.

§. 119. Kennzeichen der Art.

Die Ohren oder Löffel sind dünnbehaart, an den Spitzen schwarz; der kurze Schwanz oder die Blume von der Farbe des Körpers; von den mehr an den Leib gezogenen Läufen die hintern kürzer als der Körper.

§. 120. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Körperlänge beträgt anderthalb Fuß; der Blume zwey und einen halben Zoll; die Höhe sechs Zoll und die Schwere vier bis fünf Pfund. Das Weibchen ist allezeit größer und stärker. Die Farbe überhaupt ist röthlichgrau; der Grund nämlich weißlich aschgrau, die Mitte schwärzlich und das Ende falb oder gelblich. Dieß giebt jene Farbe. An den Seiten wird die Rückenfarbe heller und an den untern Theilen weißlich. Eben so wie beym Hasen ist der Balg mit doppelten Haaren, kurzen wolligen, feinen, und stärkern längern besetzt.

So groß die Aehnlichkeit dieser Thiere mit den Hasen ist, so feindselig leben sie mit ihnen, und wenn man sie einsperrt, so verfolgen sie sich gewöhnlich so lange, bis ein Theil davon stirbt. Man will bemerkt haben, daß dann gewöhnlich der Hase weichen muß.

So wie die von ihnen stammenden zahmen Kaninchen geben sie durch Klatschen mit den Hinterläufen ein Warnungszeichen. Sie sind listiger als die Hasen, können hingegen auch nicht so geschwind laufen; im Anfange laufen sie zwar weit schneller, allein in der Folge können sie es nicht aushalten, und jeder gute Hühnerhund ist im Stande sie auf freyem Felde, wenn sie nicht in einen Bau flüchten können, einzuholen. Im Anfange ihres Laufes sind sie daher auch schwerer zu schießen als die Hasen, besonders weil sie nicht in gerader Linie, sondern mehrentheils im Zickzack laufen.

Wenn sie in Gefahr sind, schreyen sie nicht wie die Hasen, sondern pfeifen hell.

Ihre Vermehrung ist mit der des Hasen in gar keine Vergleichung zu stellen, s. unten. §. 121.

§. 121. Verbreitung und Aufenthalt.

Es scheint als wenn bloß das südliche Europa und zwar das alte Griechenland und Spanien das ursprüngliche Europäische Vaterland der Kaninchen sey, von da sie zuerst nach Italien und Frankreich und dann in die andern Gegenden, in Deutschland u. s. f. sind verbreitet worden. In kalten Ländern, z. B. in Schweden und in den übrigen nordischen Reichen, halten sie im Freyen nicht aus. Dagegen trifft man sie in den höchsten Gegenden von Asien und Afrika an. Nach Amerika sind sie erst von Europa aus verpflanzt worden, haben sich aber in den südlichen Theilen desselben außerordentlich vermehrt.

Sie halten sich mehr in als außer der Erde auf. Sie graben sich nämlich mit ihren weißen langen scharfen Nägeln an den Zehen der Vorderfüße Höhlen oder Baue in die Erde, die ihnen zur sichern Wohnung dienen. Diese sind winklich mit verschiedenen Ausgängen oder Röhren versehen, und man findet sie in bergigen Gegenden in mancherley, sogar steinigen Boden, in Ebenen aber mehr und vorzüglich, wo es sandig ist. Ob sie sich gleich in Gesellschaft zusammen halten, so hat doch jedes Paar oder vielmehr jedes Thier seine eigne Wohnung, die so bequem als möglich eingerichtet ist. In derselben befindet sich am Ende allezeit eine Kammer, deren Eingang so enge ist, daß ihnen der Fuchs, ihr Erbfeind, nicht nachkriechen kann, obgleich die Ein- und Ausgänge durch das häufige Ein- und Ausschlüpfen oft weit genug sind, daß er dieselben durchkriechen kann. Das Weibchen gräbt sich in einem solchen Bau eine eigene geräumige Kammer, welche ihr Wochenbett wird. Zuweilen verstopfen sie die Oeffnungen des Baues, wenn sie ausgehen, daß man sie nicht finden kann; und wenn sie an einem Orte Gefahr bemerken, so verlassen sie denselben; und wenn eine Familie auszuwandern anfängt, so folgen die andern alle nach. Gewöhnlich gehen sie des Abends, so bald der Abendstern aufgegangen ist, aus dem Bau, setzen sich oben auf denselben, sehen sich munter nach allen Gegenden um, um zu bemerken, ob es auch zum Ausgehen sicher sey.

§. 122. Nahrung.

Diese ist mit der des Hasen fast einerley und besteht in Gras, Kräutern, Klee, Kohl, grünen und reifen Getreide und Rüben von aller Art, denen sie nachgraben. Im Winter scharren sie die Saat auf, fressen die Knospen der Sträucher und schälen die junge Schale von diesen und den Bäumen ab. Wacholdersträuche scheinen ihre angenehmste und zuträglichste Nahrung zu seyn, daher sie sich auch in bergigen Gegenden, wo diese wachsen, am liebsten aufhalten.

§. 123. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Man behauptet, aber wohl mit Unrecht, daß diese Thiere in Monogamie leben. Im Februar und März ist die Rammelzeit, alsdann setzt das Weibchen fast alle vier Wochen bis

zum October vier bis sechs, auch wohl bis zwölf Junge, welche neun Tage blind sind und vierzehn Tage in ihrer Höhle auf dem aus Gras und Mutterwolle bestehenden Wochenbette bleiben. Ob sie sich gleich nicht wie der Setzhase überschwängern läßt, so wird sie doch gleich nach der Geburt der Jungen wieder trächtig, und kann durch ihre überschwengliche Vermehrungskraft in einigen Jahren eine Bevölkerung von etlichen Tausenden zu Wege bringen. Man sieht daher oft mit Verdruß, daß sich eine Colonie von vier bis sechs Stücken, denen man ein kleines Gebiet anwieß, in etlichen Jahren durch ihr beständiges Fortwühlen meilenweit ausgebreitet hat. Daher es denn auch gewöhnlich ist, daß man ihnen gern ein mit Wasser umgebenes Stück Land eingiebt, wodurch sie in den vorgeschriebenen Gränzen bleiben müssen. So lange die Jungen im Baue sind, pflegt die Mutter beym Ausgehen die Oeffnung sorgfältig mit Erde zu verstopfen, die sie mit ihren eignen Harn benetzt. Sobald sie auslaufen, bezeigt sich der Vater sehr zärtlich gegen sie. Er soll sie zwischen die Pfoten nehmen, ihnen die Augen lecken, und sie sehr freundlich streicheln. Doch soll es auch, wie unter der zahmen Rasse solche Rabenväter unter ihnen geben, die sie auffressen, wenn sie sie noch im Neste antreffen. Im achten Monate sind die Jungen schon zur Fortpflanzung tüchtig und im zwölften völlig ausgewachsen.

In warmen Ländern ist ihre Vermehrung ungeheuer, denn da hecken sie des Jahrs wohl siebenmal und werfen meist acht Junge, und ein einziges Paar ist im Stande, da sie sich dann im fünften Monate schon wieder vermehren, in vier Jahren eine Population von einer Million, zweyhundert und vier und siebenzig Tausend acht hundert und vierzig Kaninchen hervorzubringen *).

§. 124. Feinde.

Hunde, Marder, Iltisse, Wiesel, Kolkraben, Rabenkrähen und mehrere Raubvögel sind ihre Feinde.

Das Frettchen ist mit angebohrner Raub- und Rachsucht gegen sie erfüllt.

Von Eingeweidewürmern hat man bis jetzt bloß die lanzetförmigen Bandwürmer in ihnen entdeckt.

Die Krebse giebt man auch als Feinde an, indem man bemerkt hat, daß die Kaninchen, wenn einer in ihren Bau gekrochen ist, herausgekommen sind, und in vorgestellten Netzen haben können gefangen werden. Ob dieß Krebsiren aber immer probat seyn möchte, daran zweifle ich fast.

§. 125. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Die Spur ist der Hasenspur ähnlich, nur weit kleiner.

Da sie ein sehr scharfes Gehör und feinen Geruch haben, so kann man ihnen mit der Flinte nicht leicht beykommen, und man muß daher auf dem Anstande aufmerksam auf sich

*) Pennant a. a. O.

sich und die Luft seyn. Vor dem Vorsteher-Hund kann man sie auch schießen, wenn sie auf dem Felde, vorzüglich auf Kleestücken sind. Sonst muß man ihnen in ihrem Bau beyzukommen suchen, und dieß geschieht durch kleine Dachshunde, besonders aber Frettchen. Diese Jagd heißt das Frettiren. Man umstellt nämlich mit dem Hasengarn die Gegend des Baues, oder bedeckt mit einem Haubennetze eine Oeffnung und verstopft die übrigen Gänge, läßt das Frettchen mit einer kleinen Schelle am Halsband und mit durch ein Kettchen verschlossenen Munde zur Verhütung des Mordens hinein, und die Kaninchen flüchten gleich, wenn sie ihren Feind durch irgend einen Sinn bemerken, rennen in das aufgestellte Garn und man schießt oder schlägt sie in demselben todt oder fängt sie lebendig. Eben so ist die Jagd mit Dachshunden, wo die Baue weit genug sind.

Das Fangen in eisernen Fallen und in Schlingen vor ihrer Wohnung ist nicht ächt weidmännisch und nur zur bezielten Ausrottung dieser schädlichen Thiere anwendbar.

§. 126. Nutzen und Schaden.

Das Fleisch oder Wildprett ist süßer als vom Hasen fast wie Hühnerfleisch, gebraten zu trocken, aber desto besser gekocht mit einer sauern Brühe.

Der Balg ist ein brauchbares Pelzwerk, vorzüglich zu Unterfutter. Die Haare allein geben feine Hüte, und mit Seide versetzt schöne Strümpfe und Handschuhe.

Wegen ihrer großen Vermehrung werden sie in manchen Gegenden für den Landbau sehr nachtheilig, daher man auch auf ihre Verminderung, wo man ihre Ohren einliefert, appartes Schießgeld, wie für Raubzeug bezahlt. In den ältern Zeiten waren sie auf den Balearischen Inseln Majorka und Minorka so zahlreich geworden, daß sich die Einwohner genöthigt sahen, eine Gesandschaft an den Kaiser August zu schicken, um ihnen durch militairische Hülfe gegen diese lästigen Creaturen beyzustehen.

Da sich einmal in Frankreich die Kaninchen so ungeheuer vermehrt hatten, so fiel man darauf zu berechnen, daß ein Kaninchen, das ohngefähr auf 12 Sous zu schätzen sey, durch den Schaden, den man an Wühlen und Aesung den Feldern und in Weingärten erlitte, wenigstens 1 Louisd'or zu unterhalten koste, und daß sie den Besitzern einträglicher Grundstücke noch theurer kämen. Der Prinz von Conde' ließ sie also in seiner Provinz alle ausrotten, denn er hatte berechnet, daß die Menge dieser Thiere die Einkünfte seiner Ländereyen um die Hälfte vermindert hatte *).

§. 127. Jägersprache.

Wie beym Hasen.

*) Krünitz öcon. Encyclop. XXIV. 154.

Eilftes Kapitel.

Vom Wolf. Nr. 11.

§. 128. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch gemeiner Wolf und Wolfshund, welcher letztere Name aber eigentlich dem in Nordamerika gezähmten Wolfe, dessen man sich wie bey uns des Hundes bedient, nur daß er nicht so gelehrig und geschickt ist, zukommt. Das Weibchen heißt Wölfin.

Canis Lupus. Gmelin Lin. I. 1. p. 70. n. 2.
Le Loup. Buffon hist. nat. VII. 39. T. 6. Ed. de-Deuxp. II. T. 5. f. 1. Uebers. v. Martini IV. 57. XV. 93.
Der Wolf. v. Schrebers Säugethiere. III. 346. Taf. 88.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 148. II. 234.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 223. Taf. 3. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 18.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 135.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 14.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 106. II. 110. m. e. Fig. und mit der Fährte.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 180.
The Wolf. Pennant's hist. of Quadr. I. 248. Uebers. v. Bechstein I. S. 261.
Ridingers jagdbare Thiere. Taf. 8. Dessen wilde Thiere. Taf. 21.
Dessen kleine Thiere. Taf. 68 bis 70.

§. 129. Classification.

Nach Linne' gehört er in die dritte Ordnung unter die Raubthiere (S. 30.), nach Blumenbach in die siebente Ordnung (S. 32.) unter die größern reißenden Thiere und nach meiner verbesserten Pennantschen Eintheilung in die zweyte Ordnung zweyten Abschnitt unter die Raubthiere (S. 33.) und in allen unter die Gattung: Hund (S. 76.).

§. 131. Kennzeichen der Art.

Der Kopf ist dick; die Schnauze gestreckt und spitzig; die Oeffnung der Augenlieder schiefer als beym Hund; die Ohren sind kurz; die Beine lang; der Schwanz langhaarig und zwischen die Hinterbeine gezogen.

§. 131. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Länge des Körpers ist drey und einen halben Fuß bis vier Fuß; die Höhe zwey und ein halb bis drey Fuß und der Schwanz oder die Ruthe anderthalb Fuß auch etwas drüber lang; das Gewicht 70 — 90 Pfund *).

Der Körperbau ist fast wie beym Schäferhunde; der Hinterkopf aber sehr dick, und besonders an den Seiten mit sehr starken Fleischmuskeln besetzt; von den Augen an läuft die Schnauze wie beym Fuchs auf einmal spitzig zu; die Augen sind schief liegend, klein und braun, und funkeln im Dunkeln; die Ohren kurz, zugespitzt und aufrechtstehend; der Rachen bis fast an die Ohren gespalten; die Zunge lang und rauh; in demselben stehen wie beym Hunde sechs gelappte Vorderzähne, vier einzelne große Eckzähne, und auf jeder Seite sechs zackige Backenzähne; der Hals ist mittelmäßig lang und sehr stark; der Schwanz wie beym Fuchs, nur nach Verhältniß über der Mitte etwas dicker, überhaupt nicht so zottig, sondern mehr dicht behaart, er trägt ihn entweder gerade herabhängend oder mit der Spitze zwischen die Hinterbeine eingezogen; die Beine oder Läufe sind lang und stark, besonders die Füße sehr stark und mit geraden stumpfen Klauen besetzt. Die Farbe ist im Ganzen Wolfsgrau, d. h. fuchsgelb und an den obern Theilen schwarz überlaufen, welches diese Farbe macht. Manche haben einen zottigen Balg, gewöhnlich aber sind sie nur am Unterleibe und an den Hinterkeulen vorzüglich langhaarig. An allen aber sind die Halshaare lang und in die Höhe stehend, besonders an den Seiten. Die Kürschner machen einen großen Unterschied unter den langhaarigen und kurzhaarigen Bälgen und sagen jenes seyen Polnische und dieses Böhmische Wölfe. Genauer sind die Farben so: die Einfassung des Rachens gelblichweiß; die Bartborsten auf jeder Seite der obern Kinnlade schwarz; die Schnauze bis zu den Augen fuchsroth; von da der Kopf bis hinter die Ohren gries d. h. weißlich, schwarz und grau gemischt; die Backen gelblich; die Ohren auswendig fuchsroth mit einzelnen schwarzen Haarspitzen, inwendig gelblich weiß; die Grundwolle am ganzen Leibe aschgrau; am Oberleibe die Mitte der Haare fuchsgelb, die Spitzen schwarz, daher diese Theile das wolfsgraue Ansehen bekommen; die Seiten fuchsroth mit weiß gemischt; der Unterleib fuchsgelb; die auswendige Seite der Hinter- und Vorderbeine fuchsroth, letztere vorn schwarz überlaufen, die inwendige Seite der Beine gelblichweiß.

Er wechselt im Sommer und Winter seine Farbe, so daß er statt seiner vorhin angegebenen schwarzgrauen Winterfarbe am Oberleibe im Sommer rothgrau, und nicht so dicht und lang behaart ist.

Die Wölfin hat einen spitzigern Kopf und dünnern Schwanz, ist niedriger und schwächer.

Beyde haben einen allen Thieren unausstehlichen Geruch, der dem Fuchsgeruch ähnlich, nur weit stärker ist. Man kann ihn lange nicht von den Händen bekommen, wenn man einen Wolf gestreift hat. Geruch, Gehör und Gesicht sind fast schärfer als beym Hun-

*) Von letzterer Größe und Schwere war der im Winter 1798 im Thüringerwalde erlegte.

Hunde. Der letztere, welcher in Thüringen gefangen wurde witterte etliche hunderte Schritte weit das Gescheide, das auf einen Tellereisem lag, gieng gerade von seinem Wege ab und drauf los, fieng sich, und wurde nachher, da er mit dem Eisen durchgieng, todt geschossen. Seine größte Stärke besitzt er in den Vordertheilen des Körpers, im Halse und in den Kinnbackenmuskeln, wodurch er im Stande ist mit einem Hammel im Rachen ohne anzustoßen ziemlich schnell davon zu laufen. Von Natur ist er ungeschickt und furchtsam, und nur die Noth macht ihn verschlagen und beherzt. Er flieht die Gesellschafft seines Gleichen und Wolf und Wölfin haben bloß zur Begattungszeit Umgang mit einander. Nur die Noth verbindet sie zuweilen im Winter in Gesellschafft auf Raub auszugehen. Bellen können sie nicht, aber desto gräßlicher, wie die Hunde, heulen. Ihre Gefräßigkeit zeichnet sie vor allen andern deutschen Thieren aus, so daß man vorgiebt, Einer könne ein Reh, Hirschkalb und zwey Schafe auf einmal verzehren, hernach aber auch wieder lange Zeit Hunger leiden.

§. 132. Verbreitung und Aufenthalt.

Der Wolf ist über die ganze Erde verbreitet. In der alten Welt fängt er am Polarzirkel an, wo er wenigstens im Winter weiß ist, geht durch ganz Europa und Sibirien fort nach China und Persien. In Afrika findet man ihn in Aegypten, Kongo, Abyssinien, und eine sehr große Rasse am Senegal und Vorgebirge der guten Hoffnung. In Nordamerika sind sie häufig. In Deutschland hat man diese grimmigen Raubthiere fast gänzlich ausgerottet; doch giebt es in den Gegenden nach der Schweiz zu, im Oesterreichischen, in Böhmen, Schlesien noch einzelne, von wo aus sie auch zuweilen ins mittlere Deutschland sich verlieren. Seit 1780 wurden in Thüringen 4 geschossen, mehrere aber gespürt.

Der Nahrung halber ist ihr Aufenthalt unbeständig. Sie lieben vorzüglich düstere Wälder, Dickige, Brüche mit morastigen und trocknen Stellen, in welchen sie sich am Tage verbergen. Hier begatten sie sich auch und bringen die Junge zur Welt.

§. 133. Nahrung.

Der Wolf muß als ein fast von allen Thieren gefürchtetes Raubthier in den cultivirten Gegenden von Europa sich seine Nahrung, besonders im Winter mit vieler Mühe und weiten Reisen verschaffen. Seine hauptsächlichen Speisen sind Rothwild, Rehe, Schweine, Schafe, Ziegen, Rindvieh, Pferde und Hunde; doch frißt er auch, in Ermangelung dieser, Hasen, Kaninchen, Hamster, Feldratten, Maulwürfe und Mäuse, Gänse, Enten und vom Waldgeflügel, was er belauschen kann. Geräth er in eine Heerde Schafe, so würgt er erst mehrere, ehe er eins nimmt und fortschleppt; vielleicht um sich einen Vorrath zu verschaffen, den er nach und nach abzuholen gedenkt. In strengen Wintern geht er auch auf's Aas, das er, wie ich selbst aus Erfahrung weiß, mehr als eine halbe Meile weit wittert. Da im Win-

Winter seine Begattungszeit eintritt, so jagt er oft in Gesellschafft seines Weibchens; ist aber die Noth so groß, so ziehen sich auch ganze Rotten mit einem gräßlichen Geheul zusammen und gehen auf die Jagd aus. Alsdann verläßt ihn auch seine gewöhnliche Furchtsamkeit. Da er sonst gewöhnlich des Nachts seinem Raube nachgeht, so sieht man ihn auch am Tage auf den Luderplätzen *). Er gräbt sich in Ställe, holt die Hunde von der Kette, die Kinder aus den Hütten, und fällt die Menschen, die kein für ihm schreckbares Verscheuchungsmittel bey sich haben, auf der Straße, ja in Dörfern selbst an.

Man findet in ihrem Unrath auch Graß, daher sie wohl wie die Hunde dieß gleichfalls vorzüglich zur Einwickelung der Knochensplitter fressen.

§. 134. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattung oder Rollzeit soll um Weyhnachten anfangen und bis in die Mitte des Februars dauern; doch ist jedes Paar nur vierzehn Tage hitzig. Bey der Begattung hängen sie, wegen des knochenartigen Wulstes der Ruthe eine Zeitlang zusammen, wie die Hunde. Man sagt die Wölfin sey neun bis vierzehn Wochen trächtig, welche Verschiedenheit aber wohl ein Irrthum der Beobachter ist; wahrscheinlich trägt sie, wie der Hund, neun bis zehn Wochen, so wie die Ranzzeit auch wohl hauptsächlich im Februar fällt, und die im Jänner bloß in gelinden Wintern statt findet. In einsamen düstern Wäldern werden die Jungen an der Zahl drey bis acht, doch auch neun bis zwölf in einen sehr dichten Busch, in einer alten Höhle unter Baumwurzeln, unter ein Ufer oder auch in einem vergrösserten Dachs- und Fuchsbaue auf weichem Moose gebohren. Sie sollen einer alten, aber freylich falschen Sage nach, mehrentheils weiblichen Geschlechts seyn, bleiben 10 Tage blind, und werden, bis sie laufen können, sechs bis acht Wochen und länger gesäugt, und gegen die Freßbegierde des Vaters von der Mutter sorgfältig verwahrt. Sie trägt sie auch, wie die Füchsin, wenn sie in ihrer Abwesenheit die Witterung von Menschen bey ihnen bemerkt, am Halse von einem Orte zum andern. Sie sind von weißröthlicher Farbe, bleiben bey der Mutter, bis sie sich wieder begattet, und sind nach zwey Jahren ausgewachsen und zur Selbstfortpflanzung tüchtig. Bekommt man junge Wölfe noch blind, so kann man sie an Hündinnen legen und säugen lassen; diese werden dann ziemlich zahm, doch zeigen sie immer Tücke und Mißtrauen. Alte lassen sich fast gar nicht so zähmen, daß man sie herum laufen lassen könnte.

So feindselig Hunde und Wölfe sonst gegen einander sind, so hat man doch mehrere Beyspiele, daß sie nicht bloß gezähmt sich mit einander belaufen, sondern auch im Freyem sich aufgesucht haben. Man weiß sogar, daß die Bastarten davon fruchtbar sind **).

§. 135.

*) Der, welcher im Winter 1798 den 1sten Januar auf den Tabarzer Revier angeschossen war, stund des andern Tages, da wir ihn verfolgten, eine halbe Stunde vom Anschuß auf dem Anger und fraß von einem Pferdeaas.

**) s. Lichtenbergs und Voigts Magazin für das Neueste aus der Physik V, 2. S. 186. Pallas nord. Beytr. I, 154. Naturforscher. XV. 23.

Man setzt die Lebensdauer eines Wolfes auf 15 bis 20 Jahre.

§. 135. Krankheiten.

Die Wölfe werden auch in der Freyheit mit der Räude und Tollheit befallen. Der Biß eines wüthenden Wolfes soll ohne Rettung tödlich seyn. Der Jäger erkennt einen solchen an der hin und herwankenden unregelmäßigen Fährte.

§. 136. Feinde.

Sie fressen sich einander selbst auf. Ausserdem geht sie vorzüglich der sogenannte Wolffänger oder große französische Schafhund an. Kleinere Hunde schaudern vor ihnen und laufen davon.

Die Nattern, welche man in ihnen gefunden haben will, sind Spulwürmer. Diese trifft man auch zuweilen in den Nieren, wie beym Steinmarder *) an, wo eben der abergläubische Sitz jener vorgeblichen Nattern war. Ich habe mehrere breit und langgliedrige Bandwürmer in ihren dünnen Eingeweiden gefunden. Außerdem sollen sie die gelben Hundeflöhe zuweilen in solcher Menge heimsuchen, daß sie die Räude davon bekommen.

§ 137. Jägerbeobachtungen.

1. Wenn der Wolf zur Zeit des Hungers genöthigt ist in Gesellschafft seines Weibchens zu jagen, so suchen sie die Wechsel auf, und ein Gatte jagt dem andern den Raub zu. Sind ihrer eine ganze Rotte, so ziehen sie ebenfalls auf die Wechsel der Thiere, vertheilen sich und treiben sie sich einander zu.

2. Der Wolf soll das Thier, daß er gefangen hat, nicht auf der Stelle verzehren, sondern alleit an einen andern Platz schleppen und so legen, daß der Kopf gegen Morgen und der Schwanz gegen Abend steht. Man behauptet für gewiß, daß man fast alle Skelette so liegend finde.

3. In wolfsreichen Gegenden ist der Wolf da zu suchen, wo die Krähen schreyen, die ihnen immer verfolgen.

4. Wenn ein Stück Wild zerrissen ist, und es hat es ein Wolf gethan, so liegt gewöhnlich seine Losung dabey. Er frißt sich nämlich immer so satt, daß er den Leib auf der Stelle mehr als einmal leeren muß.

5. Der Wolf fängt wie die Packerhunde gewöhnlich an der Kehle, wodurch dem Thiere sogleich der Athem benommen wird, und es dann mit leichter Mühe gewürgt werden kann.

§. 138.

*) Ein solcher 1 1/2 Ellen lange Eingeweidewurm, der sich in die rechte Niere eines auf dem Stutzhäuser Reviere im Gothaischen geschossenen, 88 Pfund schweren Wolfes befand, ist in der herzogl. Kunstkammer zu Gotha im Spiritus zu sehen.

§. 139. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Fährte ist so groß, als sie eine englische Dogge macht, mehr lang als breit *) die zwey mittlern Zehen stehen besonders weit hervor und enger zusammen, und der Ballen ist größer, breiter, weiter von den Zehen abstehend, gleichfalls wie ein Herz gestaltet oder länglicher. Der Wolf schnürt, und wankt trabend nie in seinem Gange; wenn er gallopirt, so drückt er die Spuren wie ein Hund aus. Wenn er eingekreißt ist, so umstellt man ihn entweder mit Netzen oder läßt ihn durch Treiber an die umstellten Schützen, die ihre Gewehre mit Kugeln geladen haben (Schroten fahren nicht durch), scheuchen. Bey einem solchen Treibjagen muß es aber sehr stille zugehen, und man giebt sich lieber, um allen Tumult zu vermeiden durch einen Schuß auf den rechten und linken Flügel und in der Mitte den Anfang desselben zu erkennen, weil er sogleich aufsteht, wenn er Geräusch hinter sich merkt. Weiter fängt man ihn in Wolfsfallen, welches große Schwanenhälse sind, die mit einer in Gänsefett gebratenen Rehleber bedeckt und mit einen Ameisenhaufen überschüttet werden; in Wolfsgruben, in welche man ein junges Schwein steckt, das schreyt, und ihn dadurch zu seinem Untergange herbeylockt; auch mit anderer Kirrung. Sie wird mit Baumästen und Stroh bedeckt, und man trifft auf dem Thüringerwalde solche verfallene Wolfsgruben noch in Menge an.

§. 140. Nutzen und Schaden.

In Wildnissen ist er wohl von der Natur bestimmt das Gleichgewicht unter den nützlichen Thierarten zu erhalten.

Der Balg ist ein gutes Pelzwerk, das besonders die Insecten nicht leicht angehen. Man macht Wildschuren, Müffe, Pferdedecken, Fußsäcke ꝛc. daraus; färbt sie zu Verbrämungen schwarz. Die weißen sind vorzüglich kostbar. Aus Polen, Rußland, Frankreich, Virginien u. s. w. kommen sie in die Kürschnerläden.

Das weißgahre Leder giebt dauerhafte Pauken und Trommelfelle, Handschuhe und andere Sachen.

Die großen Eckzähne braucht der Mahler, Goldschmidt, Kupferstecher, Vergolder und Buchbinder zum Glätten und Poliren. Man faßt sie auch den Kindern mit silbernen Stielen ein, und läßt sie zum bessern Durchbrechen der Zähne darauf beißen, welches aber andere Zähne und Steine auch bewirken.

In der Medicin benutzt man nichts mehr von ihnen.

Das Fleisch, das sogar die Hunde verabscheuen, essen nur die Kalmucken, Tungusen und die ärmsten Lappländer.

Wasser über seinen Koth geschüttet und die Schafe damit betröpfelt, soll sie vor seinen Anfällen sichern. Da

*) Diejenige, welche der zuletzt in Thüringen erlegte, machte, war fünf Zoll lang und drey Zoll breit.

Da es, nach der Nahrung zu urtheilen, eines der schädlichsten Raubthiere ist, so verdient es auch in kultivirten Gegenden gar keiner Schonung, es ist daher im mittlern Deutschland ein allgemeines Aufgebot der Jagdleute gewöhnlich, wenn es sich spüren läßt.

In Gegenden, wo es noch Wölfe giebt, muß sich der Mensch durch Feueraufschlagen, helles Klirren oder Pfeifen auf Instrumenten, und der Reuter und Fuhrmann durch Rasseln mit Ketten vor ihm zu sichern suchen. Ein nachgeschlepptes Strohseil soll ihn schon von dem Reuter verscheuchen. Er scheut auch aufgespannte Seile, die über Hecken gezogen sind.

§. 141. Jägersprache.

Die gewöhnlichen Ausdrücke. Außerdem hat er an den Läufen keine Nägel, sondern Klauen.

Die Eckzähne heißen — Fänge.

Das Fell — Balg, auch Decke.

Der Schwanz — Ruthe oder Standarte; die Spitze desselben — Blume.

Er trabet — geht nicht. Geht flüchtig — läuft nicht.

Ist auf dem Raube gewesen.

Reißt oder wirft das Thier.

Frißt den Raub.

Hat einen Bau oder Lager; liegt und hat keinen Stand.

Er wird bestätigt durch die Neuen (d. h. neuen Schnee).

Sie begatten sich nicht — sondern ranzen oder rollen, streichen oder belaufen sich.

Die Wölfin setzt nicht — sondern wölft.

Er wird todt geschlagen.

Nicht abgezogen, sondern — gestreift.

Er hat sich durchgeschnitten (wie der Luchs, Dachs oder Biber) wenn er sich durchs Netz gebissen hat.

Mehrere Wölfe zusammen — eine Rotte Wölfe.

Zwölftes Kapitel.

Vom Fuchs. Nr. 12.

§. 141. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch Birkfuchs, Rothfuchs, Waldfuchs und Feldfuchs. Das Weibchen: Füchsin, Fähin oder Betze.

Canis

Canis Vulpes. Gmelin Lin. I. p. 73. n. 4.
Renard. Buffon hist. nat. VII. 75. t. 6. Ed. de Deuxp. II. T. 5. f. 2. Uebers. von Martini. IV. 97.
Der Fuchs. v. Schrebers Säugeth. III. 354. t. 90.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 205. II. 245.
— Bechsteins N. G. Deutschlands I. 234. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 19.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 62.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 17.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 108.
— Mellins Anleg. der Wildb. S. 330.
— Wildungens Neujahrsgeschenk 1796. S. 26. Taf. 3. seltene Füchse.
— Donndorfs zool. Beytr. I. S. 194.
The Fox. Pennant hist. of Quadr. I. p. 161. Uebers. von Bechstein I. S. 264.

§. 142. Kennzeichen der Art.

Der breite Kopf hat eine dünne Schnauze; die Spitzen der Ohren, so wie die Füße sind schwarz; die Hauptfarbe fuchsroth; die Spitze des geraden wolligen Schwanzes weiß.

§. 120. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der schlaue Fuchs ist jedem Jäger bekannt. Die Länge seines Körpers beträgt fast zwey Fuß, der Schwanz oder die Ruthe aber ein Fuß, und die Höhe ein Fuß. Sein Körperbau ist fein und schlank. Der breite Kopf hat eine platte Stirn, und läuft in eine lange spitzige Schnauze aus; das Gebiß ist sehr scharf; die Nase, wie beym Hunde, eingekerbt und schwarz; die Zunge schmal, lang und rauh; die Augen liegen, wie beym Wolf, schräge, sind braunroth und funkeln; die Ohren stehen aufrecht und sind fast immer gespitzt; der Leib läuft, wie am Hunde von der schlanken Brust an, nach dem Bauch schmal zu; der Schwanz ist dick, mit weichen, etwas zottigen Haaren besetzt, beym langsamen Gang berührt er den Boden, beym Laufen aber ist er ausgestreckt; am Obertheil des Schwanzes, ohngefähr 2 1/2 Zoll von der Wurzel, sitzt eine Drüse mit einer geronnenen Feuchtigkeit, welche so angenehm wie Viole riecht, und die borstenartigen Haare, die um dieselbe stehen, hochroth färbt; sonst giebt der Fuchs eben keinen angenehmen Geruch von sich; die Füße oder Läufe sind wohl proportionirt, scheinen aber in Vergleichung mit dem Wolf und den gewöhnlichen Hunden, nach Verhältniß des Leibes etwas zu kurz zu seyn. Die Farbe ist im allgemeinen fuchsroth, nach unten weiß; einzeln betrachtet aber sind Kopf, Schultern bis zur Hälfte des Rückens fuchs- oder gelbroth; der übrige Theil des Rückens bis zur Schwanzspitze mit etwas Weiß überlaufen, welches die weiße Spitzen der Haare machen; die Seiten laufen

nach dem Bauche zu weiß aus; Lippen, Backen, Kehle und ein Streifen an den Beinen herab sind weißlich; die Haare der Brust und des Bauchs haben einen dunkelaschfarbenen Grund, daher diese Theile ins aschgraue fallen; die Schwanzspitze ist weiß; die Zehen und die Ohrlippe schwarz; erstere haben lange unbewegliche Klauen. Die Farbe ist im Sommer heller, im Winter aber, vom October an, dunkler, und der Balg dann auch dichter. Auch der alte Fuchs wird von Jahr zu Jahr mehr grauroth; die Brust wird weißer und die Haare und die Spitze seines Zeugungsgliedes werden endlich ganz weiß.

Die Füchsin ist etwas kleiner und schmäler, der Kopf spitziger und der Kopf fällt von Jugend auf etwas mehr ins weiße.

Es giebt noch folgende Farbenverschiedenheiten:

a) Der Brandfuchs (Canis Alopex). Er ist kleiner, das Haar röther und mit grau überlaufen, der Unterleib dunkler, mehr aschgrau und schwärzlich, als weiß, und vorzüglich die Schwanzspitze schwarz. Die jungen Füchse sehen bis ins zweyte Jahr so aus, freylich ist die schwarze Schwanzspitze bey einem deutlicher, als beym andern *).

b) Der Kreutzfuchs. Ein schwarzer Streifen geht vom Mund bis zum Schwanz und ein anderer queer über die Schultern. Eine große Seltenheit.

c) Der weiße Fuchs. Entweder schneeweiß oder gelblichweiß.

d) Der gelbe Fuchs. Er ist hellgelb.

e) Der schwarze Fuchs. Er ist entweder ganz schwarz oder schwarz und dunkelbraun. Noch seltner als der weiße und gelbe.

f) Der graue Fuchs. Er ist entweder silbergrau oder wolfsgrau.

g) Der Fuchs mit zwey Schwänzen ist eine Mißgeburt **).

Daß der Fuchs nicht bloß mit feinen Sinnen, sondern auch mit List begabt sey, wissen fast alle Jäger aus eigner Erfahrung. Seine Stimme ist ein kurzes Kleffen, doch schreyen sie auch wie ein Pfau, und zwar, wie man bemerkt haben will, bey Veränderung des Wetters, und heulen und knurren, wenn sie böse oder in Gefahr sind.

§. 145. Verbreitung und Aufenthalt.

Unser Fuchs findet sich von Island an in ganz Europa und in Asien von Kamtschatka an bis hinunter nach China und Japan; in Afrika bewohnt er die Barbarey, Aegypten, die Goldküste und Aethiopien; in Amerika, alle nördlichen Gegenden, Mexiko und Peru. In Deutschland trifft man ihn allenthalben, und da wo man nicht ernstlich auf seine Ausrottung denkt, ziemlich häufig an.

Der

*) Herr v. Paula Schrank beschreibt ihn in seiner Fauna boica I. p. 50. auch als eigene Art so: Die Brust ist schwärzlich; der Bauch ganz schwarz; überhaupt hat er viel schwarz in der Mischung seiner Farbe; die Ruthe länger als bey der gemeinen Art und an der Spitze schwarz.

**) s. über die Varietäten v. Wildungen a. a. O.

Der Füchse besonderer Aufenthalt sind Erdhöhlen, die sie sich entweder selbst graben oder den Dachsen abjagen, und welche Zufluchtsörter vor Gefahr, und übler Witterung sind, und in welchen sie zur Begattungs- und Heckzeit sich aufhalten; sonst leben sie aber, wie dem Jäger die tägliche Erfahrung beweist, mehr und lieber über als unter der Erde. Jene Wohnung nennt der Jäger einen Bau. Der Umfang desselben hält bisweilen 50 Fuß, die Tiefe 3 bis 6 Fuß, und hat gewöhnlich folgende Einrichtung. Alle äußern Oeffnungen gehen in langen Gängen (Röhren) fort, die sich innerhalb vielmal durchkreuzen, und auf diese Art Gemeinschaft mit einander haben. In diesen Gängen aber sucht das Thier seine Sicherheit und Bequemlichkeit nicht, sondern dazu hat es besondere unterirrdische Wohnungen und Verschanzungen angelegt, die man Kammern und Kessel nennt, wo es bey Ungewittern, Stürmen, bey den Angriffen seiner Feinde hinflüchtet, sich daselbst mit der größten Heftigkeit vertheidiget, und wo die Mutter ihre Jungen gebiert. Die Kammern, deren Anzahl, je nachdem der Bau groß oder klein ist, verschieden ist, liegen vor den Kesseln, und jede hat mehrentheils 3 Fuß im Durchmesser, ist mehr oval als rund und hat wiederum durch eine Röhre, welche mitten durchgeht, mit der nächsten Kammer Gemeinschafft. In einer solchen bereitet sich gewöhnlich die Mutter ihr Wochenbett. An der letzten Kammer befindet sich dann eine überaus enge Röhre, welche etwa drey bis viertehalb Fuß lang ist, meist erst senkrecht in die Erde geht und dann wieder in einem Bogen aufwärts steigt und zum Kessel führt. Es befinden sich in einem Bau höchstens zwey solcher runden Plätze, welche etwa drittehalb Fuß Höhe und drey Fuß Breite haben, und ohne fernern Ausgang sind. Sie sind die letzten Zufluchtsörter und die Schlafgemächer des Fuchses. Zuweilen findet man auch nur Eine Röhre, welche vom Eingange bis zum Ausgange, ohne eine besonders erweiterte inwendige Wohnung zu enthalten, gerade durchläuft und Fluchtröhre genannt wird. Diese Wohnungen nun trifft man mehrentheils in dichten Hölzern an, und nur junge Füchse, die das Handwerk noch nicht recht zu verstehen scheinen, machen, wenn sie von den Alten vertrieben werden, zuweilen im freyen Felde die sogenannten Nothbaue. In Ansehung des Bodens findet keine Auswahl statt, wenn er nur nicht gar zu steinig ist. Wenn obige Nothwendigkeiten nicht eintreten, so findet man die Füchse außer dem Bau in Dickigen, und im Schilfe trockner und zugefrorner Seen und Teiche. Die Sonnenwärme lieben sie gar sehr, und man findet sie oft vor ihrem Baue auf einem alten Stocke oder auf einem Steine sich sönnen. In der Noth retiriren sie sich auch, wenn sie ihren Bau nicht erreichen können, auf einen Baum, wenn er schief genug steht, daß sie einen Anlauf darauf nehmen können; denn wie ein Marder können sie eigentlich nicht klettern.

Im Winter hält sich der Fuchs seiner Nahrung halber gern um die Felder und Dörfer herum auf, weil im hohen Walde der Schnee zu hoch liegt, und ihm dadurch seine Nahrung zu spärlich wird; doch geht er bey mittelmäßigen Schnee noch von den höchsten Bergen des Thüringerwaldes des Nachts zwey Stunden weit ins Feld herab auf die Mäusejagd, aber

auch wieder zurück, macht also in einer Nacht eine Reise von vier Stunden, und wenn nicht Thauwetter eintritt, das ihm das Gehen beschwerlich machen muß (denn sonst sehe ich keine Ursache ein), so steckt er sich selten in einem Dickige auf den Vorderbergen.

Es ist zwar eine bekannte Beobachtung, der der Fuchs, dem ehrlichen Dachs seine mit Mühe und Fleiß gemachte Wohnung dadurch abjage, daß er sie ihm mit seinem Unrathe verunreinigt, dem ohngeachtet weiß ich aber doch Gegenden in meiner Nachbarschaft, wo in einem großen weitläuftigen Hauptbau Dachs und Fuchs nur einen gemeinschaftlichen Eingang haben, und dann bloß in verschiedenen Abtheilungen wohnen. Im Laucher Holze nicht weit von Waltershausen ist oft des Morgens auf dem Anstande vor einem solchen gemeinschaftlichen Eingange beydes Dachs und Fuchs auf ihrem Heimwege geschossen worden.

§. 146. Nahrung.

Seine liebste Nahrung machen lebendige Thiere und unter diesen das Geflügel aus. Im Sommer schleicht er im hohen Getraide den Hühnern und Gänsen, die vor den Dörfern herum gehen, nach; im Winter ist er zwar nicht so dreuste, wenn er aber auf einem Hof kommt, so würgt er alles Hausgeflügel, und wenn er diese Delikatesse einmal gekostet hat, so kommt er oft wieder. Man weiß ja Beyspiele, daß er sogar mehrere Wochenlang alle Nacht in Städte gegangen ist, um seine leckere Raubbegier zu befriedigen *).

Von Säugethieren raubt er in Gesellschaft alte Rehe, allein junge, auch Hirschkälber, Frischlinge, junge und alte Hasen, Kaninchen, Igel, Hamster, Maulwürfe, Erdwölfe, Spitzmäuse; von Vögeln, alle Erdvögel, Auer- Birk- Hasel- und Rebhüner, Fasanen, Trappen, Wachteln, Lerchen und Goldammern, alles was sich in der Schneuß fängt, und von Hausvögeln Gänse, Enten und Haushüner, so wie von allen diesen Vögeln die Eyer und ihre Brut; von Amphibien Frösche, Kröten, Muscheln, Nattern, Blindschleichen und Ottern; von Insecten Heuschrecken, Krebse, mehrere Käferarten, von Bienen und Hummeln das Honig; von Würmern Regenwürmer und Schnecken. Er fischt auch, sucht Obst auf, bricht Heidelbeeren, besonders gern Weintrauben ab. Alles Aas, nur nicht von Raubvögeln geht er an, und in der größten Hungersnoth frißt er sogar Menschenkoth. Er nimmt seine Streifereyen gewöhnlich des Nachts vor, und nur im Sommer, wenn er sich im hohen Getraide verbergen kann, und wenn es der Füchsinn um die Ernährung ihrer Jungen zu thun ist, sieht man ihn auch am Tage zuweilen ausgehen. Was er nicht verzehren kann, das verscharrt er, bedeckt es mit Laub, Erde oder Moos, und hebt es bis zu einer andern Mahlzeit auf.

§. 147. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattung oder Ranzzeit der Füchse ist im Februar und die Füchsin wird das Jahr nur einmal läufisch. Sie zeigt alsdann ihren Trieb durch einen heisern Ruf, womit sie

*) v. Wildungen a. a. O.

sie auch die Jungen um sich zu locken pflegt, an. Es finden sich dann oft mehrere Liebhaber bey ihr ein, und kriechen, wenn sie der Tag übereilt, mit ihr in den Bau. Die Begattung selbst geschieht, wie bey dem Hund, durch Zusammenhängen. Nach ohngefähr sechzig Tagen (neun Wochen), also zu Ende des Aprils oder Anfang des Maies, wirft sie in die Kammer eines frischangelegten oder doch ausgebesserten tiefen Baues auf ein Bette von Moos und ihren eignen Haaren, drey bis neun plumpe Junge, die vierzehn Tage blind sind, anfangs aschfarben aussehen, und nach und nach mit weißgelben Haaren, die über die wolligen dichten aschgrauen, die in die Höhe steigen, überzogen werden. Man sieht es den Jungen nicht an, daß sie im Alter so wohlgebaute schlanke Thiere würden. Nach Monatsfrist säugt sie die Mutter vor den Bau im Sonnenschein, und sie spielen dann vor derselben weit kurzweiliger als junge Katzen und Hunde, die bey weitem nicht die Gelenkigkeit und Geschmeidigkeit der Glieder haben. Unterdessen tragen ihnen die Aeltern, weit emsiger freylich, die Mutter als der Vater mancherley lebendigen Raub bey, womit sie dann erst spielen, ehe sie ihn tödten. Hierdurch wird ihre Raubbegierde geübt. Bemerkt die Alte Menschen oder Hunde bey ihren Bau, so trägt sie die Jungen am Halse, entweder in einen andern leeren Bau oder in nahes dichtes Gebüsch, oder ins Getraide. Im dritten Monate laufen sie mit ihr ins Feld, machen lustige Sprünge nach den Heuschrecken, schnellen die erhaschten Feldmäuse in die Luft und fangen sie wie die Hunde im Rachen wieder auf. Im Herbste werden sie abgejagt und müssen für einen eigenen Bau sorgen. Sie wachsen bis zu Ende des zweyten Jahres, sind aber doch schon das meistemal im ersten Jahre zur Fortpflanzung tüchtig.

Wenn man die gehörige Mühe an die Jungen, die man vor den zweyten Monat bekommt, wendet, sie immer bey sich auf der Stube hat, so werden sie so zahm wie die Hunde, gehen mit ihren Herren aus, halten sich aber freylich bloß an die Leute, die es gut mit ihnen meinen, und lassen beständig ihre Fuchstücke gegen Jeden sehen, die ihnen nicht mit der gehörigen Freundlichkeit nahe kommen, oder sie ergreifen wollen, wenn ihr Herr nicht dabey ist. Die zahme Füchsin paart sich auch mit dem Spitzhund gern, besonders wenn er mit ihr erzogen ist, und man hat ja Beyspiele, daß furchtbare Bastarte von dieser Zucht ausgefallen sind.

§. 148. Krankheiten.

Sie werden mit der Raude befallen, besonders die Füchsinnen in der Heckzeit. Diese Krankheit wird zuweilen epidemisch und steckt die Füchse einer ganzen Gegend *).

Die Auszehrung oder Darrsucht rafft ihrer zuweilen viele hin, und dieß schreibt man den zu häufig genossenen Spitzmäusen zu **). Sie werden auch mit der Hundewuth wie wohl selten, befallen, und ihr Biß ist dann eben so schädlich, wie von einem Hunde***).

§. 149.

*) Journal für das Forst- und Jagdwesen I. 1. S. 93. **) A. a. O.
***) Goetze a. a. O. S. 190.

§. 149. Feinde.

Ihr Hauptfeind ist der Hund, und unter diesen vorzüglich der Dachshund, den man beym Ausgraben braucht, denn diesem scheint die Feindschaft gegen sie angebohren zu seyn, da sie den andern meist angelernt werden muß.

Auch Flöhe oder gelbbraune Milben findet man besonders zur Heckzeit auf ihnen, manchmal in solcher Menge, daß sie die Räude zu verursachen scheinen.

Raben, Krähen und Amseln sind nur um deswillen hieher zu rechnen, weil sie ihren Aufenthalt durch Schreyen und Herumschwärmen über ihnen verrathen.

In den Eingeweiden werden sie von Spul- Band- und Blasenwürmern geplagt.

§. 150. Jägerbeobachtungen.

Das erste, was die Jäger von den ältesten Zeiten an, an ihnen beobachtet und täglich noch zu beobachten Gelegenheit haben, ist seine List. Listig wie ein Fuchs ist daher zum Sprichwort geworden. Er braucht dieselbe nicht nur zur Verfolgung und Erhaschung seines Raubes, sondern auch dazu, um den Nachstellungen, die ihm geschehen, zu entgehen. Alle seine Schritte sind mit der größten Vorsicht und Behutsamkeit gezählt. Er ist stets auf der Lauer und äugelt und forscht ohne Unterlaß, wittert alle Fallstricke, die ihm gelegt werden, und nimmt mit einem Worte alle nur mögliche Maaßregeln zu seiner Sicherheit. Wenn man ihm im dichten Gebüsche glaubt, so steckt er in einer Hecke am Dorfe und lauert auf die Hühner, und wenn man ihm kaum auf dem Felde spürt, so hat er sich schon wieder im Walde versteckt. Ich will einige Beobachtungen von seiner Schlauheit, die er gegen Menschen und Thiere zeigt, mit einigen andern Merkwürdigkeiten hier anführen.

1. Er raubt nicht, oder doch nur im höchsten Nothfall in der Gegend seines Aufenthalts, um nicht verrathen zu werden; daher das Sprüchwort: der Fuchs raubt niemals auf seinen Bau.

2. Wenn er in seinen Bau getrieben ist, oder in einer Felsenhöhle steckt, so hungert er zwölf bis vierzehn Tage lang, ehe er sich fängt. Ja ich weiß ein Beyspiel vom vorigen Jahre, daß einer Hunges gestorben hinter der Tellerfalle gefunden worden. Er wagt sich sogar nicht mehr, als bis ihn der Hunger aufs äußerste zwingt, aus seinem Bau, wenn man ein mit Schießpulver geriebenes Stück Papier vor die Röhre legt. Wenn sich hingegen ein anderes Thier in einer solchen Falle gefangen hat, so scheut er sie nicht bloß nicht, sondern verzehrt auch wohl den gefangenen Raub, weil er weiß, daß die vielleicht für ihn bestimmte Maschine nun seine Wirkung gethan hat.

*) v. Wildungen a. a. O. 54.

3. Eine eigene Probe von List *) gab ein zahmer Fuchs. Ein gewisser Doctor Gahrliep hatte einen Fuchs, der am Tage frey herum gieng und nur des Abends an die Kette gelegt wurde. Dieser merkte, daß das Halsband über den Kopf gestreift werden konnte, zog es daher ab und gab in der Nachbarschaft auf den Hühnerhäusern nächtliche Besuche, kam aber vor Tage wieder, steckte den Kopf durch das Halsband und war so von allen Verdachte frey. Am Morgen kamen Klagen über die vielen erwürgten Hühner, und doch erstaunte man, den Fuchs an seiner Kette zu finden. Endlich aber wurde er auf der That ertappt. Der Doctor mußte den Schaden ersetzen; und der Thäter wurde zur Anatomie verdammt.

4. An Orten, wo oft getrieben wird, kommt der Fuchs, der sonst den Lerm sehr fliehet und immer zuerst erscheint, ganz zuletzt, und läßt andere Thiere, als Hasen u. s. vorbey, um durch sie zu erfahren, ob alles sicher sey. Ja, er ist oft dicht vor den Treibern und läuft zwischen ihnen durch und zurück, wenn er vorwärts größere Unsicherheit bemerkt.

5. Wenn er Wildpret nachgehen will, so versteht er nicht nur den Trieb so gut wie der Jäger, sondern auch das Anstellen. Er lauert hinter dem Busch, wo er weiß, daß die Hasen vorbey passiren müssen, und fängt sie dann mit einem Sprunge. Ja ich habe es auf dem Anstande mit meinen eigenen Augen gesehen, daß er einen Hasen, dem er gerade vor sich vor einen Hügel sitzen sah, angieng, und so unerwartet auf der andern Seite hinter den Hügel hervorsprang und ihn packte.

6. Daß man den Igel durch Wasser zur Entwickelung bringen könne, wissen die Jäger; der Fuchs weiß es aber auch. Wenn sich dieser vor ihm in sein stacheliges Gewand zusammengerollt, so bepißt er ihn, damit er sich entwickeln muß, und er auf diese Art einen seiner Leckerbissen bekommt.

7. Wenn er die Nester der Bienen oder Hummeln ausgräbt, um den Honig, den sie eingetragen haben, sich zuzueignen, so wälzt er sich, wenn sich diese bestachelten Insecten an ihn setzen und rächen wollen, auf der Erde herum, und reibt sich an Steinen, und tödtet sie auf diese Art.

8. Die Schneuß ist vor ihm so wenig als vor dem Marder sicher; denn wenn er das erstemal, daß er drein kommt, einen guten Fang thut, so geht er sie alle Tage durch, und erspart so den Vogelfänger der Mühe des Abnehmens.

9. Den Feldmäusen (Mus sylvaticus Lin.) zieht er ordentlich nach. Wenn sie im Felde bleiben, so geht er auch alle Nacht dahin; giebt es aber viel Schwarzholzsamen, Eicheln und Bucheckern, wonach diese in den Wald ziehen, so ist er auch da anzutreffen.

10. Daß der Fuchs ein sehr zehes Leben habe, davon hat man auffallende Beyspiele aufzuweisen, sogar, daß er beym Streifen, da man ihn den Balg über den Kopf hat ziehen wollen, noch um sich gebissen hat **). Der Jäger muß ihn daher nicht gleich todt glauben,

*) Goetze a. a. O. S. 184. **) v. Wildungen a. a. O.

ben, wenn er nach seinem Schuß stürzt, sondern sich in der Nähe und durch bessere Merkmale davon zu vergewissern suchen, ihm überhaupt nicht liegen lassen, wenn er noch Zeichen des Lebens von sich giebt. Läßt er nach dem Schuß bloß ein heiseres Schnarren hören, so ist ihm gewöhnlich bloß ein Lauf zerschmettert, und man geht am sichersten, wenn man bey einer Doppelflinte den zweyten Schuß auch noch an ihn wendet.

11. Die angenehm riechende Drüse auf dem Schwanze, Viole oder Fuchsblume genannt, scheint ein schmerzlindernder oder heilender Balsam für den Fuchs zu seyn, denn sobald er stark angeschossen ist, beißt er gleich darnach. Wozu sollte dieß sonst?

12. Meine Erfahrungen beweisen, daß die Behauptung mancher Jäger ungegründet ist, daß sich der männliche Fuchs gar nicht um seine Jungen bekümmere. In meiner Gegenwart ist einer vor dem Bau mit einem jungen Hasen im Rachen geschossen worden, den er den Jungen bringen wollte, und Fuchs und Füchsin sind zusammen im Bau liegend zugleich mit vier Jungen ausgegraben worden.

§. 151. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Die Spur der Füchse ist einer kleinen Hundefährte nicht unähnlich; der Fuß ist länglich, die Klauen sind vorne hinaus zusammengezwungen und man spürt die Ballen wenig. Wenn er gelassen trabet so schnürt er, und nur in der Flucht greift er auseinander.

Führt die Spur zum Bau, so erlegt man ihn entweder des Abends auf dem Anstande, wo er gewiß herauskommt, oder er wird, um ganz sicher zu gehen, ausgegraben, welches auch zur Ranzzeit oder wenn er Junge hat geschieht. Wenn kein Schnee liegt, thut man am sichersten, man schafft etwas Sand vor die Baue, um die frische Fährte zu bemerken. Man bedient sich hierbey des Dachshundes, der ihn verbellt und dadurch die Stelle anzeigt, wo man mit der Hacke oder dem Grabscheit einschlagen soll. Die Röhren werden hierzu entweder mit Netzen belegt, oder mit Hunden und Schützen besetzt, wenn er etwa während der Operation zu entfliehen wagen wollte.

Im Winter wird er eingekreißt, und alsdann im Treibjagen erlegt.

Man hetzt ihn auch mit Jagd- und Windhunden, wo es das Terrain erlaubt. Eben so ist das Reizen durch nachgeahmte Vogel- Hasen- oder Mäusestimmen eine Art seiner durch den Schuß habhaft zu werden.

Man errichtet auch bey Luderplätzen Schießhütten für ihn.

In dem Fuchstellereisen und dem Schwanenhals wird er gefangen, wenn man sie entweder mit Sand und Wasser recht gut gereinigt, mit einem ganz geruchlosen Tuche abgewischt oder mit etwas verwittert hat. Man macht hieben auch nicht ohne Vortheil ein Geschleppe von einer gebratenen Katze bis zum Eisen hin *).

Zum

*) Eine neue Art des Fuchstellereisens, dessen Teller sehr klein ist, s. in Schmiths Handbuch

Zur Aasjägerey gehört es, wenn man den Fuchs durch Schwefeldampf in seinem Baue tödtet, da man alle Zugänge verstopft, und bloß eine dem Winde entgegen aufläßt, in welche man ein mit Schwefel überzogenes Stückchen Tuch steckt, und mit andern Genisse anbrennt. Ist der Bau voller Dampf, so stopft man auch diesen Eingang zu. Den folgenden Tag liegt der Fuchs vor dem Eingange und ist erstickt. Man streut ihn auch Brocken, die mit Krähenaugen oder auf andere Art vergiftet sind.

Wo die Füchse nicht zu häufig sind, schont man sie bis zur guten Zeit, wenn man den Balg benutzen kann d. h. vom October bis Februar. Sie vertilgen nicht bloß nützliche, sondern auch schädliche Thiere; und wenn wir alle solche Raubthiere vertilgen, die sich mehrentheils von Mäusen nähren, so dürfen wir dann, wenn wir nicht zugleich auf Mittel gedacht haben, das Gleichgewicht in der Natur, das dadurch gestört ist, wiederherzustellen, auch nicht klagen, wenn wir Mißjahre durch Mäusefraß erhalten, oder Waldsaaten durch sie zu Grunde gehen.

Das Fuchsprellen mit Netzen, was in den ehemaligen Zeiten an Höfen so großen Spaß machte, ist zur Ehre der Menschheit nicht mehr gewöhnlich. Mir deucht, wer Füchse prellen kann, der prellt auch Menschen.

§. 152. Nutzen und Schaden.

Im Haushalte der Natur nützen die Füchse durch Ausrottung der oft so sehr sich vermehrenden schädlichen Feld- und Waldmäusearten.

Das Fleisch benutzt der Jäger bey Abrichtung der Hunde, die auf Füchse gehen sollen, und von den Grönländern und mehreren Sibirischen Völkern wird es gegessen. Ein gut gespickter Braten von einem jungen Fuchse, wird ohne Bedenken, von einem, der es nicht weiß, für Hasenbraten gegessen werden. Es ist also bloß Vorurtheil, daß wir sie nicht zu der Absicht benutzen.

Die Haare der Sommerfüchse kann nur der Hutmacher brauchen; den schönen Winterbalg aber bekömmt der Kirschner, und verarbeitet ihn zu Verbrämungen an Pelze, zu Müffen, Handschuhen, Mützen, Fußsäcken u. s. w. Der Schwanz wird zu Verzierungen der Wintermützen, zu Erwärmung des Halses und zur Verfertigung der rauhen Handschuhe gebraucht, und man streicht auch den Elektrophor, um Funken heraus zu locken, damit.

Weder Lunge noch sonst etwas von ihm ist von wahren medicinischen Nutzen.

Der Schaden, den er stiftet, ist aus seiner Nahrung ersichtlich. Wo viel Füchse sind, werden die Hasen und Rebhühner bald ausgerottet.

§. 153. Jägersprache.

Der Fuchs hat Gebiß und Fänge.

buch zur Vertreibung der schädlichen vierfüßigen und geflügelten Thiere. Aus dem Engl. übers. Hannover, 1800. S. 3. Taf. I, Fig. 1, 2.

Er hat Läufe und Klauen; die Vorderläufe heißen auch bey Einigen wie beym Wolf Branten.

Der Schwanz heißt Ruthe, Standarte, Stange, Lunde und die Spitze daran Blume.

Er hat einen Bau, welcher aus Röhren, Kammern und einem Kessel besteht.

Er kriecht zu Bau.

Er trabt und geht flüchtig.

Er läuft aufs Reizen oder vor den Hunden.

Die Begattung heißt — Ranzen oder Rollen.

Er rennt d. i. er wird hitzig.

Die Füchsin wölft oder wirft.

Er frißt den Raub; nimmt den Bissen, Brocken oder Anbiß von dem Berliner- oder Teller-Eisen, womit man ihm oder andere Raubthiere anködert.

Er mauset. Er thut Schaden am Federwildpret u. d. gl. und fängt nichts.

Er bellt.

Er hat einen Balg.

Er wird von Windhunden gehetzt und gewürgt.

Er wird todt geschlagen.

Er wird gestreift.

Dreyzehntes Kapitel.

Vom Luchs. Nr. 13.

§. 154. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch: Gemeiner Luchs, Rothluchs, Hirschluchs, Wolfsluchs, Hirschwolf, Katzenluchs und Luchskatze und die Jäger unterscheiden zweyerley Abänderungen: 1) den Katzenluchs, mit weichen lichtgelben Balge und rothen Flecken und weißen Bauche. Er soll niedriger, kurz und dick seyn und sich in gebirgigen Gegenden aufhalten. 2) Den Kälberluchs, nicht so haarig, rostfarben mit weißen Flecken, hohen Beinen und schlanken Leibe. Sein Aufenhalt sollen ebene Wälder seyn. Ich kenne diesen Unterschied nicht und werde die Beschreibung bloß von demjenigen geben, welchen ich mehrmals gesehen habe.

Felis rufa. Gmelin Lin. I. 1. p. 82. n. 19.
Felis Lynx. Gmelin Lin. I. 1. p. 83. n. 7.

Lynx

Lynx. Buffon hist. nat. IX. 231. T. 21. Ed. de Deuxp. III. T. 8. f. 2. Uebers. v. Martini VI. 317. 278. m. e. Fig.
Der Luchs, und Rothluchs. v. Schrebers Säugethiere. III. 408. Taf. 109. p. 412. Taf. 109. B.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 284. 286.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 267. Taf. 4. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 21.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 252.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 13.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 108.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 244. 245.
— v. Wildungens Taschenbuch 1800. S. 1. Taf. 1.
The Lynx and Bay-Cat. Pennant's hist. of Quadr. I. 301. and 303. tab. LX. Uebers. v. Bechstein I. 311. 313. Taf. 34. f. 2.
Ridingers jagdbare Thiere. Taf. 10. Dessen kleine Thiere. Taf. 65. 66. Dessen wilde Thiere. Taf. 22.

§. 155. Classification.

Nach der Linneischen Eintheilung gehört der Luchs in die dritte Ordnung unter die Raubthiere (S. 30.) nach der Blumenbachischen in die siebente unter die größern reißenden Thiere (S. 32.) und nach der Pennantschen in der zweyten Ordnung zweyten Abschnitt unter die Raubthiere (S. 33.) Sonst wird er unter die Gattung: Katze (S. 76.) aufgeführt.

§. 156. Kennzeichen der Art.

Die Farbe ist bräunlich mit dunklen mehr oder minder deutlichen Flecken hie und da besetzt; die Ohren sind zugespitzt und haben einen schwarzen aufrechtstehenden Haarbüschel an der Spitze; der Schwanz ist kurz und in die Queere gestreift.

§. 157. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Dieß einzig getiegerte Säugethier der kalten Zone hat im Aeußern sehr viel mit seiner Gattungsverwandtin der Katze gemein, nur daß es größer, stärker, hohlbäugicher und kurzschwänziger ist. Die Größe ist ohngefähr wie ein mittelmäßiger Hühnerhund; der Körper etwas über drey Fuß lang, der Schwanz sieben Zoll und die Höhe etwa zwey Fuß. Das Gewicht 45 bis 55 Pfund. Der Kopf ist rund, wie an der Katze, die Schnauze aber gestreckter, welches vorzüglich die weit hinten stehenden Augen verursachen; die Augen sind groß, rund, mit grünlich gelben Stern, und unter der Pupille scheint rothe Farbe untergelegt zu seyn, so sehr blitzen sie im Dunkeln; die Ohren sind weit, mittelmäßig lang, dreyeckig,

eckig, zugespitzt und an der Spitze mit zwey Zoll langen steifen, oben sich etwas spreizenden Haarbüschel besetzt; die Eckzähne sind ausgezeichnet lang und scharf; der Hals stark; der Leib dick und gerade auslaufend; der Schwanz kurz, abgestumpft, gleich dick und wird etwas in die Höhe gekrümmt getragen; die Läufe hoch und stark; die Füße plump, 3 Zoll breit, mit fast einen halben Zoll langen, scharfen, in einer Scheide verborgenen weißen Krallen bewaffnet. Der ganze Balg ist langhaarig, dicht und weich anzufühlen, doch hat der Unterleib besonders feine und lange Haare. Das Gesicht ist rothbraun und nach dem Halse laufen auf dem Oberkopfe hin undeutliche schwarzbraune Streifen; die Backen sind hellkastanienbraun, und über dieselben von Mund und Augen an drey, wie ein liegendes ∽ gestaltete, bald mehr, bald minder deutliche, glänzend schwarze Streifen und vereinigen sich unter den Ohren in einen großen Fleck; die Schnauze ist schwarz und auf drey Reihen Wärzchen der Oberlippe sitzen weiße Barthaare; hinter den Ohren bis zum Kinnbacken steht ein großer, das Gesicht einfassender, Backenbart, der oben rothbraun und unten weißgelb ist; die Ohren sind in der Mitte weißgrau mit einem breiten glänzendschwarzen Rande, der eine hochbraune Kante hat; zwischen den schwarzen Ohrenbüschelhaaren stehen auch einige weiße; vom Kopfe bis zur Hälfte des Schwanzes ist der ganze Oberleib rothbraun, der obere Rückenstreif am dunkelsten, weil hier der Länge nach abgebrochene dunkelbraune schmale, schwärzliche Streifen hinlaufen; die Stachelhaare des ganzen Oberleibs haben weiße oder schwarze Spitzen, nach den Seiten herab läuft die Rückenfarbe in Weiß aus, und braun und weiß bilden undeutliche Flecken und Streifen, die sich wie bey den wilden Katzen nach dem Unterleibe schlängeln; die gleichfarbigen Weichen und Hinterschenkel haben reihenweise schwarze und dunkelbraune Punkte, der übrige Hinterlauf ist aber fuchsroth mit weiß überlaufen; die Vorderläufe sind fuchsröthlich und mit weiß belaufen und haben unordentlich gestellte schwarzbraune Punkte, die nach den Zehen zu immer kleiner werden; die Kehle ist weißgelb; Brust und untere Seite der Läufe ist weiß und gelb gewässert mit schwarzen Flecken, welche sich an den Vorderläufen in der Gegend des Ellenbogens und der Kniekehle in zwey glänzendschwarze Streifen verwandeln; der übrige Unterleib ist weiß mit großen schwarzbraunen Flecken; der Schwanz hat auf gelblichen Grund undeutliche rothbraune Ringel und eine schwarze Spitze.

Dieß ist die Farbe, die unsere deutschen Luchse und besonders alle die, welche in Thüringen im Jahr 1773, 88, 89 und 96 erlegt worden sind, hatten, nur daß an einigen die Farbe etwas dunkler, bey andern heller war, bey einigen die Flecken deutlicher bey andern undeutlicher, ja oft gar verloschen waren, und die Sommerfarbe allzeit heller, ohnfähr wie beym Fuchs, nur nicht so glänzend ist.

Das Weibchen unterscheidet sich, wie bey der Hauskatze, durch einen schmälern Kopf, kleinern Körper, und wie es mir vorgekommen ist, durch einen nicht so schön gezeichneten Balg, indem die Flecken und Streifen mehr vertrieben sind und in einander laufen, und endlich durch ihre acht Säugwarzen.

Ge-

Gewöhnlich beschreibt man die Farbe des Luchses so: Er ist aschfarb bräunlichgelb gefärbt und mit dunkeln Flecken gezeichnet, die bald mehr, bald weniger sichtbar sind; die Ohren in der Mitte weiß, unten und am Rücken schwarz; der weiße Schwanz mit einer schwarzen Spitze *).

Raubsucht, Kühnheit, Grausamkeit und besonders Blutdürstigkeit zeichnen den Luchs vorzüglich aus. Er hat dabey ein feines Gehör, aber noch schärferes Gesicht, aber nicht den guten Geruch anderer Raubthiere. Ob er gleich auch nicht die Schnelligkeit des Fuchses besitzt, so ist er dafür desto gewandter, kann größere Sprünge thun und vorzüglich gut klettern.

§. 158. Verbreitung und Aufenthalt.

Von dem sechs und vierzigsten Grade der Breite an, geht der Luchs durch ganz Europa und in Asien bis an das Caspische Meer, selbst bis nach Japan und man trifft sie auch in Nordamerika an. In Deutschland sind sie fast ausgerottet, dennoch trifft man sie in einigen Gegenden z. B. in Thüringen nicht so selten als den Wolf an, und sie pflanzen sich in Obersachsen, Böhmen, Niederösterreich, Steyermark und mehrern deutschen Gegenden fort.

Man trifft sie in den dicksten und einsamsten Wäldern an, wo sie in bergigen Gegenden in Steinklüften und Felsenritzen und in ebenen Gegenden in Brüchern ihre Wohnung aufschlagen. Sie sollen sich auch selbst Höhlen in die Erde graben, welches ich aber kaum glaube, da ihre Lebensart sie zur Schonung der Krallen zwingt, die dadurch nothwendig abgestumpft werden müßten. Ich glaube vielmehr, daß man sie bloß in verlassenen oder abgejagten Dachs- und Fuchsbauen angetroffen hat. Luchs und Lüchsin sollen sich immer zusammenhalten und am Tage auf den Felsenspitzen oder abgestumpften Baumästen sitzen und sich sönnen,

*) In Deutschland habe ich noch keinen von dieser Farbe gesehen, also keinen wie der in Buffons und Schreberschen Werke abgebildet ist; und alle diejenigen, die mir zu Gesichte gekommen sind, hatten die eben beschriebene Bildung und kommen am nächsten mit dem Rothluchs (Felis rufa), welches amerikanische Thier ich also mit unserm Thüringischen Luchse für einerley halte.

Hr. v. Paula Schrank giebt in seiner Fauna boica I. B. S. 51. zwey Luchsarten an, wovon die eine ungefleckt, oben bräunlichgelb, unten weiß ist, einen an der Spitze schwarzen Schwanz und Ohren mit Haarbüscheln hat, und dessen Fleisch von vielen, nicht blos armen Leuten gern gegessen wird. Er citirt dabey v. Schrebers Säugethiere Taf. 109. Allein diese Abbildung scheint mehr zu der folgenden Art zu gehören und das beschriebene Thier ist der gewöhnliche deutsche Luchs, den ich genauer angegeben habe. Die andere Art, die er Luchskatze (Felis Kattlo) nennt, ist weiß mit schwarzen oder braunen Flecken und hat ebenfalls Ohren mit Haarbüscheln. Sie wohnt in Böhmen, kommt alle Winter auch nach Baiern. Das Weibchen soll sich dadurch unterscheiden, daß der weiße Grund ins Graue fällt, und die Flecken statt schwarz braun sind. Es wird dabey Linné Fauna Suec. n. 11 citirt. So viel ist sicher, daß der Luchs in der Farbe variirt, ob ich gleich noch keinen von so hellen Grund gesehen habe, wie das zuletzt angegebene Männchen.

nen. Nur bey den heftigsten Verfolgungen und bey ihren Spielereyen besteigen sie rauhe und schiefstehende Bäume, und können sich dann der Länge nach, wie die Katzen auf einen Ast hinlegen, daß man sie kaum bemerkt. In Thüringen bemerkt man sie vorzüglich im Winter und sie scheinen aus Böhmen zu kommen, denn sie durchstreifen von Osten nach Westen unsern Thüringerwald, und wohnen in Felsenritzen, alten Bergstollen, Fuchs- und Dachsbauen. Wir haben im Gothaischen bey Tambach eine Felsenhöhle, welche gewöhnlich alle besuchen, die durch Thüringen wandern oder sich da aufhalten.

§. 159. Nahrung.

Die Luchse sind den Nachstellungen des Jägers so sehr wie der Wolf ausgesetzt, da sie dem Roth- Dam- und Rehwild so großen Schaden thun. Sie lauern dem Wilde auf einem Baumstücke, hinter einem Busch, im Geröhrig und hohem Gras, auf dem Bauche liegend, an den Wechseln, die sie genau wissen, auf, und springen demselben mit drey bis vier Sprüngen, wenn ihnen dasselbe nahe genug ist, auf den Rücken, halten sich mit den Krallen fest und zerbeißen mit ihren scharfen Zähnen die Halsflechsen, daß es bald todt zur Erde niederstürzt. Sie saugen ihrem Raube gewöhnlich das Blut gleich aus, und fressen drey bis vier Pfund von den edlern Eingeweiden, dem Halse, Wammen und Keulen, schleppen, wo sie nicht immer frische Nahrung zu haben glauben, das übrige an einen verborgenen Ort, oder verscharren es auf der Stelle unter das Moos. Thun sie des übrigen Tages keinen neuen Fang, so besuchen sie den Platz wieder und fressen sich mehrmals satt, nach drey Tagen aber ist ihnen dieser Raub nicht mehr frisch genug, und sie thun dann darüber eine Reise von etlichen Meilen, um sich von frischer Beute zu sättigen, die ausser obigen auch in Hasen, Auer- Birk- und Haselhühner und ausgenommenen Schneußvögeln besteht. Der Luchs soll auch wilde Schweine fangen, allein von diesen zuweilen wieder in dickem Gebüsch abgestrichen werden. Daß er auch in die Schafhorden, wie der Wolf, fällt, davon hat man in Thüringen selbst ein Beyspiel gehabt. Auch Ziegen und Kälber soll er auf der Wiese anfallen, und sich sogar in Walddörfern in die Ställe graben *). Füchse, Marder und andere kleine Raubthiere folgen ihm gerne nach, weil sie von seinem Raube immer noch etwas finden.

§. 160. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattung geschieht zu Ende des Januars und zu Anfang des Februars. Die Lüchsin trägt neun Wochen, bringt am liebsten in einer Felsenhöhle, sonst auch in einem Fuchs- und Dachsbau, auch in dichten Gebüsch auf einem von Moos und Genist weichen Lager, zwey bis vier Junge, die vierzehn Tage blind sind und eine weißliche Farbe haben. Die Mutter lehrt sie gewöhnlich an lebendigem Geflügel rauben und tödten.

In

*) Es ist wohl ein Mißverständniß zwischen ihm und den Wolf.

In der Tatarey giebt es schöne weiße Lüchse mit schwarzen Flecken, deren Pelzwerk sehr kostbar ist, von diesen zieht man die Jungen auf, und richtet sie, wie die Hunde, zur Jagd ab.

§. 161. Jägerbeobachtungen.

1. Wo das Rothwild auf einem Reviere unstät und flüchtig ist, da hält sich gewöhnlich ein Wolf oder Luchs auf.

2. Der Jäger spürt auch sein Daseyn an den vielen von den Hunden gefundenen Wildpret, das er genau unterscheiden muß, damit er diese Erscheinung nicht etwa für eine Krankheit unter dem Rothwild erklärt.

3. Der Luchs jagt seinen Raub nicht müde, wie der Wolf, sondern erlauert ihn, und sucht ihn durch einige unversehene Sprünge zu erlangen. Gelingen diese nicht, so verfolgt er ihn nicht weiter, sondern versteckt sich aufs neue an den Wildgängen in den Hinterhalt.

4. Er läßt sich eher und besser einkreisen als der Wolf, weil er nicht den feinen Geruch hat, und sich gern lange an einem bestimmten Ort aufhält.

6. Man hetzt nicht gerne Hunde auf ihn, da er sie sehr schändlich zurichtet, und Verwundungen von seinen Zähnen und Krallen nicht gerne heilen.

6. Die Eisen, die man ihm legt, braucht man nicht zu verwittern, da er weiter sieht als riecht.

7. Wenn er schmerzlich verwundet ist, greift er auch den Jäger an.

§. 162. Von den verschiedenen Arten des Fangs oder der Erlegung.

Die Fährte des Luchses hat gerade die Gestalt der Katzenfährte, ist auch eben so seicht geschränkt, nur von der Größe einer Jagdhundsspur.

Wenn man ihn eingekreißt hat, so umstellt man gern den Ort mit dem kleinen Zeuche, Reh- und Wolfsgarn, und treibt ihn alsdann mit Lerm in die Netze, oder man umstellt auch den Platz mit Schützen, und läßt ihn sich zutreiben. - Ist er zu sehr in Gefahr, so bäumt er auch, und kann alsdann leicht von Bäumen herabgeschossen werden. Man legt ihn auch an Ketten befestigte Tellereisen um seinen vergrabenen Raub.

In die Gegend seines Aufenthalts bringt man auch, so wie vor seine Höhle Luchsfallen an, welches große hölzerne Schnellfallen sind, an deren Zunge man ein frisches Stück Fleisch bindet.

Man soll ihn auch durch Nachahmung des Schreyens der Hasen und Drosseln, wie den Fuchs, zum Schuß reizen können.

§. 163. Nutzen und Schaden.

In einigen nördlichen Ländern wird das Fleisch gegessen.

Der Balg gehört unter die schönen und kostbaren Pelzwerke; Schade, daß das Haar so brüchig ist. Aus Archangel kommen die meisten. Den Krallen und den Stein, der sich zuweilen in der Blase findet, schrieb man sonst aus Aberglauben heilende Kräfte zu.

Der Schaden, den er stiftet ist aus seiner Nahrung abzunehmen. Noch ist zu bemerken, daß er in bergigen Gegenden, wo die Kühe in Wald auf die Weide gehen, sich an sie schleicht, und ihnen die Euter abreißt, welches sein Leckerbissen ist *).

§. 164. Jägersprache.

Der Luchs schleichet, trabet, thut weite Sprünge und bäumet.
Er hat ein Lager.
Er frißt vom Raube oder Riß.
Er begehrt, ranzet, brunftet.
Die Lüchsin bringt Junge.
Der Luchs hat ein Gefäng und keine Zähne.
Er wird scharf gewahr.
Er hat eine Ruthe.
Er hat einen Balg; Waffen oder Krallen statt Nägel.
Er wird gestreift.

Vierzehntes Kapitel.

Von der wilden Katze. Nr. 14.

§. 165. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Namen sind: Waldkatze, Baumreuter, Waldkater.

Felis Catus ferus. Gmelin Lin. I. 1. p. 80. n. 6.
Chat sauvage. Buffon hist. nat. VI. p. 1. T. 1. Ed. de Deuxp. I. T. 16.
Fig. 1. Uebers. von Martini II. 230. T. 39.
Die wilde Katze. v. Schrebers Säugeth. III. 397. Taf. 167. A. u. Aa.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 193. II. 266.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 19.

v. Flem-

*) Neue Schriften der naturforsch. Freunde zu Berlin. I. S. 5?.

— v. Flemmings vollk. Deutsch. Jäg. I. 116.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 262. b. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 21.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 247.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 233.
The Wild Cat. Pennant hist. of. Quadr. I. 295. Uebers. von Bechstein. I. 304.
— Ridingers jagdb. Thiere. Taf. 18. Dessen wilde Thiere. Taf. 24 und dessen kleine Thiere. Taf. 80. 81.

§. 166. Classification.

Wie beym Luchse.

§. 167. Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist lang, gleich dick, schwarz geringelt, der Körper graulich auf dem Rücken mit einem oder drey schwarzen Längsstreifen und an den Seiten mit schwarzen geschlängelten Queerstreifen.

§. 168. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Wer die graue, besonders die röthlichgraue, schwarzgestreifte zahme Katze kennt, der kennt auch die wilde, denn jene hat noch ganz das Kleid ihrer Stammeltern, nur daß sie größer ist. Ich habe sie von zwey und drey Viertel Fuß Länge, ein und ein Viertel Fuß Höhe und sechzehn Pfund Schwere gesehen. Der Schwanz maß fast ein Fuß. Der Kopf ist etwas plattgedrückter; der Hals länger; der Schwanz überall gleich dick; die Ohren steifer; das Haar sehr fein und lang; die Füße stark, und im innern findet man, daß die Därme um ein Drittheil kürzer sind als an der Hauskatze. Die Farbe ist im Ganzen röthlichgrau, an den Seiten ins Gelbliche und am Bauche ins Weiße übergehend; das Maul schwärzlich eingefaßt und die Bartborsten sind rostgrau und schwärzlich; der Kopf hat zwey schwarze Streifen, einen vor und den andern hinter den Ohren; eben so der Hals; an den Seiten sind schwarze Queerbinden, die sich am Unterleibe blässer und schlängelnd verlieren, und auf dem Rücken und Halse zusammen laufen, so daß hier entweder ein einfacher oder dreyfacher Längsstreifen bis zum Schwanze läuft; dieser ist rothgrau, hat drey schwarze Ringe und eine dergleichen oder eine schwärzliche Spitze; die Beine oder Läufe sind schwarz gefleckt und gestreift und endigen sich in schwärzliche Pfoten, die inwendig ganz schwarz sind.

Das Weibchen ist kleiner, hat einen dünnern Kopf und meist eine hellere mehr aschgrauliche Farbe.

So ist die gewöhnliche Farbe der ächten wilden Katzen. Man findet sie aber auch von hellgrauer, und aschgrauer Grundfarbe mit ganzen oder abgebrochenen Seitenstreifen. Dieß scheinen mir aber nicht eigenthümliche wilde Katzen, sondern nur verwilderte zu seyn, wel-

welches bey diesen Thieren so leicht der Fall ist, besonders in Waldgegenden oder in Städten und Festungen, die weitläuftiges hohles Mauerwerk haben.

Gesicht und Gehör sind an diesen Thieren vorzüglich scharf. Ihre Augen funkeln des Nachts. In Ansehung der Raubbegierde und Grausamkeit sind sie kleine Europäische Tiger, denn sie wagen sich auch an großes Wildpret, wie Rehe. Sie sind gar nicht so geschwind im Laufen als andere Raubthiere, allein dafür haben sie die Eigenschaft des geschickten Kletterns, Versteckens und gewissen Springens.

§. 169. Verbreitung und Aufenthalt.

Unter den 48 Grad nördlicher Breite ist die wilde Katze nirgends anzutreffen, übrigens ist sie aber in ganz Europa, auch in Asien bis nach China herab, und in mehrerern Gegenden Afrikas, und wahrscheinlich auch in Amerika einheimisch. Die dicksten Wälder und Felsenritzen sind ihr liebster Aufenthalt, und hohle Eichen und andere Bäume, so wie leere Fuchs- und Dachsbaue suchen sie zu ihrem Aufenthalt auf. Man findet sie auch in zugefrornen Teichen und Seen, im Rohr oder in Uferhöhlen. Hier lauern sie gewöhnlich den Mäusen, die zum Saufen herbey kommen und den Wasservögeln auf.

§. 170. Nahrung.

Geflügel ist ihr Hauptnahrungsmittel, Fasanen, Auer- Birk- Hasel- Rebhühner und alle Vögel, die schlafen oder sich von ihnen erschleichen lassen, müssen unter ihren Kallen sterben und sie wissen dieselben sogar aus hohlen Bäumen zu ziehen. Sie schleichen beständig auf der Erde herum und erklettern die Bäume, um die Nester auszunehmen. Junge Rehe, Hasen, Kaninchen erreichen sie, indem sie auf sie springen und ihnen wie der Luchs die Halsflechsen zerbeißen. An Teichen gehen sie den Wasservögeln und ihrer Brut nach, häkeln auch die Fische aus dem Wasser, wo es seicht genug ist. Nur wenn sie jene bessere Nahrung nicht haben können, suchen sie Hamster, Wasserratten, Feld- und Waldmäuse auf. Im Winter gehen sie auch in die Walddörfer um Hühner und Tauben zu erschleichen; in Hungersnoth auch aufs Aas.

§. 171. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattung geschieht zu Ende des Februars und zwar mit eben den Ceremoniel wie bey der zahmen Katze, daß man das Mauen und Schreyen von weiten hört. Wenn die Befruchtung wie bey der zahmen Katze geschieht, so kauert sich das Weibchen platt auf den Boden hin, und unter beständigen ängstlichen Mauen besteigt sie der Kater wie bey andern Thieren, umklammert sie aber stark um den Leib mit den Vorderfüßen. Sie trägt neun Wochen und bringt in hohlen Bäumen, Felsenritzen, in alten Dachs- und Fuchsbauen vier bis sechs blinde Junge zur Welt, die sie so lange säugt, und mit Vögeln, Mäusen, Maulwür-

würfen u. d. g. versorgt, bis sie selbst klettern und ihre Nahrung suchen können. Sie sind im zweyten Jahre ausgewachsen.

§. 172. Jägerbeobachtungen.

1. In Rücksicht des Schadens, den die wilden Katzen an dem Federwildpret thun, sind sie weit gefährlicher als die Füchse.

2. Sie haben einen bessern Kunstgriff sich zu verbergen, wenn sie auf einem Baume sind und das geringste Geräusch hören. Sie strecken sich nämlich unerwartet der Länge nach auf einen Ast, daß man sie nur mit Mühe gewahr wird, und lauschen da so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Der Jäger muß daher auf den Baum, wo er sie gesehen, jeden Ast einzeln durchlaufen, wenn er sie wieder finden will.

3. Man hat Beyspiele, daß die wilde Katze den Jäger, der auf einen Baum nach ihr geschossen, und sie nur leicht verwundet hat, auf den Kopf gesprungen ist, und ihn schändlich zugerichtet hat.

§. 173. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Ihre Spur ist der zahmen Katzenfährte gleich, nur etwas größer und seicht geschränkt. Vom Fuchstritt unterscheidet sie sich durch ihre Runde.

Wenn man die Katze im Winter spürt, denn eher entdeckt man sie nicht leicht, wenn sie dem Jäger nicht von ohngefähr begegnet, oder wenn sie von Hunden verbellt wird, so führt die Fährte entweder auf einen Baum, von welchen sie geschossen wird, oder in Erdhöhlen, aus welchen sie von Dachshunde herausgejagt wird, wo sie dann, wenn man keine Netze vorlegt, auch gewöhnlich bäumt und erschossen werden kann.

Befinden sie sich in hohlen Bäumen, so werden sie entweder ausgehauen oder die Oeffnung und der Absprung mit Tellereisen belegt. Man räuchert sie auch, wo es möglich ist, heraus.

§. 174. Nutzen und Schaden.

Im Haushalte der Natur nutzen sie durch Vertilgung der Mäuse und Maulwürfe; denn da sie ein Vergnügen daran finden, alle schwachen Thiere zu tödten, ob sie dieselben gleich nicht genießen, so tödten sie doch viele dieser schädlichen Thierarten.

Der Balg giebt ungefärbt und schwarz gefärbt ein gutes Unterfutter, Mützengebräm, Müffe u. d. gl. und nutzt beym Electrophor und der Electrisirmaschine. Es wird ein nicht unwichtiger Handel damit getrieben.

Das Fett, wovon man oft von einer einzigen Katze an vier bis sechs Pfund geschmolzenes bekommt, ist vorzüglich gut zum brennen in Lampen; roh hat es einen unangenehmen Geruch.

Das Fleisch ißt man in Asien und Afrika.
Aus den Knochen der Beine macht man Wachtelpfeifen.
Der Schaden ergiebt sich aus der Nahrung.

§. 175. Jägersprache.

Die gewöhnlichen Ausdrücke, Läufe u. s. w.; besondere giebt es nicht, ausser daß das Begatten Ranzen heißt.

Funfzehntes Kapitel.

Vom Flußotter. Nr. 15.

§. 176. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch: Otter, Fischotter, gemeine Fischotter, Landotter und Fischdieb.

Mustela Lutra. Gmelin Lin. I. p. 93. n. 2.
Loutre. Buffon hist. nat. VII. 134. t. 2. Ed. de Deuxp. II. T. 6. f. 1.
Die Fischotter. v. Schrebers Säugeth. III. 457. t. 126. A. B.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 276. II. 313.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 18.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 113.
— Wildungens Neujahrsgeschenk 1798. S. 40. Taf. 2.
— Bechsteins N. G. Deutschlands I. 320. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S 28.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 325.
— Donndorfs zool. Beytr. I. S. 280.
The greater Otter. Pennant hist. of Quadr. II. p. 77. Uebers. von Bechstein I. S. 401. n. 281.
Ridingers jagdb. Thiere. Taf. 16. Dessen kleine Thiere Taf. 82. 83. Dessen wilde Thiere. Taf. 28.

§. 177. Classification.

Nach Linne gehört diese Otter in die dritte Ordnung unter die Raubthiere und zwar unter die Gattung: Wiesel S. 30; nach Blumenbach in die eilfte Ordnung unter die Säugethiere mit kurzen Schwimmfüßen S. 32 und nach der verbesserten Pennantschen in der zweyten Ordnung zweyten Abschnitt unter die Raubthiere S. 33. Wegen der abweichenden Verschiedenheit in Gestalt und Lebensart macht man lieber eine besondre Gattung aus den Ottern S. 77.

§. 178. Kennzeichen der Art.

Die Läufe sind sehr kurz, und die Klauen an den unbehaarten Zehen der Vorderfüße länger als an den Hinterfüßen; der Schwanz oder Ruthe ist um die Hälfte kürzer als der Leib und läuft spitzig zu; der Oberleib dunkelbraun; Brust und Bauch graulich.

§. 179. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der Flußotter hat gar nicht das schlanke Ansehn der Wieselarten, daher er auch mit Unrecht unter ihnen steht. Er ist am Körper etwas über zwey Fuß lang, der Schwanz etwas über einen Fuß; die Höhe desgleichen und die Schwere von dreyßig bis vierzig Pfund. Der Kopf ist dick, breit und flach; die Schnauze breit und kurz; daher die Oeffnung des Mundes klein, mit dicken aufgeworfenen Lippen, welche starke Muskeln haben und recht dazu bestimmt sind, den Mund beym Untertauchen fest zu verschließen; die untere Kinnlade schmäler und länger als die obere; diese Kinnlade hat noch die besondre Einrichtung, daß die Köpfe derselben von den Pfannenrändern, in welchen sich beyde bewegen, so fest eingeschlossen werden, daß sie sich nicht vorwärts herausbewegen oder herausfallen, sondern nur auf und nieder und nach den Seiten bewegen kann. Die Nase ist stumpf, breit und kurz; das Gebiß dem Marder ähnlich, und weit schärfer; der Mund mit drey Zoll langen, steifen, grauen Bartbosten besetzt; die Augen klein, braun und stehen mehr an den Mundwinkeln; die Ohren kurz, abgerundet nur niedriger gestellt als die Augen; der Kopf wird gesenkt getragen; der Hals ist so kurz und stark, daß er einen Theil des Kopfes auszumachen scheint; der Leib dick und langgestreckt wie beym Dachse; und der Schwanz, der schief nachgezogen wird, am Leibe dick und allmählig spitzig zulaufend; die dicken, kurzen Läufe haben fünf scharf bewaffnete, mit einer Schwimmhaut eingefaßte, gleiche Zehen ohne Daumen, von denen die an den Vorderfüßen unbehaart sind; an den mit einer kürzern Schwimmhaut versehenen Vorderfüßen sind die Klauen lang und spitzig, an den hintern aber kurz und stumpf. Die Haare sind theils kurz und weich, theils lang, steif und glänzend und nehmen kein Wasser an. Der Grund ist grau und weiß, die Spitzen aber, die dem Thiere die Farbe geben, am Oberleibe dunkel- oder kastanienbraun, an den Läufen licht kaffeebraun und an Kehle, Brust und Bauche graulich; an der Nase und am Kinn sind überdieß noch einige lichte Flecken. Im Winter ist die Farbe dunkler als im Sommer und im Alter gelblicher und der Kopf grau, so auch die gezähmten, welche in der Stube nie die dunkle schöne kastanienbraune Farbe bekommen.

Das Weibchen ist etwas schlanker, von Farbe heller, und hat vier Zitzen am Unterleibe und unter dem Geburtsgliede eine sackförmige Falte.

Dieß Thier kann so gut laufen als schwimmen. Es ist auch im Stande ziemlich lange unter dem Wasser auszuhalten, da es wie die Amphibien und die Kinder im Mutterleibe

zwar

zwar nicht eine einfache grosse, aber dafür vier kleine eyrunde Oeffnungen (foramen ovale) von der linken Herzkammer zur rechten hat, wodurch das Athmen unnöthig wird, indem das Blut nicht in die Lunge zu treten braucht, und der Umlauf desselben doch nicht gehindert wird *). Das Männchen hat am Ende des Mastdarms zwey Drüschen, die eine anfangs übelriechende, getrocknet aber einen Bisamgeruch von sich gebende feuchte Materie enthalten.

Sie sind vorzüglich menschenscheu und schlüpfen, wenn sie einen Menschen oder Hund durch die Schärfe ihres Gesichts und Geruchs tausend Schritte weit bemerken, mit der größten Schnelligkeit in ihre Höhle. Außerdem sind sie wild und boshaft und vertheidigen sich mit außerordentlicher Herzhaftigkeit, wobey ihnen vorzüglich ihr starkes Gebiß zu Statten kommt.

§. 180. Verbreitung und Aufenthalt.

Ganz Europa, das nördliche und nordöstliche Asien bis nach Kamtschatka und Ober-Persien, und Nordamerika sind das Vaterland dieser Thiere. In Deutschland trifft man sie allenthalben, wiewohl nicht sehr häufig, da ihnen wie den Mardern nachgestellt wird, an Flüssen und Teichen an. Sie lieben bloß das süße Wasser. Sie wohnen an hohen Ufern in Höhlen, bauen sich dieselben aber nicht selbst, sondern erweitern nur natürliche, vom Wasser ausgeschwemmte Löcher unter den Ufern und unter den Wurzeln der Bäume, um trocken zu liegen versehen sie dieselbe mit einer Luft- oder Ausgangsöffnung auf dem Lande. Die ausgemauerten Flußbetten, die inwendig hohl sind, suchen sie vorzüglich gern auf **). Sie gehen aber auch mehrere hundert Schritte weit in leere Fuchs- und Dachsbaue. Da sie unstätt sind, und wenn sie an kleinen Flüssen und Teichen wohnen, dieselben bald ausgefischt haben, so hat auch ein Thier in einem großen Umfange viele solche unterirdische Wohnungen, in welche es sich auf seinen Wanderungen am Tage verbergen kann.

§. 181. Nahrung.

Sie leben vorzüglich von Fischen, von welchen sie aber mehr todt beißen als fressen, und daher den Fischteichen und Flüssen sehr nachtheilig werden. Von großen Fischen fressen sie den Kopf und die Gräten nicht mit; die kleinern aber verzehren sie ganz. Außerdem fressen sie auch Frösche, Krebse, Wasserratten und Wasserspitzmäuse, Vögel und ihre Eyer, die auf, an, und in dem Wasser nisten, und sollen auch Gras und Baumrinde fressen. Vielleicht das Gras, um wie die Hunde zu purgiren oder die spitzigen Gräten einzuhüllen. Sie fischen dem Strom entgegen, oft den Kopf aus den Wasser streckend und pfauchend Athem holend, setzen sich aber auch auf Steine und Stöcke und lauren den Fischen auf, wo sie

*) s. Goeze a. a. O. S. 329.

**) In Berlin wohnen sie vorzüglich gern in den großen Holzmagazinen an der Spree.

sie sich dann blitzschnell ins Wasser stürzen, und ist der Fisch groß denselben heraus auf einen Stein oder Block tragen, und ruhig verzehren. In einsamen Gegenden fischen sie auch am Tage, in bewohnten aber des Nachts und gern im Mondschein. Forellen und Krebse scheinen, wie man aus dem Unrathe und Eifer, sie in einer Gegend gänzlich auszurotten, sieht, ihre Lieblingsnahrung zu seyn. Im Winter gehen sie auf zugefrornen Teichen den aufgeeisten Löchern hinein und fischen sie aus.

§. 182. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Sie ranzen der Regel nach nur einmal des Jahrs und zwar im Februar *) und geben diesen Trieb durch ein durchdringendes Pfeifen zu erkennen, das man sehr weit hören kann. Das Weibchen geht neun Wochen trächtig und bringt dann im April oder zu Anfange des Mays zwey, höchstens vier Junge, welche neun Tage blind sind und vor acht Wochen nicht von der Mutter zum Fischfang aus dem Bau ausgeführt werden. Sie sind in der Jugend ganz schwarz, werden nach und nach heller und sind im zweyten Jahre völlig ausgewachsen und zur Fortpflanzung tüchtig. Sie lassen sich jung mit Milch aufgezogen leicht zähmen, und fressen dann alles, was man ihnen vorlegt, ja gewöhnen sich an die Hauskost zuweilen so sehr, daß sie keinen Fisch mehr ansehen; dahingegen man sie aber auch von Jugend auf in einen Kübel oder Braubottig gethan leicht zum Fischfang gewöhnen kann **).

§. 183. Jägerbeobachtungen.

1. Der Balg ist zwar Sommer und Winter gut, doch aber im Winter besser als im Sommer, da sie im Sommer und vorzüglich im Herbst Haare verlieren.

2. Die Haut ist so fest, daß auch Hunde, die die Knochen des Thiers zermalmen, kein Loch in dasselbe beißen können.

3. Die Elektricität des Balges ist ausserordentlich und übertrifft den einer wilden Kaze. Daher manche Jäger sagen, man könne dieß Thier an den leuchtenden Körper erkennen, wenn es des Nachts durchs Wasser schwimme. Im Mondschein mag dieß wahr, und die Ursache der beständige Glanz seiner Haare seyn.

4. Hunde und sogar Jäger riechen den Aufenthalt der Fischottern; da die übriggebliebenen Fischköpfe und Gräten in demselben einen unangenehmen Geruch verbreiten.

5. Wo einer sich sehen läßt, so findet man gewöhnlich auf jeder merklichen Hervorragung im Wasser den Unrath (Losung), der wie Fischthran riecht.

6. Die

*) Doch geschieht es auch wohl zuweilen mehrmalen im Sommer; denn man hat nicht allein im August noch kleine Junge angetroffen, sondern sogar in der Mitte des Decembers. v. Wildungens Taschenbuch aufs Jahr 1800. S. 149.

**) s. Schwedische Abhandl. XIV. S. 147.

6. Die Hunde gehen nicht gern an den Flußotter wegen seines scharfen Gebisses. Wenn ihm einer zu nahe kommt, so kehrt er sich in der größten Geschwindigkeit um und beißt oft mit solcher Gewalt auf ihn los, daß er ihn die Knochen zermalmt. Er verbeißt sich oft so sehr, daß man ihn todtschlagen muß, wenn er loslassen soll.

7. Beym Fressen der großen Fische am Ufer soll er das Besondere haben, daß er es mit verschlossenen Augen thut. Dadurch kann ihnen der Jäger am leichtesten beykommen und sich ihnen schußmäßig nähren. Oeffnet er aber die Augen einmal, so muß er still stehen und sich nicht rühren, bis er sie wieder schließt.

8. Wenn er sich sönnet, so schläft er zuweilen ein, und ich weiß Beyspiele, daß alsdann durch Anschleichen Männchen und Weibchen auf einen Schuß sind getödtet worden.

9. Im Frühjahr soll er Vorempfindung von großem Wasser und Ueberschwemmung haben, und sein Lager allezeit erhöhen, wenn der Strom anschwellen will.

10. Wenn im Frühjahr die Eisschollen gehen, so reteriren sie sich auf die nahe stehenden Bäume; da ihnen unter dem Wasser so lange zu bleiben, die Luft fehlen würde.

11. Die Fische scheinen sich ihnen aus Furcht zu ergeben, denn sie fischen nicht stille, sondern machen ein erstaunendes Geräusch dabey; dadurch verbergen sich vielleicht die Fische unter Steine, unters Ufer und in Schlamm und werden daher mit leichter Mühe von ihnen gefangen.

§. 184. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Fährte gleicht der Dachsfährte, nur daß die Ballen und Nägel nicht so stark, und die Schwimmhäute sichtbar ausgedrückt sind. Sie setzen zwey und zwey Tritte etwas schief neben einander und schleppen im Schnee den Schwanz oder die Ruthe nach.

Man erlegt sie am Anstande im Mondscheine auf Brücken, Stämmen und Stökken und bey Eislöchern, wo sie auf der Lauer sitzen. Man muß aber guten Wind haben.

Die Teller- und Stangeneisen legt man ins Wasser dahin, wo sie durchgehen müssen. Erstere befestigt man gern an einen Baum oder Pfahl, damit sie nicht mit denselben aus dem Wasser gehen und davon laufen können, sondern im Wasser bleiben und ersaufen müssen. Man stellt auch gern zwey Eisen neben einander, damit sie, wenn sie sich in dem einen losbeißen wollen, ins andere gerathen. Eine Witterung von Schweinefett, Baldrian, Bibergeil und Campher soll dabey vorzüglich gute Dienste thun *). Man hat auch eigene Otterfallen und fängt sie auch in Netzen, die ein sackförmiges Ansehen haben, vor dem Bau gestellt werden, worein sie von Hunden getrieben und mit einer eigenen Gabel todt gestochen werden. Sie werden auch ausgegraben, wenn man den Bau weiß und derselbe einen kleinen Eingang hat, den man verstopfen kann.

Sie gehören zur niedrigen Jagd.

§. 185.

*) Döbels Jägerpr. II. Kap. 102.

§. 185. Nutzen und Schaden.

In cultivirten Gegenden finden sie keine Duldung, da sie fast lauter nützliche Thiere tödten.

Sie haben ein unschmackhaftes zähes und schwer zu verdauendes Fleisch, doch wissen es die Katholiken, die bloß Fische speisen dürfen, wie die Carthenser und andere zur Fasteit, da dieß Thier zu den Fischen gerechnet wird, schmackhaft zuzubereiten und bezahlen es dem Jäger theuer.

Der Balg ist ein sehr gutes und theures Rauchwerk. Es kostet einer zehn bis sechzehn Thaler, und wird zu Mützengebrämen, Aufschlägen u. s. w. verarbeitet. Die feinen Haare geben Hüte, die den Castorhüten gleichen, ja noch besser seyn sollen; und aus den Schwanzhaaren macht man Pinsel. Die Bälge der Ottern an kleinen Flüssen sollen besser seyn, als die an großen, und aus Nordamerika kommen die besten, welche wegen ihres schönen Glanzes Spielottern heißen, zum Unterschied von den Europäischen, die Landottern genannt werden.

Der Schade läßt sich aus der Nahrung abnehmen; Forellenbäche und Setzteiche können sie in etlichen Tagen ganz ausleeren.

§. 186. Jägersprache.

Der Flußotter hat keinen Schwanz, sondern eine Ruthe; keine Höhle, sondern einen Bau oder Burg; statt die Begattungszeit Ranzzeit; statt Blöken Pfeifen.

Er fischt; steigt aus dem Wasser; geht über Land; bringt Junge; wird todtgeschlagen; hat einen Balg und wird gestreift.

Sechzehntes Kapitel.

Vom Sumpfotter. Nr. 16.

§. 187. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch: Nörz, kleiner Otter, kleiner Fischotter, Krebsotter, Wasserwiesel und Steinhund.

Mustela Lutreola. Gmelin Lin. I. 1. p. 98. n. 3.
Der Störz. v. Schrebers Säugeth. III. 462. Taf. 127.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 275. II. 314. Nr. 212.
— v. Wildungens Neujahrsgesch. 1799 Taf. 2. S. 11.
— Schwedische Abhandl. XXI. 292 Taf. 11.

— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 330. Dessen Musterung der schädl. Thiere. S. 19
— Goeze's Europ. Fauna. I. 341.
— Lepechins Tagebuch einer Reise durch das Russ. Reich. I. 176. Taf. 12.
— Donndorfs zool. Beytr. S. 284.

The lesser Otter. Pennants hist. Quadr. II. 80. Taf. 67. Uebers. von Bechstein II. S. 404 n. 83.

§. 187. Classification.

Wie bey der vorhergehenden Art.

§. 189. Kennzeichen der Art.

Mit gleich langen rauhen mit einer Schwimmhaut verbundenen Füßen; einem rauhaarigen Schwanz oder Ruthe, die halb so lang als der Leib ist; einem schwärzlichen Leibe und weißer Schnauze.

§. 190. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Dieß Raubthier ist an Gestalt ein Mittelding zwischen einem Flußotter und Marder. Es ist etwas über anderthalb Fuß lang und die Länge des Schwanzes oder der Ruthe beträgt die Hälfte des Körpers. Der Kopf ist klein; die Ohren sind rundlich; der Hals lang und so dick als der Kopf; der Leib nach hinten zu immer dicker; die Vorderläufe länger als die hintern; die Schwimmfüße haarig und breit; die Ruthe nach dem Ende zugespitzt. Das Haar im Grunde wollig und gelbbraun und mit harten schwärzlichen und dunkelbraunen Stachelhaaren untermischt; der Umfang des Mundes, das Kinn und die Spitze der Schnauze weiß; der Scheitel zuweilen mit weißen Haaren untermengt und grau, sonst hellbraun; die Ohren schwarz; der übrige Leib schwärzlich oder dunkelbraun mit durchscheinender hellbräunlicher Grundfarbe; die Schwanzhaare weit länger und schwärzer als die übrigen.

Es ist ein so schlaues und listiges Thier wie der Flußotter und Steinmarder sind, und vereinigt auch die Raubbegierde und Gefräßigkeit beyder in sich, indem es nicht bloß mit dem Raube im Wasser vorlieb nimmt, sondern auch auf dem Lande den kleinen unwachsamen Thieren nachstellt. Augen und Geruch scheinen seine vorzüglichsten Sinneswerkzeuge zu seyn.

§. 191. Verbreitung und Aufenthalt.

Seine Heymath ist das nordöstliche Europa, vorzüglich Polen, Finnland, Rußland, das nordöstliche Asien und die mittlern Provinzen von Nordamerika. Sonst hat man ihn in Deutschland nur selten bemerkt, doch weiß ich jetzt, daß er

in

in der Prignitz im Brandenburgischen nicht selten ist. Hier hält er sich vorzüglich gern in den alten stillen Gräben und ruhigen Armen und Dümpfeln auf. Er macht sich entweder eigene Höhlen unter das hohle Ufer, oder wohnt auch in hohlen Bäumen. Wenn im Frühjahr das Eis geht, so begiebt er sich auf die Weidenbäume.

§. 192. Nahrung.

Diese besteht in Fischen, Fröschen, Wasserkäfern, Schildkröteneyern und Krebsen, welche letztere er vorzüglich gern aufsucht. Er soll auch Wasserratten und andere Mäuse fressen. Auf Teichen und Flüssen und auch ausser denselben sucht er Enten, Gänse und andere Vögel zu beschleichen und man beschuldigt ihn sogar, daß er des Nachts in die Hühnerhäuser steige und den Hühnern das Blut aussauge.

§. 193. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Hiervon ist das nähere noch nicht bekannt *). Man kann sie zähmen.

§. 194. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Wie beym Flußotter. Man schießt sie auch beym Eisgang auf den Bäumeu; und stellt ihnen Schlagbäume wie den Baummardern, an denen junge Fische, Krebse, kleine Vögel oder Fleisch zur Kirrung angebracht wird.

§. 195. Nutzen und Schaden.

Im eigentlichen Vaterlande des Thiers wird der Balg getragen und giebt Gebräme an Mützen, Aufschläge und Westenfutter. Diejenigen, welche an den Flüssen, die sich in den Amur ergießen, gefangen werden, werden nur für etwas geringer als Zobel gehalten. Nach Deutschland kommen sie in Handel selten, und die Bälge von denen, welche im Brandenburgischen geschossen werden, bezahlt der Kirschner nicht höher als 12 Groschen.

In Amerika soll er auf den vor Anker liegenden Schiffen und unter den Brücken in den Städten den Wasserratten auflauern und sie wegfangen.

Der Schaden ergiebt sich aus der Nahrung.

§. 196. Jägersprache.

Wie bey dem Flußotter.

*) Jäger in der Gegend bey Stadt Lenzen, wo sie, wie ich höre, so häufig, wie die Iltisse sind, würden sich ein Verdienst um die Naturgeschichte erwerben, wenn sie dieselbe mit einer vollständigen Geschichte dieser Thierart vermehrten.

Siebenzehntes Kapitel.

Vom Steinmarder. Nr. 17.

§. 197. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch Haus- und Dachmarder.

Mustela Foina. Gmelin Lin. I. 1. p. 95. n. 14.
La Fouine. Buffon hist. nat. VII. 161. T. 18. Ed. de Deuxp. II. T. 6. f. a. Uebers. v. Martini IV. 146. Taf. 61. a.
Der Steinmarder. v. Schrebers Säugethiere. III. 475. Taf. 129.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 267. II. 302.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 21.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 116.
— v. Wildungens Taschenbuch 1800. S. 28. Taf. 3.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 263.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 279. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 23.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 288. Nr. 14.
The Martin. Pennant's hist. of Quadr. II. 41. Uebers. v. Bechstein. II. S. 365. Nr. 242.
Ridingers kleine Thiere. Taf. 85.

§. 198. Classification.

Nach dem Lineischen System gehört er, wie die vorhergehenden beyden Thiere in die dritte Ordnung unter die Raubthiere S. 30; nach dem Blumenbachischen in die sechste Ordnung unter die nagenden vielzehigen Thiere S. 31. und nach der Pennantschen unter die Raubthiere in der zweyten Ordnung zweyten Abschnitt S. 33. Er hat mit den vier folgenden einerley Gattung: Wiesel. S 77.

§. 199. Kennzeichen der Art.

Der Körper ist dunkelbraun mit stark durchstechendem röthlichen Aschgrau; Kehle, Unterhals und Brust sind weiß.

§. 200. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Thiere, welche zur Wieselgattung gehören, als Baum- und Steinmarder, großes und kleines Wiesel, Iltis und Frettchen sind nicht bloß im Gebiß, sondern im ganzen äußern

fern Ansehen einander auffallend ähnlich. Der Kopf des Steinmarders ist hinten rund und läuft nach der Schnauze kurz kegelförmig zu; die Schnauze ist spitzig und die Nase ragt über die Lippe heraus; der Mund mit steifen schwarzen Barthaaren besetzt; die bläulichen Augen liegen weit von einander näher nach der Schnauze als nach den Ohren zu; die Ohren sind kurz und zugerundet; der Hals hat fast gleiche Dicke mit Kopf und Leib; der Leib ist fast cylindrisch und gestreckt; die Läufe kurz, die Vorderfüße länger und breiter als die hintern, alle vier mit vielen Haaren dicht besetzt; die Klauen weiß, kurz, aber scharf; eine haarige Schwimmhaut bis fast zur Mitte der Zehen; am Rande des Afters zwey eyrunde Drüschen mit einer widrig bisamartig riechenden Feuchtigkeit; der Schwanz buschhaarig besonders nach dem Ende zu und gerade ausgestreckt; der Leib hat eine starke Grundwolle und die Stachelhaare stehen nicht so gedrungen wie bey andern Thieren. Die Größe ist wie eine mittelmäßige Katze; der Leib etwas über anderthalb Fuß lang; der Schwanz zehn und die Höhe acht Zoll; die Schwere 5 — 7 Pfund; die kurzen Kopfhaare sind röthlichaschgrau; die Grundwolle des Rückens und der Seiten ist weißlich ins aschgraue sich ziehend, am Unterleibe hellaschgrau; die Stachelhaare im Grunde wie die Wolle, in der Mitte röthlich aschgrau an der Spitze schwarzbraun oder schwärzlich; daher der Rücken röthlichgrau braun mit durchschimmernden aschgrau aussieht; das Ende des Rückens, der Schwanz, und die Läufe sind wollig schwarzbraun oder schwärzlich, weil hier die Stachelhaare dichter stehen und die Grundwolle nicht so durchscheint; Kehle und Vorderhals bis zur Hälfte der Brust weiß, zuweilen mit einem oder einigen röthlich aschgrauen Flecken; der Unterleib mehr braun als schwarz. Im Sommer ist die Farbe im allgemeinen heller, daher röthlichbraun, im Winter aber dunkler, mehr dunkelbraun.

Das Weibchen ist schlanker, etwas niedriger und dunkelglänzender, und hat vier Säugwarzen am Bauche.

Varietät. Der weiße Steinmarder. Er ist entweder ganz rein weiß, oder gelblich weiß, auch wohl graulichweiß. Erstere sollen sogar rothe Augen, wie die Kaninchen haben. Diese würden sich aber wohl nicht selbst nähren können. Man muß sie also bloß im Nest entdeckt haben *).

List, Gewandheit, Munterkeit und Flüchtigkeit zeichnen diese Marder aus. Sie schlüpfen durch alle Löcher und springen (welches ein leichtes Gallopiren ist) in einer Nacht ihres Raubes halber weit herum. Ueber die schmälsten Stangen und Hölzer können sie gehen, an allen rauhen Gegenständen gerade herauf klettern, und über Flüsse und Teiche schwimmen. Wenn sie genöthigt sind von einer großen Anhöhe hinabzuspringen, so machen sie es wie die Katzen, setzen auf den Bauch mit allen Vieren auf, schütteln sich dabey und laufen gewöhnlich unbeschädigt davon. Geruch und Gesicht sind ihre vorzüglichsten Sinneswerkzeuge. Die Electricität wirkt so sehr auf sie, daß sie bey einem Gewitter, wo sie häufig sind, am hellen Tage wie rasend auf dem Boden herumlaufen und in dieser Verwirrung oft todt geschlagen

*) v. Wildungen a. a. O. Eine Abbildung aber mit braunen Augen.

gen werden. Wenn sie schlafen, so legen sie sich rund wie die Hunde zusammen und bedekken ihre kostbaren Augen mit ihrem dicken Schwanze. Sie geben ein kurz abgebrochenes Geschrey und eine Art von Mauen von sich: Au, au! Jäck, jäck! Grausamkeit und Blutdurst machen ihren Hauptcharakter aus.

§. 201. Verbreitung und Aufenthalt.

Des Steinmarders Heymath sind die meisten Theile von Europa, sogar die wärmern Gegenden von Rußland, auch Persien. In Deutschland ist er gemein genug. Er liebt nahe an bewohnten Orten liegende Felsenklüfte, Steinritzen, Steinhaufen, und besonders alte Stadt- Schloß- Kirchen- und Thurmmauern, weitläuftige große, mit Winkeln und verborgenen Höhlen und Ecken versehene Häuser, Scheuern, Ställe, Heuböden u. s. w. Am Tage liegt er in seinen Schlupfwinkeln verborgen und geht nur des Nachts aus.

§. 202. Nahrung.

Er ist ein vorzüglicher Feind des Hausgeflügels, der jungen Gänse, der Enten, Hühner, Tauben und ihrer Eyer, muß aber doch hauptsächlich mit wilden Vögeln und ihrer Brut, die in der Nähe der menschlichen Wohnungen sich aufhalten, mit Maulwürfen, Hamstern und großen und kleinen Mäusen vorlieb nehmen. Wenn er in ein Tauben- und Hühnerhaus kommt, so würgt er alles, beißt dem Geflügel die Köpfe ab und frißt sie, saugt allen das Blut aus, und wenn er Zeit hat, so trägt er fort, was er fortbringen kann. Ich habe ihn zur Zeit, wenn er Junge hat und also viel Nahrungsmittel braucht, nach den Enten über einen großen Teich schwimmen und die jungen herausholen sehen. Er frißt auch als Leckerbissen Sauerkirschen, Herzkirschen, Pflaumen und Vogelbeeren, ja ich habe ihn im letzten Winter von einem Katzenkopfsbirnbaum die Knospen abfressen sehen; überhaupt habe ich in seinen Exkrementen mehrmalen Knospen von Bäumen angetroffen. In Schnepfenthal habe ich einmal den Schlupfwinkel eines solchen Marders entdeckt, der wie ein Hund alle Fleischknochen unter den Fenstern im ganzen Dorfe zusammen getragen hatte.

§. 203. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Im Februar regt sich der Begattungstrieb in diesen Raubthieren zuerst; er scheint aber an keine einmalige und bestimmte Jahreszeit gebunden zu seyn, da man in jedem Monate des Sommers junge Steinmarder antrifft. Im Februar sieht man die Männchen oft auf den Dachforsten wie die Katzen hintereinander herlaufen und durch Kämpfe und Schreyen viel Lerm machen. Das Weibchen trägt neun Wochen und bringt im April drey, vier und nur höchst selten fünf Junge in einer Kluft auf Heu, Stroh, Lappen und Federn. Die Jungen sind vierzehn Tage blind. Man findet sie drey Monate im Nest

und

und sie sind weit über halbwüchsig, ehe sie auslaufen und sich selbst zu ernähren suchen. Im zweyten Jahre sind sie vollkommen ausgewachsen und nach zehn Monaten zur Fortpflanzung tüchtig. Es sind possierliche kurzweilige Thiere. Man kann sie so zahm wie eine Katze machen. Man erhält sie mit Milch, Brod und Fleisch. Um vor ihren Schaden sicher zu seyn, bricht man ihnen die Eckzähne aus. An den zahmen hat man bemerkt, daß sie Hanfsaamen und Honig vorzüglich gern fressen.

§. 203. Feinde.

An den Hunden haben sie große Verfolger; Schade, daß ihnen diese nicht leicht bey kommen können. In den Därmen trifft man Bandwürmer und Madenwürmer, und in den Nieren zuweilen Spulwürmer an.

§. 204. Jägerbeobachtungen.

1. Es ist zwar gegründet, daß der Marder das Haus verschont, wo er wohnt, und Hühner und Tauben in Ruhe läßt. Allein gar zu weitläuftig darf die Wohnung nicht seyn. Nicht zehn Schritte über meinem Hühnerhause hat mehrmalen ein Marder seine Jungen gehabt, und den Hühnern nichts gethan, auch nicht einmal die Eyer in dem Gebäude, das er bewohnte, geholt; allein ohngefähr funfzig Schritte davon, wo er über etliche Dächer gehen mußte, hat er mir mehrmalen das Taubenhaus ausgeplündert, und wenn ich alle Vorsicht angewendet hatte.

2. In jedem Hühner- und Taubenhause läßt er seinen bisamartigen Unrath zurück, und verursacht dadurch, daß die Bewohner sie nicht wieder besuchen, ehe man sie sehr sorgfältig gereinigt und ausgeräuchert hat.

3. Dieser Geruch wird für Hund und Jäger sein Verräther, weil man dadurch seinen Aufenthalt auswittern, und Fallen legen kann.

4. Es ist gewiß, daß dieser Unrath den Thieren, denen er nachstellt, zur Warnung dient, aber auch eben so gewiß, daß er ihn zum Wegweiser braucht, seine Gänge dadurch zu sichern. Sobald auf seinen Wegen, die er allenthalben damit bezeichnet, dieser Unrath weggenommen ist, so wird er anfangs stutzig und vorsichtig, und wenn er Menschen oder Hunde daselbst wittert, so geht er gar nicht wieder dahin. Wenn er auf seinem Gange das auf der bedeckten Falle befestigte Ey entdeckt, so geht er das erstemal vorbey, legt aber seine Losung in die Nähe; findet er diese die folgende Nacht ungestört wieder, so geht er drauf, wo nicht, so verändert er hinfort seine Straße.

5. Im Winter geht er gewöhnlich von neun bis zehn Uhr und von ein bis vier Uhr des Nachts auf seinen Raub aus.

§. 205. Von den verschiedenen Arten des Fanges oder der Erlegung.

Die Spur ist von der Größe der Katzenspur, nur etwas größer, und die Tritte stehen je zwey und zwey, nur etwas schief, nebeneinander. Nur selten sieht man sie wie

die Hasenfährte zwey einander gegenüber und zwey hinten schief nachgestellt stehen. Auf seinen Wegen, die gewöhnlich die nämlichen sind, stellt ihm der Jäger seine Tellerfalle, die von aller menschlichen Witterung sorgfältig gereinigt ist. Wenn man sie auf den Sprung stellen kann, so ist der Fang am sichersten. Man fängt ihn auch im Schwanenhalse, an welchem ein Ey befestigt wird, das er abziehen muß. Da er aber listiger als der Fuchs ist, so muß man sehr vorsichtig zu Werke gehen und an den Abzug noch einen Schneller machen, wodurch das Eisen bey der geringsten Berührung abgezogen werden kann. Hierbey bedient man sich folgender bewährten Witterung: 1 Loth Hühnerfett, über gelinden Feuer in einem Löffel zerlassen; wenn es abgekühlt ein halb Loth Anisöl, 8 Gran Ambra, 8 Gran Bisam, 8 Gran Bibergeil und 4 Gran Kampfer, was nöthig ist klein gemacht, hinzugethan *). Diese Masse erhält sich in einer steinernen Büchse, mit einer Blase verbunden, etliche Jahre gut. Man schüttet alsdann an einen bequemen Platz eine handhoch Sand, damit das Eisen bedeckt werden kann; auf den Boden legt man ein Papierchen mit etwas Witterung bestrichen und ein Ey, das ebenfalls damit bestrichen ist, steckt man halb hinein. Der Marder wird das Ey gleich wegnehmen. Alsdann nehme man einen Schwanenhals, befestige das Ey daran und der Fang wird nicht fehlen. Schloß und Gewerbe muß man aber mit Papier belegen, damit kein Sand dazwischen kommt. — Wenn man sie im Hause oder in einer Scheune spürt, so schickt man Jagdhunde hinein, läßt dabey trommeln und lermen und erschießt sie, wenn sie auf das Dach oder auf nahe stehende Bäume flüchten.

§. 206. Nutzen und Schaden.

Der Balg ist ein gutes Pelzwerk, und wird roh oder kastanienbraun gefärbt auch schwarz gebeizt zu Müffen, Mützen und Kleiderbesetzen angewendet. Er kommt häufig aus Schweden und Rußland.

Das Fleisch wird in Deutschland als Aas weggeworfen.

Der Koth wird als Räuchermittel zur Verfälschung des Rauchwerks und Bisams gebraucht.

Wer keine Tauben und Hühner hat, der kann sie als Mäuse- und Rattenvertilger in seinem Hause hegen; dadurch nutzen sie im Haushalte der Natur überhaupt. Freylich thun sie am Hausgeflügel und auch am Obstbau großen Schaden und in kultivirten Gegenden, wo man andre Mittel zur Vertilgung der Mäuse entdeckt hat, können sie nicht mehr auf unsre Duldung rechnen.

§. 207.

*) Der Herr Reichsgraf v. Mellin empfiehlt: ein halb Nösel Gänsefett in einem neuen Tiegel zerlassen, wovon die Grieben, nebst kleingeschnittenen weißen Zwiebeln und klargeschnittenen Hühnerfleisch solange gelinde mitbraten, bis die umgerührte Masse gelb wird; wenn diese kalt ist, rührt man einer Zuckererbsen groß kleingestoßenen Kampfer darunter. Hiermit bestreicht man die Dielen hin und wieder oder auch kleingeschnittenes Stroh oder Spänchen, bis an den Platz, wo die Eisen liegen.

§. 207. Jägersprache.

Fast keine besondern Wörter, sondern die gewöhnlichen wie bey allen Thieren.

Die Begattungszeit heißt Ranzzeit.

Er bäume oder holzt auf, wenn er, wie noch andere vierfüßigen Thiere, auf einen Baum klettert, und baumt oder holzt fort, wenn er von einem Baum zum andern springt.

Achtzehntes Kapitel.

Vom Baummarder. Nr. 18.

§. 208. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Edel- Gold- Wald- Wild- Buch- Busch- Fichten- Kiefern- Tannen- Birken- Espen- Vieh- Licht- und Feldmarder.

Mustela Martes. Gmel. Lin. I. 1. p. 95. n. 6.
Martre. Buffon hist. nat. VII. 186. t. 22. Ed. de Deuxp. II. T. 6. F. 3. Uebers. von Martini IV. 156. Taf. 61. b.
Der Baummarder. v. Schrebers Säugeth. III. 475. Taf. 130.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 267 II. 303. Nr. 197.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 20.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 116.
— Goezes Europ. Faun. I. 279.
— v. Wildungens Taschenbuch für das Jahr 1800. S. 24. Taf. 3.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 287. Dessen Muster. der schädl. Thiere. S. 24.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 291.
The Pine. Pennants hist. of Quadr. II. 42. Uebers. von Bechstein II. S. 366. Nr. 244.
Ridingers jagdbare Thiere. Taf. 19. Dessen wilde Thiere, Taf. 30. und dessen kleine Thiere, Taf. 86.
Bechsteins getreue Abbildungen naturhistorischer Gegenstände. Nürnberg 1793. 1stes Hundert. Taf. 61.

§. 209. Classification.

Wie bey dem Steinmarder.

§. 211. Kennzeichen der Art.

Die Kehle und der Unterhals sind gelb; die Haare schön glänzend kastanienbraun.

§. 212. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Man hat diesen Marder sonst mit dem ihm so ähnlich sehenden Steinmarder für einerley Art gehalten und beyde nur als Varietäten getrennt, allein sie sind bey genauerer Beobachtung nach Gestalt und Lebensart wirklich verschieden. Dieser ist etwas grösser ein Fuß acht Zoll lang, am Schwanze fast ein Fuß und die Höhe neun Zoll. Der Kopf ist etwas stärker; die Ohren sehr kurz und abgerundet; die Augen weit hervorstehend, braun und funkelnd; der Leib etwas gestreckter; die Beine höher; der Balg dicht und langhaariger, und da die weißgraue Grundwolle nicht so durchschimmert, schön kastanienbraun; der Schwanz zottiger, dunkelbraun nach der Spitze schwärzlich; die Läufe schwarzbraun, nach den Füßen zu fast ganz schwarz; die Ohren auswendig braun, inwendig so wie die Endspizzen weiß; am Mundwinkel vor und hinter den Augen lange schwärzliche Barthaare. Bey Alten ist der Unterhals hell- bey Jungen hochgelb. Ich habe auch einen gesehen, der von der dottergelben Kehle an einen schmutzig gelben mit den kastanienbraunen Stachelhaaren braungemischten Streifen bis zum After hatte; an diesem waren die Vorderfüße schwärzlich; die Hinterfüße und der Schwanz aber mit dem Rücken einfärbig kastanienbraun.

Im Winter ist die Farbe dunkler, im Sommer heller, dort die Haare dichter, und länger, hier kürzer und dünner.

Das Weibchen ist etwas schlanker, dünnköpfiger und heller von Farbe.

Einen in Feldhölzern wohnenden, sehr großen, dunkeln mit einer orangengelben Brust versehenen, einsam wohnenden alten, wilden scheuen Baummarder heißen die Jäger Wildmarder und geben ihn für etwas besonders aus.

Obgleich dieser Marder im allgemeinen in seinen Sitten mit dem vorhergehenden übereinkommt, so scheint er doch weit wilder, flüchtiger, geschickter und grausamer in Verfolgung seines Raubes zu seyn. Seine Stimme ist etwas heller und kneffender; der Geruch seiner Exkremente aber eben derselbe.

§. 213. Verbreitung und Aufenthalt.

Seine Heimath ist ganz Europa, doch nicht bis zu den allernördlichsten Theilen, und der Norden von Asien und Amerika. Auf Kamtschatka und in Nordamerika wird er in großer Menge angetroffen. In Deutschland ist er nicht häufig, da seinem guten Balge so sehr nachgestrebt wird. Sein Aufenthalt sind Eichen- und Buchenwälder, am liebsten Tannen- Kiefern- und Fichtenwälder, wenn sie hohle Bäume haben, oder mit lebendigem Buschholz vermischt sind.

Ihr

Ihr Wohnort sind hohle Bäume und wenn diese fehlen, die wilden Tauben- Raben- Raubvögel- und Eichhornsnester, auch wohl die Ritzen der Felsen. Sie haben immer mehr als eine Wohnung, um bey der geringsten Unsicherheit abwechseln zu können. Durch diesen Aufenthalt unterscheiden sie sich sehr vom Steinmarder. Nur selten oder gar nicht sieht man sie in den Häusern. Ich weiß nur einen einzigen, der im Winter einmal in einem Walddorfe aus der Scheuer gejagt und in dem daran liegenden Garten von einem Baume herabgeschossen wurde.

§. 214. Nahrung.

Alles Waldgeflügel, ihre Brut und Eyer sind seinen Nachstellungen unterworfen. Er ist daher nicht nur der kleinen Vögel, sondern auch der großen, der Auer- Birk- Hasel- Rebhühner u. s. w. erklärter Feind. Außerdem verfolgt er vorzüglich die Eichhörner. Sonst würgt er auch unter den großen und kleinen Waldmäusen, den großen und kleinen Haselmäusen außerordentlich. Wenn er den Schneußgang ausmacht, so plündert er ihn täglich nicht nur von Vögeln, sondern auch von Beeren, findet aber auch gewöhnlich auf dem Wege in aufgestellten Fallbalken seinen Tod. Auch den Erdhummeln soll er des Honigs halber nachgraben. Nur im höchsten Nothfall sucht er das Aas auf.

§. 215. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Obgleich diese Thiere mehr der kalten und schlechten Witterung ausgesetzt sind, wie die Steinmarder, so ranzen sie doch fast einen Monat früher, und geben sich nie mit jenem ab, ob sie gleich in ihrer Gegend und nahe beysammen wohnen. Die Begattung geschieht in der letzten Hälfte des Jänners, und ich habe nie bemerkt, daß sie in einem Jahre mehr als einmal Junge hätten. Nach neun Wochen also zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils bringt die Mutter in einem hohlen Baume oder auch in einem Eichhorns- oder großen Vogelneste drey bis vier Junge, welche sie lange säugt und nährt, ehe sie selbst auf die Jagd auszugehen fähig sind. Es geschieht dieß bey den Thieren der Wieselgattung gewöhnlich, daß die Jungen über halb erwachsen sind, ehe sie von der Mutter verlassen werden, weil sie sonst Hungers sterben würden, da zum Fang ihres Raubes eine ungewöhnliche Geschicklichkeit erfordert wird.

Die Jäger nehmen sie aus dem Neste und ziehen sie mit Milch und Semmeln auf. Es sind außerordentlich lustige und muntere Thiere, die mit Katzen und Hunden spielen, und nicht so leicht, wie die zahmen Steinmarder umkommen, weil ihnen das Winkelkriechen nicht so angebohren ist. An diesen gezähmten Baummardern bemerkt man, daß sie außerordentlich gern und lange schlafen. Sie sind im Stande einen ganzen Tag hindurch zu schlafen, ein andermal aber auch eben wieder so lange zu wachen *).

*) In Sardinien werden viel zahmgemachte Baummarder als angenehme Geschenke verschickt. s. Cetti Naturgeschichte von Sardinien, I. 202.

§. 215. Jägerbeobachtungen.

1. Der Baummarder ist ein geschworner Feind der Eichhörner. Obgleich diese einen zottigern Schwanz haben als er, so können sie ihm doch selten entfliehen. Es fliegt so geschickt wie sie von einem Baume zum andern, bis sie ermüdet sich ihm ergeben müssen.

2. Wenn er in einem hohlen Baume steckt, so läßt er denselben oft umsägen ehe er heraus flieht. Eben so unbeweglich und ruhig verhält er sich, wenn er in einem offnen Neste liegt. Wird ihn hier der Jäger eher gewahr als er ihn, so darf er nur einen Stock in die Erde stecken und ein Kleidungsstück daran hängen, wenn er keine Flinte bey sich hat und diese zu Hause erst holen muß. Wenn er wiederkommt, wird er gewiß noch auf seinem Plazze sitzen und den Stock mit dem Kleidungsstücke unbeweglich anstarren.

3. Vor einen Hund laufen sie von weiten, bäumen aber gewöhnlich nicht eher, als bis er ihnen so nahe ist, daß er sie fast ergreifen kann, alsdann thun sie einen großen Sprung, laufen hoch hinauf auf einen Baum, und strecken sich auf einen Ast der Länge nach hin. So überläuft sie der Hund und weiß nicht, wo sie hingekommen sind. Ist alsdann kein Schnee da, und der Hund nicht außerordentlich gut, so entkommen sie gewöhnlich dem Jäger auch.

4. Die Jäger sagen, daß die von langen Haaren entblößten Flecken auf dem Balge vom Genusse des Honigs herkämen. Sie nennen sie daher Honigflecken. Vielleicht stammen sie von den Kämpfen her, in die, die Männchen zur Begattungszeit mit einander gerathen.

§. 216. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Spur ist in nichts von der Steinmarderfährte verschieden. Wenn man ihn bey Schnee auf einem Baume hat, so muß man unter den Baum sehen, ob Flechten und Genist herabgefallen ist, und alle alte Nester untersuchen, weil man ihn sonst leicht verliert. Gewöhnlich liegt er dann in einem alten Vogelneste und wird daraus erschossen. Man sollte ihn eigentlich seines kostbaren Balges halber mit Kugeln schießen. Man fängt sie auch in Tellerfallen, besser aber in Schwanenhälsen, die man unter die Wurzel eines abgesägten Baumes legt und mit der beym Steinmarder angegebenen Witterung bestreicht, und zum Abzugsbissen ein Stück gebratenen Hering, der während des Bratens mit Zucker bestreut ist, macht. Schlagbäume in Schneußgänge oder auf ihre gewöhnlichen Wege gestellt, ist eins der besten Fangmittel. Man macht zu diesen, so wie zu den Fallen ein Geschleppe von einer gebratenen Katze oder von Hasengescheide und bestreicht den untern Baum, die Zunge und auch das Geschleppe mit obiger Masse, so ist der Fang gewiß. Diese Schlagbäume werden so hoch aufgestellt, daß sie ein Mensch ohne zu steigen bequem aufstellen kann. — In England fängt man sie in hölzernen Klappfallen, die mit einem Vogel beködert sind *).

§. 217.

*) s. Schmiths Handb. zur Vertilgung der schädlichen vierfüßigen und geflügelten Thiere. S. 36. Taf. II. Fig. 1.

§. 217. Nutzen und Schaden.

Der Balg ist eins der schönsten Rauchwerke und wird gefärbt und ungefärbt zu allerley Verbrämungen besonders an Frauenzimmerkleidung gebraucht.

In Nordamerika sind sie ein wichtiger Handelsartikel.

In Frankreich aß man sonst das Fleisch.

Durch Vertilgung mancher schädlicher Thiere zeigt sich sein Nutzen in der Haushaltung der Natur.

Freylich wird er auch durch Vertilgung nützlicher Thiere schädlich. s. Nahrung.

§. 218. Jägersprache.

Wie beym vorhergehenden.

Neunzehntes Kapitel.

Vom Iltis. Nr. 19.

§. 219. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Verschiedene Benennungen: Iltniß, Eltis, Ilk, Ulk, Elske, Elbthier, Ellenkatze, Stinkthier, Ratz, Stinkratz, Stinkwiesel, Teufelskind, Hausunk, Illing, Buntsing, Nölling und Iltismarder.

Mustela Putorius. Gmelin Lin. I. 1. p. 98. n. 7.
Putois Buffon hist. nat. VII. 199. T. 23. Ed. de Deuxp. II. T. 6. Fig. 4. Uebers. von Martini IV. 169. T. 63.
Der Iltis. v. Schrebers Säugeth. III. 485. Taf. 131.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 304. IV. 199.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 294. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 25.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 285.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 22.
— v. Flemmings vollk. Deutsch. Jäg. I. 117.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 297. Nr. 7.
— v Wildungens Neujahrsgeschenk 1801. S. 1. Taf. 1.
The Fitchet. Pennant hist. of Quadr. II. p. 37. Uebers. von Bechstein II. S. 362. n. 238.
Ridingers jagdb. Thiere. 2. 20. Dessen wilde Thiere 2. 20. Dessen kleine Thiere. Taf. 87.

§. 220.

§. 221. Classification.

Wie bey den vorhergehenden beyden.

§. 222. Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist kürzer als am Baummarder; die Grundwolle des Balges hellgelb, das längere Haar kastanienbraun; der Mund und der Rand der Ohren weiß.

§. 223. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

In der Gestalt gleicht dieses Raubthier dem Steinmarder, doch ist der Kopf proportionirter, schmäler und spitziger, die Breite desselben zwischen den Ohren und der Länge nach der Mundspitze zu bildet ein gleichseitiges Dreyeck; die Nase ist schwarz, und trocken; der Mund hat äußerlich einen schwarzbraunen Knebelbart und inwendig 34 scharfe Zähne, zwey weniger als der Steinmarder; die Augen sind groß, hervorstehend, dunkelbraun und scharfsehend; die Ohren kurz, breit und abgerundet; der Hals stark und lang; der Rücken breit und etwas eingedrückt; die Läufe kurz; die Zehen getrennt und mit scharfen weißen Krallen besetzt; der Schwanz oder die Ruthe mittelmäßig lang, dickbehaart, buschig und gerade ausgestreckt; zwey Drüschen unter dem Schwanze enthalten eine Feuchtigkeit, die einen eckelhaften Geruch von sich giebt, den der Balg noch lange behält, wenn er getragen ist. Die Grundwolle ist dicht und gelblichweiß oder lichtgelb und die einzelnen Stachelhaare an der Wurzel graulich, und an der Spitze aus dem kastanienbraunen ins glänzend schwarze auslaufend; vom weiten scheint im Winter der ganze Balg schwarz zu seyn, im Sommer aber, wo die gelbliche Grundfarbe verschimmert, gefleckt; der Mund, das Kinn, der Ohrenrand sind gelblichweiß und über den Augen bis zu den Ohren läuft der Breite nach bis zu den Backen herab ein weißer Streifen; der übrige Kopf ist rothgrau; nach dem Schwanze zu werden die stachlichen Haare immer dichter, daher er auch hier mehr schwarzbraun aussieht; Unterhals, Brust und Läufe sind ganz braunschwarz.

Das **Weibchen** ist etwas schlanker; Mund und Ohren sind weißer und am Bauche stehen vier Säugwarzen.

Varietäten: Es fallen auch zuweilen **weißliche** Spielarten aus.

Das Gesicht ist an diesem Raubthiere gut, nicht so gut das Gehör. Es muß daher mehr durch Erschleichung sich seines Raubes bemächtigen. Sonst ist es ungemein munter, und immer in Bewegung; sein Lauf ist schwingend, doch nicht mit der Eile, wie der Marder, dessen Kletterkraft er auch nicht im gleichen Maaße wie jener besitzt. Gegen alles Geklirre und Wetzen eiserner Instrumente hat es einen natürlichen Abscheu. Die Töne, die es von sich giebt, sind theils ein Kneffen wie ein Jägerhund, theils ein Knurren.

§. 224. Verbreitung und Aufenthalt.

Seine Heymath ist Europa, doch nicht höher als Schweden, und das gemäßigte asiatische Rußland. In Deutschland ist er gemein genug, ohngeachtet man ihn beständig nachstellt. Er hält sich in Feldern, Wäldern und Häusern auf. Seine Wohnung sind Höhlen, die er entweder schon bequem genug vorfindet, oder sich nach seinen Bedürfnissen zurecht macht. In Häusern steckt er in Klüften auf Böden, in Scheunen, Ställen, Holzschoppen und Holzhaufen; in Wäldern in hohlen Bäumen, alten Fuchsbauen, Erdhöhlen und Löchern unter den Baumwurzeln, die er sich bequem zurecht gemacht hat; im Felde unter hohlen Ufern, Verschlägen an Flüssen und Teichen und in erweiterten Hamsterbauen. Wenn er in Häusern große Haufen aufwirft, so heißt er Hausunk. Im Winter zieht er sich gern nach den Wohnungen der Menschen, besonders nach einzeln liegenden Mühlen.

§. 225. Nahrung.

Nicht so kühn, als der Marder, ist der Iltis, aber ein desto listiger Schleicher. Er wischt unvermerkt in die Hühner- und Taubenhäuser, ergreift aber hier nur ein Thier, tödtet es und trägt es fort; eben so macht er es mit den Eyern, die er sich alle einzeln in seinen Hinterhalt schleppt, und nur da, wo er ganz sicher ist, der Reihe nach aussäuft, so daß man oft Hennen die leeren Schalen hat bebrüten sehen. Alles wilde und zahme Geflügel ist seiner Verfolgung ausgesetzt; doch frißt er auch viel schädliche Thiere, Hamster, Maulwürfe, Ratten, Feld- und Hausmäuse, Schnecken, Heuschrecken, Käfer, auch Frösche. Junge Hasen, junge und alte Kaninchen werden ebenfalls von ihnen gewürgt, so wie er auch den Fischen und dem Honig nachgeht.

§. 226. Fortpflanzung.

In der zweyten Hälfte des Februars tritt die Ranzzeit bey diesen Thieren ein, und zwar mit Kämpfen und Schreyen wie bey den Marderarten. Das Weibchen trägt neun Wochen und bringt auf einem von Reisern, Moos und Federn weichgemachten Bette drey bis sechs Junge, die zwölf Tage blind sind, und etliche Monate von der Mutter gesäugt werden. Wird ihr ein Ort unsicher, so trägt sie dieselben am Halse an einen andern. Um nicht entdeckt zu werden, wird auch der stinkende Unrath der jungen Familie von der Mutter weit vom Neste weggetragen. Im achten Monate sind sie fast so groß als die Alten. Sie lassen sich mit Milch leicht aufziehen, und die Katzen lassen sie sich sogar anlegen. Man bricht ihnen die Zähne aus, damit sie nicht über lang oder kurz schädlich werden.

§. 227. Krankheiten.

Sie sollen mit der Raude befallen werden.

§. 228. Feinde.

Von außen Hunde, von innen Blasen- und Egelwürmer.

§. 229. Jägerbeobachtungen.

1. Das Fell hängt nur schlotternd über den Leib her, daher die Hunde lange an einem solchen Thiere herum reißen können, ehe es getödtet ist, denn sie müssen die Knochen mitfassen, wenn sie ihm was anhaben wollen. Gegen die Hunde vertheidigen sie sich nicht bloß mit Beißen, sondern auch mit Bepissen ins Gesicht.

2. Beym Ausgraben des Iltisses hat man mehrmalen bemerkt, daß er in seiner Höhle eine ganze Menge Frösche um sich her gelegt hat, vielleicht um sich erst eine vollkommene Mahlzeit zu sammeln, wie er es auch mit den Eyern und Geflügel macht.

3. Das Wetzen eiserner Instrumente auf Steinen kann er nicht vertragen, und wird dabey so wüthend, daß er aus der Höhle herauskommt, vor welcher man es thut. Sitzt er in einem Holzstoße, so kann man ihn dadurch zum Schuß locken.

4. Mit den Läufen gefangen beißen sie sich wie die Marder gern einen ab, oder verscharren sich, wo möglich, mit der ganzen Falle in die Erde.

§. 230. Von den verschiedenen Arten des Fangs und der Erlegung.

Die Spur ist der Marderfährte ähnlich, nur kleiner, wird aber nicht so häufig zwey und zwey Spuren neben einander, sondern mehr wie die Hasenfährte im Dreyeck, zwey neben einander und zwey einzeln hinten nach angetroffen. Im Winter sieht man sie am öftersten an Bächen, wo sie den sich tränkenden Mäusen nachgehen. Man fängt sie in Tellerfallen, in welche sie, nicht mit dem feinen Geruch der Marder begabt, leicht gehen. Man hat auch eigene breterne Iltiß- oder Klappfallen, die wie die Hausrattenfallen aussehen, für sie. Man stellt auch Schlagbäume und Drathschleifen, zwischen welchen an ein Gäbelchen einen Vogel hängt, für sie auf. Vor ihren Höhlen stellt man auch Iltisgarne, welche kleinmaschiger als Hasengarne sind, läßt sie durch Hunde, wenn der Bau so weit ist, hineintreiben und schlägt sie todt. Ein gebratener mit Zucker bestreuter Hering ist die beste Witterung für sie.

§. 231. Nutzen und Schaden.

Auf dem Felde und im Walde vertilgen sie viele schädliche Thiere, Hamster, Mäuse, Schnecken und Heuschrecken.

Das Fleisch ist bloß für den uneckeln Liebhaber eßbar, ob es gleich die Tschuwaschen gern essen.

Der Winterbalg ist ein gutes Pelzwerk, Schade! daß er lange Zeit so unangenehm riecht. Man braucht ihn zu Gebrämen an Mützen, Müffen und Handschuhen. Wenn

er zu Zobel schwarz gefärbt wird, so besetzt man auch wohl Frauenzimmerkleider und Mannspelze damit.

Man will auch gezähmte I'tisse zum Frettiren brauchen können.

Der Schaden ergiebt sich aus der Nahrung. In Häusern sind sie deshalb gar nicht zu dulden.

§. 232. Jägersprache.

Wie gewöhnlich bey diesen Raubthieren.

Zwanzigstes Kapitel.

Vom großen Wiesel. Nr. 20.

§. 233. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch: rothes, braunes, graues, Feld- und Waldwiesel, Wiesel mit schwarzer Schwanzspitze; in der weißen Winterfarbe; Hermelin.

Mustela Erminea. Gmelin Lin. I. 1. p. 98. n. 10.
Rosolet et Hermine. Buffon hist. nat. VII. 240. T. 31. f. 1. t. 29. f. 2. Ed. de Deuxp. II. t. 8. f. 3. t. 7. f. 4. Uebers. v. Martini IV. 196. Taf. 67.
Das große Wiesel. v. Schrebers Säugethiere. III. 496. Taf. 137. A. B.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 243. 245. II. 308. n. 205.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 305. Taf. 6. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 26.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 304.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 23.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 119.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 305.
The Stoat. Pennant's hist. of Quadr. II. 35. Uebers. v. Bechstein. II. S. 259. Nr. 234.
Ridingers jagdb Thiere. Taf. 19.

§. 234. Classification.

Wie beym Iltis.

§. 235. Kennzeichen der Art.

Die Farbe ist braunroth, in kalten Gegenden im Winter weiß, die Schwanzspitze aber allezeit schwarz.

§. 236. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Länge des Körpers ist etwas über ein Fuß und der Schwanz hat fünf Zoll. Der Bau ist schlank und geschmeidig; Schade, daß der Kopf zu dick und der Hals zu lang ist, sonst würde es eine der niedlichsten Thierformen haben; die Schnauze läuft kurz vor dem Munde spitzig zu; die Nase ist stumpf und gefurcht; der Mund öffnet sich weit und ist mit einem abwärtsstehenden Knebelbart besetzt; das Gebiß sehr scharf; die Zunge glatt und gefurcht; die Augen klein, schwarz, funkelnd, weit vorn im Gesicht stehend, und mit langen Bartborsten versehen; die fast glatten Ohrlappen kurz, breit, abgerundet und fest am Kopfe angelegt; der Hals kaum dünner als der Leib, vorn etwas in die Höhe gehoben; der Leib cylindrisch, an den Hinterschenkeln etwas erhabener; der Schwanz buschig und abgestumpft, in Ruhe gehend gerade ausgestreckt, in der Flucht aber auswärts gewölbt; die Beine kurz, scharfklauig; der Daumen an den Hinterfüßen kurz und versteckt; am After zwey niedrig nach Bisam riechende Drüschen. Die Farbe im Winter dunkel gelbbraun; im Sommer gelbroth oder schmutzig rothgelb; die Ohrkanten und Hinterfüße weiß (aber nicht immer); die Schnauze schwärzlich; der Bart gelb, weiß und schwarz; die Kopffarbe immer dunkler, als die Rückenfarbe; das Kinn und die Vorderzehen allezeit weiß; der übrige Unterleib weiß oder weißgelb; fast die ganze letzte Hälfte des Schwanzes schwarz.

Im Norden ändert sich die Rückenfarbe in weiß; bey uns in Deutschland nicht immer; und die weißen Wiesel oder Hermeline bey uns, sind gewöhnlich Varietäten wie die bey andern Thieren, und behalten diese Farbe Sommer und Winter. Auch wenn sich alsdann weiße und rothe Wieseln zusammen paaren, so giebt es geschäckte. Man hat auch eine aschgraue Varietät entdeckt. Ueberhaupt ist auch die braune oder rothe Farbe verschieden, so daß man rothbraune, graubraune, rothgelbe und braunrothe große Wieseln antrifft.

Das Weibchen scheint einen etwas schlankern Körperbau, einen dünnern spitzigern Kopf zu haben und auf jeder Seite des Bauchs stehen fünf Säugewarzen.

Es ist ein außerordentlich munteres, flüchtiges, gewandtes, aber auch ein grausames und für seine Größe sehr starkes Thier. Wie Eichhörner, so geschwind kann es Bäume ersteigen, springen ungemein hurtig und schwimmen mit der größten Fertigkeit über Bäche und Flüsse. Durch alle Ritzen, wodurch der Kopf geht, schlüpfen sie. Ihre Stimme ist fast ein Quicksen wie die Spitzmäuse. Sie machen immer Männchen wie die Hasen, um sich umzusehen.

§. 237. Verbreitung und Aufenthalt.

Ihr Vaterland ist der Norden von Europa, Asien und Amerika, wo sie in großer Menge leben. In Europa sind sie fast allgemein bekannt. Man trifft sie im Felde und Walde an. Im Felde wohnen sie gern an Ufern der Flüsse, in Hecken, Steinhaufen, in Maul-

Maulwurfs- Hamster- und Mäusehöhlen und in hohlen Obst- Weiden- und andern Bäumen. Eine Wohnung unter der Erde hat wenigstens vier Eingänge und so richten sie sich auch die vorgefundenen ein. Im Walde wohnen sie ebenfalls in Erdhöhlen, Stein- und Felsenklüften und in hohlen Bäumen. Im Winter gehen sie auch in die Wohnungen der Menschen, vorzüglich in die einzeln im Felde liegenden und halten sich in Scheunen, Ställen und Kellern auf. Sie werfen auch zuweilen in Hühner und andern Ställen, auch in Kellern Haufen auf, (wo sie denn Hausunk heißen); dann gehen sie aber gewöhnlich nach Hühnern, Eyern u. d. gl.

§. 238. Nahrung.

Ihre Hauptnahrung machen Hamster, Mäuse, Wasserratten und andere große und kleine Feldmäuse aus. Außerdem suchen sie die jungen und alten kleinen Vögel zu erschleichen und nehmen den großen die Eyer aus. Sie überfallen vorzüglich im Schlaf auch junge und alte Hasen und Kaninchen, ja sogar junge Rehe. Am Ufer des Wassers rauben sie Fische. Von Vegetabilien fressen sie bloß einige Pilzarten. Gewöhnlich gehen sie des Nachts, nur selten am Tage nach ihrem Raube.

§. 239. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Wenn nicht die Seltenheit des Thiers bey uns in Thüringen die Ursach ist, so habe ich sie immer paarweise beysammen gesehen, und es scheint daher, wie wenn sie gegen die Gewohnheit der Raubthiere in Monogamie lebten. Das Laufen oder Ranzen geschieht in März. Die Mutter bringt nach fünf Wochen drey bis acht Jungen zur Welt. Das Nest, das in einer Erdhöhle, unter oder in einem hohlen Baume angelegt wird, ist mit Moos, Wolle, Federn und Gras weich gemacht. Die Jungen saugen lange und die Mutter trägt ihnen vier Monate lang lebendige Nahrung, Mäuse und Vögel, zu, und lehrt sie so auf eine grausame Art ihren Raub fangen und tödten. Sie lassen sich zähmen, man muß ihnen aber zur Vorsicht die Zähne ausbrechen.

§. 240. Feinde.

Katzen und unter den Hunden vorzüglich der Spitz. Von Vögeln weiß ich keinen, der sie angienge, als der Storch, dem ich mehrere habe fangen sehen.

§. 241. Jägerbeobachtungen.

1. Ihr buschiger Schwanz trägt sehr viel dazu bey, daß sie nicht bloß von einem Busche, sondern auch von einem Baume zum andern springen können; und mit desto geringer Mühe die Vogelnester und die schlafenden Vögel auszuspüren.

2. Wenn man ein Nest findet, so trifft man gewöhnlich etliche lebendige Mäuse darin an, die den Jungen zum Spielen dienen und ihre Raubsucht üben sollen.

3. Wo sie in hohlen Bäumen sicher liegen, da lassen sie sich die Pflege der Mutter so lange gefallen, bis sie erwachsen, fast so groß wie die Alten sind. In hohlen Aesten der Feldobstbäume habe ich sie mehrmalen so gefunden.

4. Den jungen Rehen beißen sie sich im Genicke ein; das Thier läuft alsdenn wie wüthend mit ihnen fort, unterdessen suchen sie ihm die Halsflechsen abzufressen und es auf diese Art zu tödten.

5. Den aufgejagten Hasen folgen sie wie die Hunde auf der Spur nach, und wenn sie ihn nahe kommen, springen sie ihn auf den Rücken, beißen sich ein, und saugen ihnen das Blut aus, bis er hinstürzt. Eben so schleichen sie sich in die Kaninchen-Baue, springen diesen Thieren auf den Rücken, diese rennen denn mit ihnen heraus und davon, bis sie hinstürzen müssen *).

6. Die Eyer der Hühner und anderer Vögel tragen sie nicht im Munde, sondern unter dem Kinne weg, und können dabey sehr geschwind klettern und laufen.

§. 242. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Fährte ist die Größe abgerechnet, wie beym Marder, gewöhnlich zwey und zwey Spuren neben einander, doch auch zuweilen im Dreyeck wie beym Hasen. Die Hunde spüren ihren Aufenthalt wegen der stinkenden Exkremente leicht aus. Man hetzt sie ihnen dann an; allein alle gehen sie nicht an, wegen ihres scharfen Gebisses, mit dem sie ihnen nach den Gesichte fahren und sie schwer verwunden.

Vor ihren Aufenthalt legt man ihnen Fallen und Schlingen, die man gut abwittern, oder mit in Honig getauchten Welkobst oder mit einem Ey ankörnen muß. Wenn man ihren Aufenthalt weiß, so darf man nur vor der Höhle wie eine Maus pfeifen, so kommen sie gleich heraus und man kann sie todtschießen.

Will man in Häusern ihre Vertilgung bloß des Schadens halber, den sie thun, so darf man nur ein Ey mit Quecksilbersublimat füllen und an den Ort legen, wo man sie gespürt hat, so werden sie bald verschwinden. In Gärten, wo sie in Maulwurfsbauen wohnen, gießt man sie mit Wasser aus, hetzt, wenn sie hinauskommen, Hunde an, oder fängt sie in kleinen Gärnchen.

§. 243. Nutzen und Schaden.

Im Freyen sollte man sie, wo man Schaden von Feldmäusen zu befürchten hat, nicht tödten, weil sie mehrentheils von diesen Thieren leben. Dem Bären sollen sie sogar in die Ohren kriechen, denselben dadurch rasend machen, daß er nicht eher zu laufen aufhört, als bis er hinstürzt und stirbt.

Der

*) s. Schmiths Handbuch zur Vertreibung der schädl. vierf. und geflügelten Thiere. S. 43.

Der rothbraune Balg wird kaum zu Unterfutter benutzt; der weiße (oder Hermelinfell), der aus Norden kommt, ist ein sehr kostbares Pelzwerk. Die Holländer und Engländer treiben einen sehr starken Handel damit. Die Hermelinschwänze gaben sonst die kostbarsten Pelze und Aufschläge.

Die weißen Felle, die man von unsern Wieseln bekommt, braucht der Landmann bloß zu Vertreibung des Schwulstes an den Eutern der Kühe.

§. 244. Jägersprache.

Die gewöhnliche.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Vom kleinen Wiesel. Nr. 21.

§. 245. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildung.

Namen: Gemeines Wiesel, Heermännchen, Haus- und Speicherwiesel, lichtbraunes, röthliches Wiesel; im Norden, wo es weiß wird: Schneewiesel, kleines weißes Wiesel, Härmlein, Hermelinchen.

Mustela vulgaris. Gmelin Lin. I. 1. p. 99. n. 11.
Belette. Buffon hist. nat. VII. 225. t. 29. f. 1. Ed. de Deuxp. II. T. 8. f. 2. Uebers. von Martini. IV. 186. Taf. 66.
Das kleine Wiesel. v. Schrebers Säugeth. III. 498. Taf. 138.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 243.
— Bechsteins N. G. Deutschlands I. 315. Fährte Taf. 14. Fig. 5. b. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 28.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 316.
— Donndorfs zool. Beytr. I. S. 308. n. 11.
The common Weesel. Pennants hist. Quadr. II. 33. Uebers. von Bechstein II. S. 337. n. 232.
— Ridingers kleine Thiere. Taf. 89. dessen wilde Thiere. Taf. 30.

§. 246. Classification.

Wie bey der vorhergehenden Art.

§. 247. Kennzeichen der Art.

Der Schwanz ist mit dem gelbröthlichbraunen Oberleibe einfärbig und ohne Haarbüschel.

§. 248. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Es ist oft mit dem vorhergehenden verwechselt worden; es unterscheidet sich aber in Ansehung der Größe, der Form und Kürze des Schwanzes gar merklich. Der Leib ist etwas über sechs Zoll lang; der Schwanz anderthalb Zoll, und die Höhe fast anderthalb Zoll. Der Kopf ist breit gedrückt, und mit dem Halse und Leibe fast einerley Dicke; der Mund enthält das scharfe Gebiß der vorhergehenden Art; die Ohren sind kurz, breit, abgerundet, stehen tief, in der Mitte des Kopfes und weit entfernt von den kleinen schiefliegenden schwarzbraunen glänzenden Augen; der Hals ist lang und dick, mehr in die Höhe gestellt, als beym großen Wiesel; der Leib gerade auslaufend; der Schwanz kurz, zunehmend spitzig ohne merklichen Haarbüschel; die Beine sehr kurz, dünn; die Füße zart und mit scharfen weißen Nägeln bewaffnet; unter dem After zwey Drüßchen mit einer sehr stark bisamartig riechenden Feuchtigkeit. Der Oberleib ist gelbrothbraun, manchmal etwas dunkler, also ins graue sich ziehend, manchmal heller; im Sommer schmutzig fuchsroth, zuweilen rothgelb; vom Rande des Oberkiefers an ist die Farbe schneeweiß; hinter jedem Mundwinkel ein weißer kleiner Fleck von der Rückenfarbe; dergleichen Punkte befinden sich auch oft am Bauche; die Barthaare und Brusthaare vor und über den Augen sind weiß und rothbraun.

Das Weibchen unterscheidet sich bloß durch die acht Säugwarzen vom Männchen.

Im Norden wird es im Winter schneeweiß, daher der Name Schneewiesel *). In Deutschland aber habe ich noch keine Farbenveränderung nach den Jahrszeiten bemerkt; und wenn es weiß gesehen wird, so ist es eine Varietät, die Sommer und Winter so bleibt.

In seinem Naturell ist es dem vorigen gleich, nur daß es noch muntrer und flinker ist; es läuft außerordentlich schnell und bewegt dabey den Kopf unaufhörlich nach allen Seiten. Es klettert so gut wie ein Eichhorn, schwimmt vortrefflich, und durchkriecht und durchsucht alles, alle Winkel und Löcher, die ihm aufstoßen. Ob es gleich kleiner ist wie jenes, so ist es doch eben so beherzt, fast noch beherzter und grausamer. In der Angst läßt es einen heisern quickenden Ton von sich hören.

§. 249. Verbreitung und Aufenthalt.

Es bewohnt die meisten Theile von Europa, in Asien geht es bis nach Kamtschatka hinauf und bis nach Persien hinab und in Nordamerika trifft man es bis zur Hudsonsbay an. Auch in der Barbarey ist es zu Hause. Man trifft es mehr in Gebäuden an als das große. Es ist da in den Klüften alter Mauern, auf den Böden, in Scheunen und Ställen, zwischen den Wänden, in Abzügen, Holzstößen u. s. w. zu finden. Im Sommer sieht man sie nahe bey Städten und Dörfern in Hecken, Steinhaufen, Steinbrüchen, unter hohlen Ufern, Baumwurzeln, Bäumen und in Maulwurfshügeln.

§. 250.

*) Mustela nivalis.

§. 250. Nahrung.

Dieses Wiesels Hauptnahrung sind Hamster, Maulwürfe, große und kleine Mäuse, zu deren Verminderung es eigentlich bestimmt zu seyn scheint. Man findet in einer Wieselhöhle oft eine Menge Mäuse beysammen. Die große Wanderratte, die gegen andere Thiere, ja selbst gegen Menschen oft dreiste ist, ist in ein Paar Augenblicken von diesem kleinen Raubthiere überwältigt. Es geht aber auch die jungen Tauben und Hühner an und trägt sie weg, beißt die alten in den Hals und saugt ihnen das Blut aus. Nur selten frißt es von diesen großen Vögeln etwas anders als den Kopf. Junge Hasen und Kaninchen werden auch von ihm angegriffen; alte Vögel von ihm im Schlaf erschlichen, und die Eyer und Jungen aus den Nestern geplündert. Maulwürfen und Mäusen ist es um deswillen so sehr gefährlich, weil es dieselben bis in ihre Höhlen verfolgen kann. Es geht auch den Blindschleichen, Fröschen und dem Honig nach. Man sieht es nur selten am Tage in den Hecken und bey Steinhaufen herumlaufen.

§. 251. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Ranzzeit fällt in den März. Nach fünf Wochen bringt das Weibchen vier bis acht Junge in einem von Moos, Federn und Gras weichgemachten Neste. Diese sind vierzehn Tage blind, bleiben lange liegen und lassen sich von der Mutter säugen und ernähren. Wenn sie Gefahr für sie bemerkt, trägt sie dieselben auch am Halse davon. Sie sehen braunroth mit rothgrau überlaufen aus, lassen sich wie jene zähmen, haben aber einen unangenehmen Geruch.

§. 252. Feinde.

Hunde und Katzen, welche letztere aber dreist seyn müssen, wenn sie sich nicht vor ihnen fürchten sollen. Auch den Storch habe ich lange vor ihren Löchern sitzen und ihnen auflauern sehen.

§. 253. Jägerbeobachtungen.

Das Thier ist zu unbedeutend, als daß man so aufmerksam auf dasselbe gewesen wäre, um besondere Eigenheiten zu bemerken.

Merkwürdig ist indessen seine außerordentliche Raubbegierde. Man fängt es nämlich oft in Fallen mit der gefangenen Maus im Munde, und es läßt sie auch nicht eher los, als bis es getödtet ist.

§. 254. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Spur ist der vorhergehenden vollkommen gleich, nur kleiner.



Man fängt sie in eisernen Mäusefallen mit Biegeln, an welche man ein Vogeley oder eine aufgekochte Welkpflaume heftet.

Wenn man ihren Wohnort weiß, so darf man nur mit der Flinte sich hinstellen und wie eine Maus quicksen, um sie aus der Höhle zum Schuß zu locken.

§. 255. Nutzen und Schaden.

Der Nutzen, den diese Thiere im Haushalte der Natur stiften, überwiegt den Schaden, den sie anrichten, weit. Als Erbfeinde aller Mäusearten tödten sie dieselben nicht bloß zur Speise, sondern aus bloßer Mordsucht.

In Sibirien wird der Balg auch benutzt und an die Christen als Pelzwerk verkauft.

Die Mexikaner sollen das Fleisch essen.

Der Schaden, den sie an dem jungen Federvieh und an den Eyern in Häusern thun, ist oft beträchtlich und hier sollte also bloß ihre Vertilgung statt finden, im Freyen aber sollten sie so lange geschont werden, bis wir selbst wirksamere Mittel gegen die verheerenden Feldmäuse ausgefunden haben.

§. 256. Jägersprache.

Die gewöhnlichen Redensarten.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Landbär. Nr. 22.

§. 257. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt: Bär, gemeiner Bär; Europäischer Bär, gemeiner Europäischer Bär; Ringelbär, wenn er die jugendlichen weißen Ringe behält; Zeidelbär, wenn er noch klein ist; der schwarze Bär heißt auch Grasebär und Ameisenbär und der braune Pferde- oder Honigbär.

Ursus Arctos. Gmelin Lin. I. 1. p. 100. n. 1.
Ours. Buffon hist. nat. VIII. 248. T. 31. XIII. 258. T. 32. Ed. de Deuxp. III. T. 2. f. 1. 2. Uebers. v. Martini V. 91. 94.
Der Landbär. v. Schrebers Säugeth. III. 502. T. 139. 140.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 209. II. 274.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 333. Fährte Taf. 14. Fig. 9. Dessen Musterung der schädl. Thiere. S. 30.

Go-

— Goeze's Europ. Fauna. I. 345.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 12.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 86.
— Donndorfs zool. Beytr. I. S. 316.
The brown Bear. Pennant's hist. of. Quadr. II. 1. Uebers. von Bechstein. II. 323. Nr. 208.
Ridingers jagb. Thiere. Taf. 3. große Thiere. Taf. 5. Bären Taf. 1. 2. 4. wilde Thiere. Taf. 32. kleine Thiere. Taf. 39 — 44.

§. 258. Classification.

Nach Linne' gehört er in die dritte Ordnung unter die Raubthiere S. 30. nach Blumenbach in die siebente Ordnung unter die größern reißenden Thiere (S. 32.); und nach Pennant in der zweyten Ordnung zweyten Abschnitt unter die Raubthiere (S. 33). Er wird unter der Bärengattung (S. 75.) beschrieben.

§. 259. Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind klein und rundlich; die Unterlippe hat 18 Zakken; der Hals ist kurz und dick; der Leib stark; der Schwanz kurz; die Beine gleich hoch; die Klauen der Vorderfüße länger als die der Hinterfüße.

§. 260. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Größe ist verschieden, die mittlere sechs Fuß, und die Schwere 200 bis 250 Pfund. Der Kopf ist hinten dick, und läuft kegelförmig in eine stumpfe Schnauze aus; die Ohren sind klein und zugerundet; die untere Kinnlade länger als die obere; die vordern kleinen Backenzähne fallen gewöhnlich aus, daher man statt 36 Zähne, gewöhnlich nur 30 findet; der Hals ist kurz und dick; der Leib dick mit gewölbten gegen die Schultern gesenkten Rücken; der Schwanz sehr kurz; die Beine mittelmäßig, die vordern etwas einwärts gebogen und kaum kürzer als die hintern mit fünf paralellstehenden, Zehen woran die schwarzen Klauen der vordern länger sind. Sowohl die Grundwolle als das Zottenhaar ist lang, letzteres hart und glänzend, so weit es über die erstere vorragt; im Gesicht, Bauch und hinten an den Beinen ist das Haar länger, auf der Schnauze hingegen am kürzsten. Die Farbe ist braun, schwarz und fuchsroth, mit noch einigen Farben-Abänderungen. Da man in neuern Zeiten diese Bären der Farbe und Lebensart nach in eigene Arten abtheilt *) so will ich sie wenigstens hier so beschreiben, und es dem weitern Nachforschen der Naturforscher und Jäger in den Bären-Gegenden überlassen, ob wirklich die verschiedenen

*) s. Borkhausens Deutsche Fauna. Frankfurt 1797. I. 44.

denen Kennzeichen der Art haltbar oder nicht sind. Merkwürdig ist freylich, daß diese Bären oft an einem und ebendemselben Orte wohnen, und so verschieden sind.

a. Der schwarze Landbär *).

Die Kopf ist dick; die Schnauze abgestumpft; Hals und Schwanz kurz; Farbe und Körper schwarz.

Er hält sich nur in nördlichen Ländern und in den rauhen und großen Waldungen der Schweiz auf. Der längere Kopf, die längern Ohren, das längere, zärtere, tief schwarze und seidenartig glänzende Haar und die kleinere Gestalt unterscheiden ihn äußerlich von dem gemeinen braunen Bäre, von dem er auch im **Naturell**, in der **Lebensart** und der **Begattungszeit** abweicht. Sein **Naturell** ist sanfter; seine **Nahrung** nimmt er vorzüglich aus dem Pflanzenreiche, und es besteht solche vorzüglich in Beeren von mancherley Stauden und Sträuchern, Wurzeln, jungem Grase und andern Vegetabilien. Nur selten frißt er Fische und Insekten, und nur dann, wenn er so ohne Mühe dazu kommt, Fleisch. Er **begattet** sich zu Ende Septembers und Anfang Octobers, und das Weibchen bringt seine Jungen im März oder zu Anfange Aprils, wo der Bär, in nordischen Gegenden sowohl als den Alpen, noch nicht aus der Winterruhe hervorgegangen ist, und säugt sie, ob er gleich zu dieser Zeit keine Nahrung zu sich nimmt.

Von dieser Art ist der **Silberbär** oder **kleine weiße Bär** eine Varität. Er findet sich in **Rußland**, in dem daran gränzenden Polen, in Schweden und Norwegen, desgleichen auf Island. Seine schwarzen Haare haben alle schneeweiße Spitzen, welches, jenachdem die Spitzen in größerer oder geringerer Länge weiß sind, eine weiß oder mehr ins Grauliche fallende Silberfarbe hervorbringt.

b. Der braune Landbär.

Der Kopf ist dick; die Schnauze abgestumpft, dicker, als bey dem vorhergehenden; Hals und Schwanz kurz; der Körper braun, oder braungrau, nicht selten schwarzbraun.

Dieser geht die Jäger eigentlich an. Es ist die gemeinste Art, welche sich noch jetzt in **Deutschland** und zwar in Niederösterreich, Tyrol, Steyermark, Kärnthen, Crain, in den großen Wäldern des Herzogthums Krumau, in Pommern und höchst selten in Schlesien in einsamen Waldungen, desgleichen in den schweizerischen Alpen findet. Sein **Naturell** ist sanfter, als bey der folgenden Art. Er **nährt** sich von jungem Korn, Gras, allerhand Beeren, besonders Erdbeeren und andern Stauden- und Strauchfrüchten, Haidekorn, Kastanien, Trauben, Insecten, besonders Ameisen, denen er sehr begierig nachgeht, und

*) v. **Paula Schrank** Fauna boica I. p. 55. Hier werden aus dem schwarzen und braunen auch 2 Arten gemacht, und dieser heißt **Grasbär** und der folgende **Honigbär**.

und, wenn er es ohne Mühe haben kann, von Fleisch, macht aber nicht so ordentliche Jagd auf Thiere, wie die folgende Art. Er lebt in Monogamie, begattet sich zu Ende des Junius und Anfang des Julius, und bringt seine Jungen nach neun Monaten, während der andern Bären eigenen Winterruhe.

c. Der rothe Landbär *)

Der Schwanz ist abgestumpft; aber nebst den ganzen Kopf schmäler, als bey den vorhergehenden Arten; Hals und Schwanz kurz; der Leib braun oder fuchsroth.

Findet sich in den Schweizerischen und Tyrolischen Alpen, wahrscheinlich auch in mehreren Gegenden, wo der braune Bär wohnt. Er ist kleiner als jener, hat ein wilderes Naturell, raubt Vieh, welchem beständig nachzustellen und aufzulauern, sein tägliches Geschäffte ist; ja er ist so muthig, daß er in Gegenwart von Menschen ein Stück Vieh anfällt, und zerreißt. Auch jagt er das Vieh, bis es ermattet und ihm leichter zur Beute wird, welches jener nie thut.

Dieses ganz besondere Naturell, und der eigene Bau des Kopfes, welcher nach den Bemerkungen des Herrn von Salis einem Schweinskopfe ziemlich ähnlich ist, charakterisiren ihn offenbar als eine besondere Art. Er geht auch dem Honig gerne nach. Er begattet sich im August oder September, und das Weibchen trägt sechs Monate.

Wenn diese dreyerley Bären wirklich besondere Arten sind, so weiß ich nicht zu welcher folgende Varietäten gehören: a) der weiße Landbär. Ganz weiß oder gelblichweiß. In der Chinesischen Tatarey und in Persien. b) Der schwarz und weiß geschäckte Landbär. In Sibirien und Abokans. Vermuthlich beydes Varietäten von dem braunen Landbär.

In Livland wurde auch eine Bastardart von einem männlichen Bären und einer Hündin erzeugt. Sie hatte einen Bärenkopf, keinen Schwanz und war sehr zottig und bellte und brummte zugleich. Dieser Bastardbär begattete sich mit einer Hündinn, welche sich aber wahrscheinlich noch mit mehreren Hunden belaufen hatte, denn sie bekam sechszehn Junge, von welchen aber nur sechs dem Bärenbastart ähnlich waren.

Das Weibchen soll einen etwas schmälern Kopf und Rücken haben; an der Brust stehen vier und am Bauche zwey Säugwarzen.

Ohngeachtet der Landbär ein so plumpes Ansehen hat, so ist er doch nichts weniger als träge; er läuft schnell in Ebenen und bergan; geht geschickt aufgerichtet auf den Hinterbeinen; klettert auf die höchsten Bäume und rückwärts wieder herab; schwimmt gut aber nur nicht lange. Seine vorzügliche Stärke hat er in den Vordertatzen und in den Brustmuskeln, womit er seinen Feind in der gelassensten Umarmung erdrückt und mit den Vordertatzen, welches eigentlich seine Waffen sind, schlägt er wie mit einer Hand maulschellirend um sich.

*) Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens. II. 134.

sich. Den Menschen greift er nur gereizt an. Er ist jähzornig, eigensinnig und im Alter keines Zwanges fähig. Gesicht, Gehör und Gefühl sind sehr gut, am feinsten sein Geruch, weil die innere Nasennervenhaut ungemein ausgedehnt ist. Man zählt an der innern Nasenfläche vier Reihen knöcherner Schichten, welche durch drey senkrechte Blättchen von einander geschieden sind, und wodurch die Flächen bis zum Erstaunen vervielfältigt werden, um destomehr Eindrücke riechbarer Sachen aufzunehmen. Im Zorn brummt er, und dieß Brummen verliert sich zuletzt in ein hohles, einwärts gehendes Gemurmel, und ist mit Zähneknirschen begleitet.

§. 261. Verbreitung und Aufenthalt.

Der Landbär bewohnt ganz Europa, wo er nicht ausgerottet ist, besonders aber die nördlichen Theile desselben, so wie in Asien, doch geht er auch herab bis nach Arabien, Japan und Ceylon. Auch in der Barbarey wird er angetroffen. In Deutschland findet man ihn noch in Niederösterreich, Tyrol, Steyermark, Cärnthen, Crain, in Böhmen, hier besonders in dem Gefilde, dem höchsten Theile des Böhmerwaldes. Da er selbst ein einsames Leben führt, so wählt er auch einsame dichte Waldungen zu seinem Aufenthalte, wo nicht gar zu sumpfige und stark berohrte Brüche, alte Steinhöhlen, Felsenklippen, alte hohle Bäume sind. Ehe der Winter kommt, sucht er sich unter den Stamm eines alten Baums, oder in der Höhlung desselben, in Felsenklüften u. s. w. eine muldenförmige Höhle, die er mit Moos ausfüttert und mit Reisig belegt. In dieser legt er sich bey eintretender Winterkälte mit Fett überzogen hin, rollt sich zusammen, liegt hier in einer unthätigen Ruhe, obgleich nicht wie ein Winterschläfer erstarrt, und soll an seinen Tatzen saugen und so vom Leibe zehren, ohne sich einen Vorrath zu sammlen. Nach dem der Winter in einer Gegend kurz oder lang ist, wird es auch sein Winterschlaf.

§. 262. Nahrung.

Es scheint als wenn sich der Landbär mehr aus dem Gewächs- als aus dem Thierreiche nährte. Er frißt daher allerley Beeren, Früchte, besonders Hülsenfrüchte, Eicheln, Buchecken, wildes Obst, Kastanien und andere Baumfrüchte, Wurzeln, Kartoffeln, Getraide. Aus dem Thierreiche fallen sie Ziegen, Schafe und selbst Pferde an, und vom Wildpret die Hirscharten. Ameisen und Honig und unter den Fischen die Forellen zählen sie unter ihre Leckerbissen. Im Herbst werden sie von der Waldmast außerordentlich fett. Sie trinken leckend, gleichsam bissenweise wie die Hunde.

§. 263. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattungszeit ist nach der verschiedenen Gegend, vielleicht auch nach den verschiedenen Varietäten oder Arten der Bären, wie wir gesehen haben, verschieden. So bald das

das Weibchen befruchtet ist, sucht es die einsamsten Plätze aus, vielleicht, weil es weiß, daß das Männchen die Jungen auffressen würde. Nach sechs Monaten (so nimmt man gewöhnlich an) bringt es dann im Winter eins, zwey, höchst selten drey Junge zur Welt, welche zwar wegen des engen Schlusses der Geburtstheile klein, und unansehnlich, aber doch nicht so ungestaltet sind, wie sie gewöhnlich beschrieben werden. Sie bleiben sechs bis neun Tage (nach andern vier Wochen) blind und werden sechs Wochen lang gesäugt. Sie sind gewöhnlich grauschwarz, auch kohlschwarz, und einige haben einen weißen Cirkel um den Hals. Wenn sich die Mutter wieder begatten will, so verläßt sie dieselben, sie gehen aber nachher wieder zu ihr, und man sieht, da sie zwey Jahre und noch länger bey ihr bleiben, oft eine Bärin mit vier und fünf kleinern bey einander. Erst im vierten Jahre soll ihr Zeugungstrieb erwachen und sie sollen bis ins zwanzigste wachsen, woraus man auf ein hohes Alter schließen kann. Jung muß man sie aufziehen, wenn man sie so zähmen will, daß sie mancherley Kunststücke, Tanzen, Trommeln, Almosen mit den Händen einsammlen und dergleichen lernen sollen. Sie werden dazu mit Brod das man in Milch oder in Honig und Wasser oder auch in Bier einweicht, aufgezogen. Wenn man sagt, solche aufgezogene Bären lernten den Klang und Takt der Musik unterscheiden, so ist dieß ein Trugschluß, wie ich aus häufigen Beobachtungen weiß, der Bährenführer, der dieß vorgiebt, richtet sich gewöhnlich nach dem Gang seines tanzenden Bären, und der Bär nicht nach ihm.

§. 264. Krankheiten.

Sie sollen leicht blind werden, besonders wenn sie lange in tiefen Höhlen liegen und nach der langen Finsterniß gleich ins blendende Schneelicht kommen. Man spricht, sie kurirten sich dadurch, daß sie sich an den Bienenstöcken den Rüssel so zerstechen ließen, daß er stark blute.

§. 265. Feinde.

Eine Gesellschaft hungriger Wölfe soll sich an sie wagen. Eben so soll sie der Vielfraß *) anfallen. Das Hermelin soll ihnen auch in die Ohren kriechen, sich darin so einbeißen, daß sie wüthend werden und sich todt laufen.

In ihren Eingeweiden findet man Blasenwürmer.

§. 266. Jägerbeobachtungen.

Es giebt ihrer nur wenige, da sie in Gegenden wohnen, wo der Jäger, wie die Natur noch ganz unkultivirt ist.

1. Die Bären sind sehr vorsichtig, wenn sie auf Beute ausgehen. Sie spähen von einer Anhöhe oder einem Baume die Gegend vorzüglich durch ihren feinen Geruch aus. Bey An-

*) Ursus Gulo. Lin.

Anbruch der Nacht gehen sie dann auf ihre Streifereyen aus, und warten, wenn sie nicht in der Dunkelheit an das Vieh kommen können, in einem Hinterhalte, bis es ausgetrieben wird. Sie befallen es dann von hinten, springen ihm auf dem Rücken und beißen es so stark in den Nacken, daß es bald fallen muß. Ist es ihnen zu stark, so jagen sie es entweder müde, oder auf einen gefährlichen Ort, daß es sich wund oder todtfallen muß.

2. Ihre List, mit welcher sie nach dem Berichte der Kamtschadalen das sehr schnelle Rennthier fangen, ist besonders merkwürdig. Die Rennthiere halten sich in Rudeln zusammen, äsen sich gewöhnlich in den niedrigen Gegenden von dem Grase und Kräutern, das am Fuße der Felsen oder andern steilen Anhöhen wächst. Wenn sie der Bär erblickt, so wählt er sich einen Platz, der höher liegt als der Ort, wo sie weiden, nähret sich ihnen mit Vorsicht, und versteckt sich je näher er kommt, zwischen den Felsen. Wenn er gerade über ihnen und so nahe ist, daß er seinen Zweck nicht zu verfehlen glaubt, so fängt er an mit seinen Tatzen Felsenstücke abzureißen und sie auf die Rennthiere herabzuwälzen. Trifft er eins, so verfolgt er es und ist bey seinem Angriffe glücklich oder unglücklich, je nachdem die Verwundung des getroffenen Rennthiers beschaffen ist.

3. Das Männchen ist zu Ende des Sommers und Anfange des Herbstes am furchtbarsten, hingegen am Ende des Herbstes ohne Muth; das Weibchen, so lange es säugt, am schrecklichsten, unerschrockensten und blutdürstigsten.

4. Die Bärin ist außerordentlich sorgsam für ihre Jungen, und vergißt darüber ihre eigene Rettung. Sie warnt sie nicht blos durch Pfeifen, Zusammenschlagen der Tatzen, und treibt sie auf Bäume, sondern stellt sich auch gegen ihre Feinde mit ihrer Löwenstärke zur Wehre.

5. Das Zusammenschlagen der Tatzen soll einen schreckhaften Ton von sich geben, und der Bär soll sich derselben bedienen, wenn er irgendwo ruhig schmausen will. Die Leute laufen gewöhnlich davon, und er frißt sich dann gewöhnlich erst satt, ehe sie mit Sukkurs zurückkommen.

6. Wenn der Bär auf dem Felde ein Thier tödtet, so verscharrt er es gleich, und geht davon. Man kann sich alsdann in die Nähe stellen und ihm aufpassen. Vergräbt er seinen Raub nicht, so kommt er auch nicht wieder.

7. Durch einen Pfiff läßt sich der Bär vom Jäger schußrecht bringen. Denn er tritt gleich in die Höhe, wenn er einen Pfiff hört, und wird so erschossen.

8. Man schießt sie gern mit langen Büchsen, die ein kleines Bley haben. Hinter solchen Kugeln läuft die Wunde zu und sie ersticken so in ihrem eignen Blute. Große Kugeln, die große blutströmende Löcher reißen, machen sie nur noch wüthender, sie stopfen die Wunde mit Moos und gehen auf ihren Feind los, oder schieben die Gedärme, die ihnen aus dem Leibe hängen, wieder hinein, verstopfen den Riß mit Gras und laufen davon.

9. Durch Trommeln und das Fahren mit einem Schiebkarren soll man auch den hungrigsten und grimmigsten Bären verjagen können.

§. 267.

§. 267. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung:

Die Bärenfährte ist leicht durch ihre Größe und Gestalt zu unterscheiden. Da er auf der ganzen Ferse geht, so sieht die Spur, die geschränkt erscheint, den Fußstapfen eines barfußen Menschen ähnlich, nur stärker und plumper, und mit eingreifenden Krallen. Er gehört zur hohen Jagd und wird auf dem Anstande bey seinem Raube oder Aas, durch Treibjagen, mit Hetzhunden, wobey er entweder erschossen oder erstochen wird, durch Fallen, Gruben und Schlingen erhalten.

Die Gruben werden glatt ausgeschaalt, leicht bedeckt und mit einem Honigtopf besetzt; wenn man ihn gefangen lebendig haben will, so stellt man neben die Grube einen Bärenkasten, in den er geht.

Andere weniger weidmännische Arten ihn in seine Gewalt zu bekommen sind:

1) Die Selbstschüsse, die er durch einen an einen Honigtopf befestigten Drath selbst abzieht.

2) Das Berauschen mit Brantwein auf Honig gegossen. Er läßt sich dann auf dem Kopf seinen empfindlichsten Theil berauscht leicht todtschlagen.

3) In Sibirien fängt man ihn in starken Schlingen, an welchen ein schwerer Kloß hängt. Sobald sie der Bär am Halse hat, so hält ihn der Kloß zurück. Er wird darüber böse, wirft ihn also mit voller Gewalt den Berg hinunter, muß dann nachfolgen und fällt sich so gewöhnlich todt.

4) Die Beschkiren wissen ihn künstlich vor dem Loche eines wilden Bienenstokkes zu fangen. Sie befestigen vor dem Zeidelbrette ein krumm zusammengebogenes Queerholz, an dessen Ende ein Brett mit Stricken, wie ein Wagbrett hängt. Wenn der Bär das Zeidelbrett aufschieben will, so muß er auf das Brett treten. Kaum hat er es berührt, so schnellt das Queerholz los und der Bär hängt da in freyer Luft, wird erschossen, oder wenn er herabstürzt, so fällt er sich in unten aufgerichteten spitzigen Pfähle todt.

5) In Kamtschatka gehen die Bärenjäger mit einem zweyspitzigen, an einem Riemen befestigten Eisen auf sie zu, stoßen ihm dasselbe in den Rachen und stechen ihn dann mit dem Messer todt.

6) In Illyrien sind die jungen Mannspersonen auch so dreuste, sie auf einen Baum nach sich zu locken und hacken ihm mit einem scharfen hölzernen Beile einen Fuß nach dem andern ab, wenn er ihnen nachsteigt.

§. 268. Nutzen und Schaden.

Das Bärenfleisch wird allenthalben gegessen. Die Schinken und der Kopf schmecken auch gut, und die Tatzen und Jungen sind Delikatessen für Hoftafeln.

Das Feist ist weiß, gesund, schmeckt angenehm und wird nicht leicht ranzig. Es dient zu Speisen, und Arzeneyen.



Die Bärenhaut ist eines der vorzüglichsten Rauchwerke. Den Nordländern ist es ein sehr nothwendiges Haus- und Kleidungsbedürfniß. Bey uns macht man Husarenmützen, Müffe, Pelze, Fußböden in Kutschen, Pferdedecken, Handschuhe u. d. gl. daraus. An vielen Orten ist es die Bettunterlage; daher auch der alte deutsche Name Bärenhäuter seinen Ursprung hat, der einen faulen, unthätigen Menschen bezeichnet.

Die Kosaken machen aus den Därmen Fenster.

Aus dem scharf gemachten Schulterblatt machen die Kamschatkalen Sensen zum Grasmähen.

Bärenhaare mit pulverisirter Kreide und etwas starkem Biere vermischt, machen eine gute Ofenkitte.

Er ist der Vieh- und Fischzucht schädlich, ruinirt die Weinberge, und die Honigstöcke, und da er dabey auch die Menschen angeht, so darf seine Vermehrung in cultivirten Ländern nicht geduldet werden.

§. 269. Jägersprache.

Ausser den gewöhnlichen Ausdrücken hat der Bär Tatzen oder Branten und keine Füße; eine Haut oder Decke und keinen Balg.

Der Aufenthalt heißt Lager, Loch und Lug.

Er brunftet oder bäret. Die Brunftzeit heißt Bärzeit.

Er brummt, nicht schreyet.

Er geht von oder zu Holze, und nicht trabet.

Er bäumt. Er hebt und erniedrigt sich. Er macht ein Männchen. Er wird aufgeschärft, abgehäutet und zerwirkt.

Der Bär schlägt seinen Raub. Er raubet. Er frißt. Er trifft und erdrücket.

Das Bärenfett heißt Feist.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Vom Dachs. Nr. 23.

§. 270. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Der gemeine Dachs, Gräving oder Greifing, Dachsbär und Halbfuchs mit kurzem Schwanze.

Ursus

Ursus Meles. Gmelin Lin. I. 1. p. 102. n. 2.
Blaireau. Buffon hist. nat. VII. 204. T. 7. 8. Ed. de Deuxp. II. t. 5. f. 3. Uebers. v. Martini IV. 59. 123.
Der gemeine Dachs. v. Schrebers Säugeth. III. 516. I. 142.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 293. II. 280.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 393.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 349. Taf. 14. Fig. 10. Fährte. Dessen Musterung der schädlichen Thiere. S. 31.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 16.
— v. Wildungens Neujahrsgesch. 1797 S. 39. Taf. 2.
— v. Flemmings voll. deutsch. Jäger. I. 114.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 327.
The Common Badger. Pennant's hist. of Quadr. II. 14. Uebers. v. Bechstein. II. S. 338. Nr. 215.
Ridingers jagdbare Thiere. T. 17. Dessen allerley Thiere. Taf. 24.

§. 271. Classification.

Nach Linne' und Pennant gehört der Dachs unter die Ordnung der Raubthiere S. 30. 33; nach Blumenbach aber unter die vielzehigen nagenden Säugethiere in die sechste Ordnung, wo er, wie bey Pennant, eine besond... Gattung ausmacht S. 78; von Linne' aber unter die Bärengatt... gezählt wird.

§. 272. Kennzeichen der ...

Der Leib ist oben weißgrau und schwarz melirt, unten schwarz; von der Schnauze geht durch die Augen und Ohren beyderseits eine schwarze Binde; die Füße sind schwarz.

§. 273. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Länge des Dachskörpers ist dritthalb Fuß; des Schwanzes fast sechs Zoll und die Höhe über ein Fuß. Die Schwere 20 bis 35 Pfund. Der Kopf ist fast wie ein Fuchskopf gestaltet, ist auch breit und läuft dreyeckigförmig in eine dünne Hundeschnauze aus. Die Nase ist lang, etwas eingebogen, feucht, schwarz, sein schärfstes aber auch sein schwächstes Werkzeug; von den sechs obern Vorderzähnen ist einer um den andern inwendig ausgehöhlt; die obern Eckzähne sind gerade, die untern aber hinterwärts gebogen; die Köpfe der untern Kinnlade sind so in die Ränder der Pfanne eingeschlossen, daß dieselbe dadurch ausserordentlich verwahrt sind, indem sie sich nur auf und nieder und zu beyden Seiten, aber nie vorwärts bewegen oder herausziehen kann. Die Zunge ist lang und glatt; die Augen sind klein, tiefligend, schwarzbraun und mit einer großen fast zuschließenden Nickhaut versehen; die Oh-

ren kurz, abgerundet, und fast ganz unter den Haaren versteckt; der Leib ist dem Schweine gleich; der Hals kurz und dick; der Rücken etwas erhaben; der Leib dick und die Keulen besonders stark; von der Spitze der Schnauze an, bis zum Ende des Hinterleibes wird er immer dicker; der Schwanz oder die Ruthe ist kurz, dick, stumpf und platt unten mit straubigen Haaren besetzt; die Beine oder Läufe sind kurz und wegen den langen Haaren am Leibe, die sie verbergen, scheint der Bauch fast ganz auf der Erde aufzuliegen; die Füße sind breit und die vordern haben zum graben geschickte lange und krumme Klauen; über dem After ist ein Zoll tiefer großer inwendig haariger Beutel, der eine schmierige, weiße stinkende Materie enthält, und auswendig dicht mit Drüschen besetzt ist. Das Haar ist borstenartig; die Grundfarbe des Kopfs weiß; an jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streifen an, welcher gleich anfangs sich nach dem Rachen zu einbiegt, alsdann durch Augen und Ohren wegläuft, und sich am obern Theil des Halses verliert; um die Nase, Lippen, Ohrspitzen und den Hals gelblich; der Rücken grau, weißlich oder gelblich und schwarz melirt, weil die Grundwolle weißlich oder gelblich, jedes Borstenhaar im Grunde weiß, in der Mitte schwarz und an der Spitze weißgrau ist, doch sieht die schwarze Farbe am meisten vor, und es ziehen sich nur drey undeutliche weißliche Streifen auf demselben hin; Kinn, Kehle, Brust und Bauch sind meist schwarz, und nur an den Seiten des Leibes verliert sich die Farbe ins bräunliche; die Ruthe, wollige Gegend des Afters und die Beine gelblich, die Pfoten aber schwarz.

Das Weibchen ist kleiner, schmäler, und von Farbe heller, und hat an der Brust und am Bauche vier Saugwarzen.

Varietäten: 1) Der weiße Dachs. Oben weiß und unten gelblich.
2) Der gefleckte Dachs. Weiß mit gelbröthlichen dunkelbraunen Flecken *).

Der Unterschied zwischen Schwein- und Hundedachs ist ohne Grund. Die Gestalt des Körpers, die dem Schweine, und die Gestalt des Kopfes, die dem Hunde gleicht, mag die erste Ursache zu dieser Verwirrung gegeben haben **).

Nach seinem Naturell ist der Dachs ein einsiedlerisches, ungeselliges, trauriges, mißtrauisches, scheues, aber daben muthiges, starkes und tückisches Thier. Das Gesicht ist eben nicht das schärfste, aber dafür sein Gehör und Geruch desto feiner. Er läuft schlecht. Sein Gebiß ist ausserordentlich scharf und gefährlich, und er vertheidigt sich damit sehr herzhaft gegen alles, was ihn angreift. Im Schmerz giebt die Dächsin (der Dachs wie man behauptet nie) ein grinsiges Schmerzgeschrey von sich.

§. 274. Verbreitung und Aufenthalt.

Man trifft den Dachs in den meisten Ländern von Europa bis zum 60sten Grad nörd-

*) Ridingers seltene Thiere Taf. 74.

**) s. mehr davon in Bechsteins N. G. a. a. O. S. 362.

nördlicher Breite an, im nördlichen Asien bis zum Caspischen Meere, ja bis in China hinein. In Nordamerika ist er etwas kleiner. Nirgends ist er in großer Menge vorhanden. Er sucht in Wäldern gern die einsamsten, abgelegensten und dunkelsten Stellen zu seinem Bau auf. Am liebsten wohnt er in Vorhölzern, von welchen die Feldfluren nicht weit entfernt sind. Der Sandboden ist ihm freylich der liebste zum Graben, doch wissen sie auch den steinigen mit vieler Geschicklichkeit und Anstrengung durchzuhöhlen, und wenn ein solcher Bau einmal zu Stande ist, so so sind sie auch sicher in demselben als in jedem andern, indem das Nachgraben dadurch erschwert ist. Er scharrt mit den Vorderpfoten kreuzweis sehr geschwind und leicht den Boden auf, und wirft den Schutt hinter sich aus. Im steinigen Boden hat der Bau gewöhnlich nur einen Eingang, in andern aber zwey, auch wohl mehrere, und sie liegen oft 30 Schritt von einander entfernt. Diese Eingänge führen zu einer erweiterten Wohnung den Kessel, der nach Beschaffenheit des Bodens vier bis zwölf Fuß tief unter der Erde sich befindet und mit langen Gras, Blättern Moos und Farrenkraut ausgefüttert ist. Hier ist Schlafstätte und Wochenbett. Er hält seinen Bau überaus reinlich, und hat für seinen Unrath gewöhnlich einen eigenen Platz. In einem Hauptbau sind in steinigen Boden nur ein oder zwey Eingänge aber mehrere Kessel, für jedes Thier einer. Hier findet man auch wohl gerade aufsteigende Röhren, die weiter nichts als Dunströhren seyn können. Ohnerachtet der Fuchs gern dem Dachs seinen schönen Bau abjagt, so habe ich doch auch gefunden, daß sie in einem Hauptbau beysammen gewohnt und zu einer Röhre ein- und ausgezogen sind.

§. 275. Nahrung.

Der Dachs geht des Nachts seiner Nahrung nach, und entfernt sich nicht gar weit, aufs höchste eine halbe Stunde, von seiner Wohnung, weil er nicht gut zu Fuß ist. Sein Hauptfutter sind Wurzeln von Kümmel, Tormentill, Birken, weiße und gelbe Rüben, Feld- und Gartenobst, Buchecker, Eicheln, Bohnen, Erbsen, Weinbeeren, Trüffeln, dann allerley Insecten, Roß- und Maykäfer, Heuschrecken, Gewürme, Schnecken, Frösche, Schlangen, Eidechsen, auch wohl junge Vögel und Eyer, die auf der Erde liegen. Nur der größte Hunger treibt ihn aufs Aas. Wenn er nach Wurzeln gräbt, so sieht es aus, wie wenn man mit einem spitzigen Holze Furchen in die Erde gemacht hätte. Um Martini ist er wie ein Speckschwein mit Fett überzogen. Ob er gleich im Herbst Wurzelwerk und Früchte einträgt, so braucht er doch für den Winter eigentlich keinen Vorrath, da er bey anhaltenden Frost einschläft, die Schnauze bis zu den Augen in seinen Afterbeutel steckt und so vom Leibe zehrt.

§. 276. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Nach meinen und mehrerer glaubhaften Jäger Erfahrungen ist die Ranzzeit im November

ber und Anfange des Decembers. Andere sagen im Februar. Die Dächsin trägt 9 bis 10 Wochen, und bringt drey bis fünf blinde Junge. Nie als zur Begattungszeit findet man Männchen und Weibchen bey einander. Nach drey Wochen gehen die, anfangs schönen blauen, Jungen schon von den Bau und sonnen sich. Im Herbst trennen sie sich von der Mutter und machen entweder einen eigenen Bau, oder doch in den gemeinschaftlichen einen eigenen Kessel. Im zweyten Jahre sind sie völlig ausgewachsen. Man kann sie zahm mit Milch aufziehen und dann mit Brod, Eyern, Käse, Fleisch, Fischen, Rüben, Wurzeln, Nüssen und zubereiteten Speisen ernähren. Sie werden zahmer als die Füchse, und spielen mit Hunden und Katzen; gehen sogar mit ihrem Fütterer aufs Feld und in den Wald. Sie lieben die Wärme so sehr, daß sie sich die Pfoten am Feuer verbrennen.

§. 277. Krankheiten.

Im Frühjahr und Sommer werden die Dachse ganz raudig. Einige Jäger sagen, der raudige Fuchs, der in ihren Bau krieche, stecke sie an.

Sie werden auch toll. Im Frühjahr 1795 wurde bey Dresden eine Holzfrau von einem Dachse gebissen, und nach etlichen Tagen mit der Wuth befallen. Vielleicht war der Dachs erst von einem tollen Hunde gebissen und angesteckt.

Er wird im Alter zuweilen blind.

§. 278. Feinde.

Der Fuchs neckt ihn beständig und treibt ihn öfters ganz aus seinem Bau.

Alle Schäfer- Jagd- und vorzüglich Dachshunde, die aber zuweilen schlimm mit ihm zurecht kommen.

Auf seiner Haut große Milben (Acarus ricinus) und kleine bräunliche Erdmilben. In seinem Eingeweide Rundwürmer (Ascaris), Palisadenwürmer (Strongylus) und Egelwürmer.

§. 279. Jägerbeobachtungen.

1. Die Materialien, welche die Dächsin zu ihrem Lager, besonders zu ihrem Wochenbette braucht, trägt sie, nach Aussagen der Jäger, einzeln vor den Eingang des Baues, und schiebt dann, wenn sie eine gewisse Quantität beysammen hat, dieselben mit angestemmten Kopfe und Vorderfüßen in die Röhre bis zum Kessel.

2. Es ist wohl keine Jägerfabel, wenn behauptet wird, daß der listige Fuchs sich die schöne Wohnung des Dachses sich dadurch zuzueignen suche, daß er ihn darinne necke, allerhand Unordnungen mache, und den Eingang mit seinem stinkenden Harn und Koth besudele. Doch findet man in einer sehr nahen Gegend bey mir dieß Vorgeben nicht als allgemein bestätigt. Hier wohnen Füchse und Dachse, ohne sich zu stöhren, in einer freyen Gegend so nahe zusam-

sammen, daß sie nur eine gemeinschaftliche Röhre, aber freylich verschiedene Kessel haben. Wenn man vor diese Röhre ein Tellereisen stellt, so fängt man wohl den Dachs, aber nie den Fuchs, der entweder das Eisen zu überspringen weiß, oder so lange in der Röhre hungert, bis es weggenommen ist. Diese Beobachtung habe ich nicht etwa bloß vom Hörensagen, sondern selbst gemacht. Ich habe nicht bloß die Fuchs- und Dachsfährte in verschütteten Sand bemerkt, sondern auf dem Anstande auf einem Baume im May den Fuchs und eine Weile darauf nach ihm den Dachs durch einen gemeinschaftlichen Eingang nach Hause kehren sehen *).

3. Ein Jäger im *Schaumburgischen* sah einst drey halbwüchsige Dachse und vier eben so große junge Füchse sich mit gräßlichem Geschrey herumbalgen. Es würde vielleicht einer oder mehrere von beyden Partheyen auf dem Platze geblieben seyn, wenn nicht die herzugekommene alte Füchsin den Streit geschlichtet und die bösen Dachse in die Flucht gejagt hätte **).

4. Der Dachs geht zwar schon nach Martini nicht alle Nächte mehr aus, wiederholt es aber doch noch so lange, als es nicht gänzlich zugefroren ist. Doch liegt er nicht wie andere Winterschläfer in einer steten Betäubung vergraben, sondern schleicht zuweilen des Nachts bey milden Wetter hervor und zwar nach dem Wasser um zu trinken. Man sieht dieß an der Fährte. Wenn er Lichtmeß nicht ausgeht, so halten dieß die Waldleute für ein Zeichen, daß Kälte und Schnee noch lange dauern werden.

5. Der Dachs hat ein sehr *zähes Leben*. Obgleich die Nase sein empfindlichster Theil ist, so regt er sich doch noch lange, und wenn diese ganz unkenntlich zerschlagen ist. Seine dicke Haut macht, daß ihn die Hunde nicht viel anhaben können. Man hatte ihn einst so stark geschlagen, daß er wie todt im Sack gesteckt wurde, und da man ihn ausschüttete, doch wieder so voller Leben und Kräfte war, daß die Hunde, die ihm angehetzt wurden, mit ihm zu thun hatten. Wenn er nicht recht nahe geschossen wird, so läuft er gewöhnlich noch mit dem Schusse in den Bau, ehe er den Geist aufgiebt.

6. Der Dachs ist *nicht furchtsam*, als man ihn gewöhnlich ausgiebt. Man hat Beyspiele, daß sie bey Streitigkeiten mit Menschen und Hunden der angreifende Theil gewesen sind. So mußte einmal ein Bauer, der einem begegnete, vor ihm auf den Wagen flüchten, und einen Jäger griffen einmal zwey so wüthend an, daß er Feuer unter sie geben mußte***).

7. Den 27sten Febr. wurde im Niederwalde bey *Höchst* ganz oben auf einer hohlen 20 Fuß hohen Eiche ein Dachs mit der Zange gefangen. Der oberste horizontalstehende Ast hatte eine offene Röhre, in welcher sich, nach der Losung zu urtheilen, dieses lichtscheue Thier, nachdem er durch die Oeffnung der Baues hinaufgeklettert war, wohl schon oft gesonnt hatte ****).

§. 278.

*) s. oben §. 150.
**) v. Wildungen a. a. O. S. 49.
***) v. Wildungen a. a. O. S. 48.
****) v. Wildungen Taschenbuch vom Jahre 18[illegible]0. S. 151.

§. 280. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Fährte sieht der Dachshundsfährte fast gleich, nur stehen die Zehen mit ihren langen Nägeln weiter hervor; trabend ist sie stark geschränkt, flüchtig aber bildet sie ein Dreyeck.

Man hat verschiedene Jagdmethoden. Die bekannteste ist, daß man im Spätherbste bey Nacht mit revirenden Dachssucher (die Schäferhunde sind gewöhnlich die besten dazu) und einigen angekoppelten Fanghunden die Wälder durchstreift, wenn jener laut wird diese zuhetzt, und sobald sie den Dachs ergriffen haben, mit Gabeln und Prügeln zu Hülfe kommt. Auf diese Art werden ihrer von Schäfern, die gute Hunde haben, viel gestohlen. Angenehmer ist das Ausgraben, wo man den Dachshund in den Bau schickt und da nachgräbt, wo dieser sich hören läßt. Man holt ihn dann gewöhnlich mit der Dachszange aus seinem Hinterhalte hervor. Mit dem Krätzer ihn im Leibe anzuschrauben und herauszuhohlen, gehört nicht für Weidmänner, sondern für Barbaren.

Die Dachshauben legt man so in die Höhle hinein, daß er sie sich, wenn er mit Gewalt einkriecht, da sie oben in eine Leine gefaßt und an einem Baum oder Busch befestigt ist, über den Kopf zusammenzieht. Er wird auch in Schlagbäumen, Tellereisen, in geglüheten Drathschlingen vor seiner Höhle gefangen und mit Selbstschüssen getödtet. Endlich schießt man ihn auch in Thüringen auf dem Anstande folgendermaßen. Der Jäger setzt sich ein oder zwey Stunden vor Tagesanbruch auf einen Baum in der Gegend des Baues, und wartet bis er vom Felde nach Hause kömmt. Er muß aber bey seiner Ankunft, die man bestimmt wissen kann, z. B. im September um 5 Uhr fertig seyn, denn so wie er 20 bis 30 Schritte vom Bau ist, fängt er an scharf zulaufen, so langsam als er bis dahin geschlichen ist.

Mit einem lebendiggefangenen Dachs veranstaltet man auf freyen Wiesen mit Hunden Dachshetzen und die Dachshunde macht man an ihm gut, wobey man ihn in hölzerne Röhren läßt und diese nachschickt.

§. 281. Nutzen und Schaden.

Man hat den Dachs bisher unter die bloß schädlichen Thiere gerechnet, allein ohne Grund, wie seine Nahrung ausweißt; doch darf er freylich in der Nähe von gelben Rübenfeldern nicht zahlreich seyn. Daß er aber ein Raubthier sey, das der Wildbahn sonderlich schade, oder Gänse und Hühner vom Hofe stehle, ist noch nicht ausgemacht. Vielleicht schiebt man ihn hier einen Schaden unter, den der Fuchs verursacht hat.

Das Dachsfleisch hat an sich für viele Personen einen ekelhaft süßen Geschmack, der ihn aber durch Graben in die Erde und durch Salz und guten Gewürz benommen wird. Eine Dachskeule mit Blumenkohl oder gewelkten Obst ist in manchen Gegenden ein Leckerbissen. In Thüringen wird keins weggeworfen.

Das Dachsfett, welches ihm im Herbst oft ein Finger hoch unter dem ganzen Rükken liegt und 5 bis 7 Pfund wiegt, wird in der Apotheke gebraucht, und soll wirklich bey innern und äußern Schäden gute Dienste thun. Bey uns brennen es die Jäger, wenn sie es nicht in Apotheken verkaufen können, in Lampen, wo es ohne Rauch und so gut wie Baumöhl brennt, aber beym Auslöschen der Lampen einen übeln Geruch verbreitet.

Die Haut oder Schwarte ist nach Michaeli bis zum März gut und so fest und dauerhaft, daß weder Nässe noch Regen durchdringen können. Der Sattler und Teschner machen rauhgahr Ranzen, Jagdtaschen, Büchsenfutterale, Hundehalsbinden, Ueberzüge über Koffer, Komte und Gewehrschlösser daraus.

Die Haare werden zu Bürsten, Mahler- und Vergolderpinseln gebraucht.

Der Dachs vertilgt auch schädliche Insecten und Würmer.

§. 280. Jägersprache.

Außer der gewöhnlichen heißt der Schwanz — Ruthe; die Haut Schwarte; die Höhle — Bau, die Eingänge — Röhre, Geschleife, Einfahrten; die Nahrung — Weide; das Gehen — Traben; das Graben nach Wurzeln — stechen oder das Wurzeln; das Begatten — ranzen, rollen; wenn er sich in seinen Bau verschanzet — verklüften, sich verlieren; er sitzt in seinem Geschleife. Vormarschschlagen heißt das Eingraben in den Boden, wo man beym Dachsgraben der Hunde Laut geben hört. Wenn er gehetzt wird, so verfängt er sich an den Hunden.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Vom Biber. Nr. 24.

§. 281. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Man nennt ihn auch: Gemeiner Biber, Castor, Erd- oder Landbiber.

Castor Fiber. Gmelin Lin. I. 1. p. 124. n. 1.

Le Castor. Buffon hist. nat. VIII. 282. t. 36. Ed. de Deuxp. III. T. 3. f. 1. Uebers. von Martini. V. 139. m. e. Fig.

Der gemeine Biber. v. Schrebers Säugeth. IV. 623. Taf. 175.

— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 272 II. 321.

— Goeze's Europ. Faun. II. 14.

— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 414.

— Döbels Jägerpr. I. Kap. 15.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 112.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 415.
The Beaver. Pennants hist. of Quadr. II. 114. Taf. 71. Uebers. von Bechstein II. S. 433. n. 311.
Ridingers kleine Thiere. Taf. 84. Dessen wilde Thiere. Taf. 27.

§. 282. Classification.

Nach jeder systematischen Eintheilung macht der Biber eine besondere Gattung aus; allein beym Linne' wird er in die vierte Ordnung unter die Nagethiere S. 30 gerechnet, bey Blumenbach in die eilfte Ordnung unter die Säugethiere mit kurzen Schwimmfüßen S. 32 und bey Pennant in der zweyten Ordnung zweyten Abschnitt unter die Nagethiere S. 33.

§. 283. Kennzeichen der Art.

Der länglich-eyrunde, platte, in der Mitte erhabene Schwanz ist ein Viertel vom Leib an gerechnet haarig, dann mit Schuppen bedeckt, zwischen welchem kurze steife Haare stehen.

§. 284. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Länge des Leibes ist 2 Fuß 4 Zoll, des Schwanzes fast 1 Fuß und die Breite dieses merkwürdigen Theils 4 Zoll. Die Höhe 1 Fuß 2 Zoll; das Gewicht 40 bis 60 Pfund. Der Kopf ist kurz, dick und zusammengedrückt mit einer stumpfen dicken Schnauze; die Augen sind klein und braun; die Ohren kurz zugerundet und in den Haaren versteckt; der Hals kurz und dick; der Leib dick mit gewölbten Rücken; die Beine kurz; die Füße etwas einwärtsstehend, die vordern mit fünf getrennten Zehen ohne Schwimmhaut, die hintern aber mit 5 längern mit einer Schwimmhaut verwachsenen Zehen, wovon die vierte dem Anschein nach zwey Krallen hat; der oben beschriebene Schwanz ist der merkwürdigste Theil am ganzen Thier; die fischähnlichen Schuppen sind wie Pergament, ein Achtel Zoll dick, sechseckig und von bräunlich-blaßbrauner Farbe; nahe am After sammlet sich in einem eigenen Beutelchen aus besondern Drüsen ein gelblich zehes und schmieriges Wesen von einem unangenehmen starken Geruch und ekelhaft bittern Geschmack, das unter dem Namen Bibergeil bekannt ist. Vermuthlich ist die Absicht desselben das Haar damit fett zu machen, damit es dem Wasser widersteht.

Das Haar ist von zweyerley Art, das kürzere Wollhaar gelbbraun, und das längere, stärkere kastanienbraun und glänzend, und je weiter das Thier gegen Norden wohnt, desto dunkler wird es, ja man findet es fast ganz schwarz.

Es giebt aber auch Farbenvarietäten: 1) Ganz weiße Biber. 2) Weiße Biber mit grauen Flecken. 3) Weiße Biber mit untergemischten rothen Haaren.

Das Weibchen unterscheidet sich äußerlich durch weiter nichts, als durch die vier deutlichen Säugewarzen an der Brust.

Der Biber hat scharfe Sinne, vorzüglich einen außerordentlich feinen Geruch. Am bewundernswürdigsten aber ist seine Klugheit und Geschicklichkeit in Anlegung der Baue, und die Vorsicht, mit welcher er bey allen seinen Handlungen zu Werke geht. An sich ist es, wie man besonders an gezähmten bemerkt, ein ruhiges, sanftmüthiges, trauriges, sogar wie es scheint, schwermüthiges Thier, ohne alle heftige Leidenschaften. Es legt jung aufgezogen seine Wildheit so weit ab, daß man es frey herumlaufen lassen kann, und gewöhnt sich endlich, wenn man in der Jugend meldet es ins Wasser zu bringen, so von demselben ab, daß es ihm ganz entbehrlich wird. Auf dem Lande geht der Biber langsam und lahm, schwimmt aber sehr hurtig, taucht jedoch nicht lange unter. Wenn er in den Vorderfüßen etwas trägt, so geht er auf den Hinterfüßen. Unreinlichkeit ist ihm ganz zuwider; er schläft aber fast allezeit auf den Bauch oder Rücken, selten liegt er auf der Seite. Bey der Begattung giebt er ein eben so schmatzenden oder stärkern Ton von sich als das gemeine Eichhorn; im Kampf aber schreyet er wie ein heißeres Schwein. Er schlägt beständig mit dem Schwanze.

§. 285. Verbreitung und Aufenthalt.

Der Biber bewohnt Europa bis Lappland herauf, ist aber in den südlichen Theilen fast gänzlich ausgerottet; im russischen Asien ist er häufiger, aber am häufigsten in Nordamerika. In Deutschland trifft man ihn einzeln als Grubenbewohner an der Donau, dem Rhein, der Weser und Oder an; gesellschaftlich aber noch und sogar als Dämmeverfertiger in der Elbe bey Wittenberg, bey Kähnert an den alten Elbarmen, die stilles Wasser führen, und bey den Dörfern Hellinghausen und Deddinghausen an der Lippe *). Ihren Aufenthalt schlagen sie in einsamen, dichtbeholzten und wasserreichen Gegenden auf. In Deutschland hat man ihnen deshalb ein bloß einsiedlerisches Leben zugeschrieben, weil sie dieß in bewohnten Gegenden treiben, wo sie nur unter hohlen Ufern in großen oder kleinen Höhlen wohnen; in solchen Gegenden aber, wo es buschig und so sumpfig ist, daß sie nicht gestöhrt werden, wie an den oben angegebenen Orten sammlen sie sich auch jetzt noch in Gesellschaften, die freylich nicht so groß sind, wie im Asiatischen Rußland und besonders in Amerika, wo sie ganz ungestöhrt, die einzige Jagd- und Fangzeit ausgenommen, hausen können. So merkwürdig als immer der Kunsttrieb des Thieres seyn mag, mit welchem er seine Wohnung, die sogenannten Burgen aufführt, so

*) Meyers Magazin für Thiergeschichte ꝛc. Göttingen 1794 I. 2. S. 76.

ist doch die Sache seither immer vergrößert und verschönert worden, so daß man einen Baudirector dabey annahm, alles, bis auf Kleinigkeiten unter die Mitglieder regelmäßig vertheilen, sie Pfosten und Pfähle einrammeln und nicht nur mit dem Schwanze wie auf einen Wagen mehrere Sachen fortschaffen, sondern auch diesen Theil als Schlägel gebrauchen ließ u. s. w. Jetzt weiß man daß seine künstlichen, obgleich nicht so wundervollen Wohnungen, wie sie sonst beschrieben wurden, bloß aus auf einandergelegten Holzwerk mit Steinen und Erde vermischt bestehen, und daß sie auch nicht zwey Ausgänge, einen ins Wasser und einen aufs Land haben, weil sie sonst durch erstern einem ihrer größten Feinde, der Wolwerene *) die beste Gelegenheit zu ihrem Untergange verschaffen würden **). In Amerika vereinigt sich im Junius und Julius eine Gesellschaft von 100 bis 300 Bibern, um am Ufer eines Flusses oder Sees republikanisch beysammen zu leben und ihre Wohnungen anzulegen. Sie wählen gern in einer Ebene ein beschattetes, seichtes, langsam fließendes Wasser, in welchem sie nicht nur bequem arbeiten können, sondern wo auch ihre Werke nicht so leicht von Sturm und reißenden Fluthen zerstöhrt werden. Damit ihnen das Wasser nicht zu niedrig werde, so führen sie da, wo es nöthig ist, unterhalb der anzulegenden Wohnungen einen Damm, senkrecht vom Ufer ab, auf, der aus übereinandergelegten Baumstücken, dazwischen getretener Erde und Zweigen besteht, mit Rasen bedeckt, und vier bis fünf Ellen dicke wird. Die Wohnungen liegen theils einzeln, theils zehn, zwölf und mehrere beysammen und sind von verschiedener Größe, in den kleinern können ein und zwey, in den größern aber fünf bis sechs Paar beysammen wohnen. Sie sind oval oder rund, die größten messen 30 Fuß im Umfang und die Höhe ist 8 Fuß. Sie bestehen ebenfalls wieder aus übereinandergelegten Baumstücken mit dazwischen geflochtenen Zweigen und eingekneteten Steinen und Erde. Die meisten haben drey Geschosse, eins unter dem Wasser, das zweyte mit dem Wasser gleich und das dritte über der Wasserfläche. Bey dieser Arbeit kommen ihnen ihre ausserordentlich scharfen Zähne zu statten, mit welchen sie die dickesten und härtesten Eichen, Eschen und dergleichen zernagen und in brauchbare Stücke theilen können.

Ausser dieser Hauptwohnung hat der Biber auch noch in den Ufern Röhren, die ihn theils zum Aufenthalte, theils zur Communikation mit den benachbarten Waldungen dienen. Er verrichtet alle seine Arbeiten des Nachts. Am Tage ruht er in den Wohnungen auf einem weichen Lager von allerley Gräsern und Kräutern, und nach dem veränderten Wasserstande begiebt er sich bald in den höhern bald in den tiefern Geschoß, wohin er zugleich sein Lager mitnimmt. Er will immer gern so wohnen, daß er seinen Schwanz ins Wasser eintauchen kann. Wenn in Deutschland des Frühjahrs an den großen Flüssen das Eis geht, und ihre Höhlen oder Wohnungen ganz unter Wasser setzt, so sind sie genöthigt, sich auf die nahstehenden Weidenbäume zu begeben. Im Winter sollen sich die Gesellschafts-Biber auch

*) Ursus luscus. Lin.

**) Journey from Prince of Wales Fort in Hudsonsbay to the Northern Ocean intertaken in the Jears 1769—72 by S. Hearne. London 1795. 4to.

auch in bloßen Röhren aufhalten, und sie im Frühjahr wieder verlassen. In ihren Häusern herrscht nicht nur immer Eintracht und Friede, sondern, wie gesagt, auch die größte Reinlichkeit, daher sie sich auch in denselben nicht ihres Unraths entledigen.

§. 286. Nahrung.

Der Biber nährt sich bey uns vorzüglich von der Rinde der weichen Holzarten, als der Pappeln, Weiden, Espen, Birken u. s. f. In Amerika machen die Rinde des Biberbaums *), die dortigen Esche **), der Storaxbaum ***), Sassafraß und die süßen Gummiarten seine Lieblingsnahrung aus. Im Sommer genießt er auch Feldobst und allerley Wurzelwerk von Calmus, Seerosen, Schilf u. s. w. Zu Anfange des Winters sammlet er frische Zweige von erst genannten Baumarten und steckt sie um seine Wohnung unter das Wasser und in die Erde, damit sie beständig frisch bleiben. Ob er auch Fische, Krebse und Krabben fresse, ist noch nicht völlig ausgemacht, ob er sich gleich zahm an diese und andre Fleischspeisen gewöhnen läßt.

§. 287. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Diese Thiere leben in Monogamie, und begatten sich im Winter und zwar wegen ihres schweren und dicken Körpers, wie man sagt, in aufrechter Stellung. Das Weibchen soll vier Wochen gehen, und im März zwey bis drey blinde Junge bringen, die es vier bis sechs Wochen säugt, und ihnen dann Zweige zum Nagen ins Lager bringt, auch dann und wann mit ihnen ausgeht. In dieser Zeit trifft man den Vater nur selten zu Hause an; er überläßt die Erziehung ganz der Mutter. Im dritten Jahre sind die Biber völlig ausgewachsen und zur weitern Fortpflanzung ihrer Art tüchtig. Sie lassen sich leicht zähmen und fressen gern Brod.

§. 288. Feinde.

Der Hund, der wohl abgerichtet ist, geht sie an. Er muß sich aber hüten, daß er nicht von ihrem schrecklichen Gebiß ergriffen wird, sonst wird Haut, Fleisch, Knochen und alles zermalmet.

Im Norden von Europa soll der Vielfraß ****) und in Amerika die Wolverene ihr Hauptfeind seyn, welche beyde sie nicht bloß im Freyen, sondern auch in ihren Gebäuden aufsuchen.

Obgleich die Flußottern auch unter ihre Feinde gehören, so haben sie doch einzeln nicht sehr Ursach sich vor ihnen zu fürchten, da ihr Gebiß weit schärfer ist, weshalb sich auch keine andere kleine Raubthiere an sie wagen.

*) Magnolia glauca. Lin.
**) Fraxinus americana. Lin.
***) Liquidambor styracifluum, Lin.
****) Ursus gulo, Lin.

§. 290. Jägerbeobachtungen.

1. In Schweden will man bemerkt haben, daß da, wo sich der Biber aufhält und das Holz abhauet, nie wieder neues Holz wachse, welches die Ursache geworden ist, daß man die Aexte, welche man zum Ausroden des Holzes brauchen will, mit Biberzähnen wetzet. Ob es von Erfolg sey, davon ist nichts genaueres bekannt.

2. Wenn der Jäger den Bibern nachstellt und ihnen ihren Damm und ihre Wohnung zerstöhrt, so zertheilen sie sich ins Feld, graben sich Löcher in die Erde, und ersticken eine lange Zeit ihren Kunsttrieb.

3. Wo ihnen große Raubthiere, Bären und Wölfe können gefährlich werden, da soll man sie selten mehr als 20 Schritte weit von ihrer Wohnung entfernt auf dem Lande antreffen, und wenn sie dann ihrer Nahrung nachgehen, so soll dieß allezeit in Gesellschaft und mit Wache geschehen, die ihnen die Gefahr meldet, worauf sie sich ins Wasser stürzen.

4. Wenn die Jungen der mütterlichen Pflege nicht mehr bedürfen, so sollen ihnen die Eltern das Haus übergeben, und sich, wo möglich, ein neues darneben bauen.

5. An der Elbe hat man bemerkt, daß sie sich beym Eisgang auf die Bäume retiriren, wo ihrer zu der Zeit mehrere herabgeschossen werden. Diese Beobachtung soll auch die Entdeckung von ihren gemeinschaftlichen Bauen verursacht haben.

§. 291. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Das oben angegebene Schießen von den Bäumen beym Eisgang im Frühjahr ist ein Haupterlegungsmittel, sonst hat man nicht leicht Gelegenheit, sie mit der Flinte zu erlegen, da sie alle ihre Geschäffte auf dem Lande des Nachts verrichten, und meist an unzugänglichen Orten sich aufhalten.

Ihre Fährte soll der Fischotterfährte nicht unähnlich seyn, nur daß sich die Vorderfüße ohne Schwimmhaut ausdrücken. Auch die geschälten und gefällten Stämmeu und Bäume an den Ufern verrathen ihre Gegenwart.

Man fängt sie in einem befestigten Tellereisen, wo sie aus dem Wasser steigen; mit einem Netze, das aber aus fingerdicken Leinen besteht, vor der Oeffnung im Wasser, wobey man sie entweder in oder aus dem Bau durch Spürhunde treiben läßt. Auch in einer Wathe mit Gesenke und Bley werden sie dadurch gefangen, daß man diese vor der Oeffnung ihres Aufenthaltes ins Wasser legt, sie aus dem Bau stöbern läßt, und das Netz dann geschwind in die Höhe hebt, wo sie darin wie ein Fisch liegen und todtgeschlagen werden können. Man hat auch Fallen mit zwey Blöcken, da der eine ausgespannt wird und zuschlägt, wenn der Biber auftritt. Das Stangeneisen, daß man bey dem Flußotter braucht, wird auch auf den Biber angewendet. Er kriecht auch in eine Reuse von Fichtenästen, die einen Köder von einem Busch grüner Espenknospen hat, und kann nicht

wieder

wieder heraus. Wenn aber Gesellschaft dazu kommt, so wird die Reuse zerbissen und der Gefangene erlößt.

§. 292. Nutzen und Schaden.

Alle armen und unkultivirten Völker in Europa, Asien und Amerika schätzen das Fleisch oder Wildpret des Bibers sehr hoch. Andere aber, die an gute Kost gewöhnt sind, finden es theils widrig bitter, theils thranig, doch kann man seinen Geschmack durch Zubereitung veredeln und es ist in der Fastenzeit bey den Katholiken und überhaupt bey den Kartheusern, da es als Fischfleisch angesehen wird, eine gesuchte Speise. Der Vordertheil bis an die Schenkel soll den Dachsgeschmack und der übrige Hintertheil mit dem Schwanze den Fischgeschmack haben. Der Schwanz, der oft drey bis vier Pfund wiegt, so wie die Hinterpfoten sollen sogar ein Leckerbissen seyn. Die Wilden sollen aus dem Schwanze auch ein Oehl ziehen, dessen sie sich als eines äußerlichen Mittels gegen alle Wunden bedienen.

Das ausgeschmalzene Fett brauchen die Russischen und Polnischen Aerzte mit gutem Erfolg in Nervenkrankheiten, Krämpfen, Gliederreißen u. s. f.

Die Knochen des Bibers sollen außerordentlich hart seyn, und könnten daher, wenn man mehr darauf achtete, zu mancherley Absicht gebraucht werden.

Die harten schneidenden Vorderzähne braucht man zum Vergolden und Glätten, und die Wilden statt Messer, Meißel und Bohrer.

Der Bibergeil, eine härtliche, spröde, dunkelbraune, flüchtig riechende, und bitterlich etwas scharf schmeckende Materie, wovon gewöhnlich 3 Männchen ein Pfund, zuweilen aber auch ein einziges ein Pfund liefert, ein Weibchen aber nur 2 Loth oder etwas drüber, wird von Apothekern gesucht, obgleich jetzt nicht mehr so häufig als sonst. Es soll vorzüglich Nervenstärkend, Krampf- und Schmerzstillend seyn. Man hat es auch in Materialhandlungen, da es von Jägern häufig zu seiner Witterung für die Raubthiere so wie sonst zur Parfumirung benutzt wird. Aus Rußland kommt das beste und reinste. — Den hauptsächlichsten Nutzen leistet der Biber durch seinen Balg und die Haare desselben. Die einzelnen Grubenthiere stoßen ihren Balg zu sehr ab; er ist bey Gesellschaftsbibern besser. Als Rauchwerk wird er zu Müffen, Mützen und Verbrämungen geschätzt, und der schwarze ist der kostbarste, denn der unvergleichliche weiße ist äußerst selten. Im Handel unterscheidet man 1) die frischen Winter- oder Moskowitischen Biberfelle, welche man, da sie im Winter gefangen sind, und keine Haare verlohren haben, für die besten zu schönen Unterfutter hält. 2) Die getrockneten, magern oder Sommerbiberfelle, welche im Sommer gefangen werden und schon viel Haare verlohren haben, werden vorzüglich in Huthfabriken gebraucht. 3) Die fetten Biberfelle sind durch den Gebrauch, den die Wilden schon davon zu Bettdecken oder Kleidern, die sie auf dem bloßen Leibe tragen, gemacht haben, gleichsam eingeöhlt, und werden ebenfalls bloß in Huthfabriken gebraucht. Die vorzüglichsten Biberfelle kommen aus Nordamerika.

Das

Da zartes, weiche Haar wird zu feinen Strümpfen, Tüchern, Handschuhen und vornämlich zu den sogenannten Kastorhüten verarbeitet. Man hat viertel, halbe und ganze Kastorhüte. Ein ganzer besteht jetzt zum Theil aus fetten und magern Biberhaaren und zum Theil aus beygemischter Vicognewolle. Bey den halben und viertel Kastorhüten wird der Filz von schlechter Wolle nur mit einer dünnen Lage von Biberhaaren überzogen. Man macht auch in eigenen Fabriken Mahlerpinsel aus den Biberhaaren.

Gegerbte Biberfelle werden zu Ueberzügen von Koffern und Reisekasten, zu Pantoffeln und Sieben gebraucht.

Für den Wasserbau ist der Biber ein schädliches Thier; auch ist er den Holzungen, wegen der Fällung und Schälung der Bäume gefährlich.

§. 292. Jägersprache.

Der Biber geht nach seiner Nahrung.
Er haut Bäume um, nicht beißt.
Die künstliche Wohnung heißt Burg.
Er ranzet, statt begattet sich; er bringt Junge.
Er wird todtgeschlagen; hat einen Balg; wird gestreift.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Vom Hamster. Nr. 25.

§. 293. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Er heißt auch: Gemeiner Hamster, Hamstermaus, Kornhamster, Kornferkel, große Feldmaus, Straßburgisches Murmelthier, Grentsch, Grutschel, Krietsch.

Mus Cricetus. Gmelin Lin. I. 1. p. 137. n. 9.
Hamster. Buffon hist. nat. XIII. 117. T. 14. Ed. de Deuxp. VI. T. 5. f. 3. Uebers. von Martini XIV. 5. m. e. Fig.
Der Hamster. Sulzers Versuch einer N. G. des Hamsters. Gotha, 1774. mit Kupfern.
— v. Schrebers Säugeth. IV. 695. Taf. 198. A. B.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 10. IX. 376.
— Goeze's Europ. Fauna. II. 177.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 475.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 23.
Hamster. Pennant hist. of Quadr. II. p. 106. t. 84. f. 1. 2. Uebers. von Bechstein II. S. 523. n. 411. §. 296.

§. 294. Classification.

Der Hamster gehört nach dem Linne'ischen Systeme in die vierte Ordnung unter die Nagethiere S. 30; nach dem Blumenbachischen in die sechste Ordnung unter die nagenden vielzehigen Säugethiere, und nach dem verbesserten Pennantschen in der zweyten Ordnung vierten Abschnitt unter die Nagethiere S. 33. In allen gehört er unter die Gattung Maus und zwar unter die eigene Familie mit Backentaschen.

§. 295. Kennzeichen der Art.

Der Oberleib ist rothgrau; der Unterleib schwarz; an den Seiten drey gelblichweise Flecken; zu beyden Seiten des Rückens zwey Borstenflecken; die Ohren sind zugerundet; der Schwanz kurz.

§. 296. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der Hamster ist eine gedrungene, kurze dicke Maus. Der Kopf dick, kurz und stumpf; der Hals dick; eben so der Leib; der Schwanz kurz, halb nackt und nur mit einzelnen langen Haaren besetzt; die Füße niedrig und stämmig; die Länge des Körpers 10 bis 12 Zoll, des Schwanzes 2 Zoll; die Höhe 3 Zoll; die Oberlippe sehr gespalten, wodurch die obern Vorderzähne sichtbar werden; die Backen sind mit einer weiten Haut überzogen, die inwendig auf jeder Seite eine länglich-eyrunde, fast 3 Zoll lange und halb so breite Backentasche enthält, welche auswendig platt, inwendig aber mit schleimigen Drüschen besetzt ist; zu beyden Seiten des Mundes stehen Barthaare, wovon die kleinern weiß, die größern und starken aber schwarz sind; dergleichen einzelne schwarze Borsten stehen auch über den Augen und auf den Backen; die kleinen, runden, hervorstehenden Augen sind schwarzbraun und stehen in der Mitte zwischen Nasen und Ohren; diese sind ziemlich groß, zugerundet, dünn und fast nackt; die Vorderfüße haben vier Zehen mit einem kurzen Krallendaumen; die Hinterfüße fünf; die Fußsohlen viele Wulste; am Ende des Rückens an jeder Seite ein fast haarloses mit kurzen schmutzigbraunen Borsten besetztes Fleck. Der Balg ist dicht und gut; Mund, Kehle, Füße und Schwanzspitze sind weiß; und die Augen, Ohren, an dem äussersten Theil des Rückens, an den Seiten, den auswendigen Schenkeln und am Schwanze ist die Farbe fuchsroth; von der Mitte des Kopfes bis zum Hinterrücken über den Schenkeln hasengrau, indem die kurzen Haare lichtgrau und die Stachelhaare schwarz sind; am äußern Ohrwinkel ein großer weißer Punkt; an den Seiten drey gelblichweiße länglichrunde Flecken und drey andere kleinere am After; Brust, Bauch und innere Schenkel schwarz.

Das Weibchen hat 8 Säugwarzen und ist etwas kleiner, dünner und kürzer als das Männchen.

Varietäten: 1) Der schwarze Hamster. Er ist entweder ganz schwarz oder hat dabey einen weißen Mund und dergleichen Füße.
2) Der weiße Hamster. Er ist ganz weiß oder gelblichweiß.
3) Der gelbe Hamster. Blaßgelb.
4) Der gefleckte Hamster. Schwarz mit großen weißen Rückenflecken oder weiß mit großen schwarzen Rückenflecken. Alle diese Farverschiedenheiten sind selten, und fast immer nur da anzutreffen, wo diese Thiere in Menge zu Hause sind.

So klein der Hamster ist, so herzhaft und grimmig ist er. Nicht nur mit seines Gleichen lebt er in steten Streit, sondern greift alles an, was ihm nicht ausweicht oder anfällt. Selbst vor Hunden und Pferden erschrickt er nicht. Wenn ihm ein Hund angehetzt wird, so setzt er sich mit Murren, aufgeblasenen Backen auf die Hinterfüße zur Gegenwehr und haut zornig um sich, beißt sich in die Lippe ein, so daß dieser oft jämmerlich zu schreyen anfängt und furchtsam davon läuft. Den Pferden, die ihm im Weg kommen, oder dessen Reuter ihn reizen, geht er nicht aus dem Wege, sondern hängt sich an die Beine oder springt ihnen gar, wenn sie den Kopf hängen, an die Lippen und beißt sich da ein, so daß der Reuter unglücklich seyn kann.

Bey Gefahr und Verfolgungen geben beyde Geschlechter ein dumfiges Pfauchen oder Murren und im Kampfe und bey Schmerzen einen kreuschenden durchdringenden Ton von sich.

Das Merkwürdigste bey der Naturgeschichte des Hamsters ist sein Winterschlaf, oder eine Erstarrung im Winter, wo man äußerlich und innerlich kein Zeichen des Lebens gewahr wird. Wenn er in diese verfallen soll, so ist nicht bloß, wie bey andern Winterschläfern z. B. der großen und kleinen Haselmaus der Eintritt der Winterkälte, sondern auch Entfernung aller freyen Luft nöthig. In einem kalten Zimmer erstarrt er also nicht, wohl aber in einem Kasten, den man in die Erde gräbt, und dadurch von aller Luft entfernt. Wenn daher zu Ende des Octobers sich die ersten Fröste einstellen, so geht der Hamster, wie der Landmann sagt, zu Loche. Er verstopft alsdann die Zugänge zu seinem Bau, bleibt, so lange die Kälte nicht stark wird, noch wach, und zehrt von dem eingetragenen Wintervorrath; dann aber legt er sich in sein von weichem Stroh verfertigtes Nest, zieht den Kopf zwischen den Vorderfüßen unter den Bauch, legt die Hinterfüße über der Schnauze zusammen und schläft so, in einer fühllosen Erstarrung versetzt, die ohngefähr 3 Monate dauert, ein. Sobald am Ende des Februars die Witterung wieder etwas gelinder wird, so wacht er nach und nach, so wie er eingeschlafen ist, wieder auf, zehrt dann noch von seinem übrigen Vorrath, öffnet gegen das Ende des Märzes die Eingänge seines Baues, und geht dann bey anhaltender warmer Witterung aus. Daß das Erwachen nicht schleunig geschieht, sieht man an den, die man im Zimmer aufwachen läßt. Es gehen ein Paar Stunden hin, ehe sie ein Zeichen des Athemhohlens von sich geben, eine bis zwey Stun-

Stunden, ehe die Glieder beweglich werden, alsdann taumeln sie wie Betrunkene eine geraume Zeit herum, und nur nach 6 bis 8 Stunden sind sie wieder ganz in ihr thätiges Leben zurückgekehrt und suchen Nahrung.

§. 297. Verbreitung und Aufenthalt.

Das mittlere Europa ist die vorzüglichste Heimath des Hamsters, so wie das südliche Rußland. Allenthalben aber findet er sich nur da, wo der Boden nicht zu sandig, thonig oder steinig, sondern fruchtbar und gut ist, daher er in Chursachsen, Thüringen, im Magdeburgischen, in Schlesien und in einigen andern Gegenden Deuschlands häufig angetroffen wird. Außer deutschen Gegenden wohnt er in Ungarn, Polen, der Ukräne, in Livland, Sibirien und der Russischen Tartarey. Seine Wohnung ist unter der Erde ein Bau, der im Sommer eine Tiefe von 3 bis 4 Fuß, und im Winter von 5 ja 10 und mehreren Fußen hat. Er hat wenigstens zwey Röhren, wovon die schiefe der Auslauf oder das Schlupfloch und die senkrechte das Fallloch heißt, durch jene geht der Hamster aus, und durch diese ein. Ferner gräbt er von innen heraus, welches der Haufen Erde, jenes vor demselben zeigt, und dieses von außen hinein. Sie sind ohngefähr 1 bis 2 Fuß von einander entfernt. Mancher Hamster hat auch mehr als ein Fallloch. Unter diesem Ein- und Ausgang befinden sich nun Wohn- und Vorrathskammern, die groß und klein sind, die kleinste so groß wie eine Ochsenblase, die größte viermal so groß. Das Wohnzimmer ist das kleinste und mit dem feinsten Stroh, vorzüglich den Scheiden der Halme ausgefüttert. Aus diesem Wohnzimmer gehen gemeiniglich drey Röhren, eine nach dem Schlupfloch, die andere zum Fallloch und die dritte nach den Vorrathskammern. Eine besondere Abtrittskammer, wie man sonst vorgegeben hat, ist nicht da, und der reinliche Hamster macht immer vor dem Bau seinen Leib leer. Die Kammern sind gewöhnlich länglichrund, unten sehr glatt getreten und oben glatt gewölbt. Es sind die alten Rammler, welche sich mehrere, drey und vier graben, um für den Herbst und Frühjahr einen großen Vorrath in denselben einzutragen. Die weiblichen Baue sind tiefer, haben weniger Kammern, allein dafür desto mehr Schlupflöcher, aus welchem sich die Jungen bey Gefahr flüchten können. Wegen des tiefen Baues und dem wenigen Vorrath, den die Weibchen wegen der Fortpflanzungsgeschäffte eintragen können, sind sie mühsamer zu graben, und werden von den Hamstergräbern ganz übergangen. Die Obrigkeit muß also bey Vertilgung der Hamster besondre Prämien auf die Weibchen setzen, wenn sie den erwünschten Erfolg sehen will. In Gärten sucht der Hamster seine Wohnung gern tief unter den Wurzeln der Bäume und in Weinbergen unter alten Weinstöcken und Mauern aufzuschlagen.

§. 298. Nahrung.

Der Hamster nährt sich von allerley Pflanzenstoffen, von grünen Kräutern und Gräsern,

fern, Wurzeln, Früchten, Sämereyen und Getraidearten. Im Frühjahr geht er an die junge Saat, die ausgesäaten Getraidearten, Gras und Kräuter, in der Folge macht er sich an Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Rüben, Kartoffeln, bis die Zeit kommt, daß er das Getraide, Waizen, Gersten, Wicken, Linsen, Leinknoten, Hafer, Kartoffeln, Mohnköpfe, und in Gärten Bohnen, Erbsen, Obst u. s. w. eintragen kann. Sie thun dieß in ihren Backentaschen, welche sie mit den Vorderpfoten gedrängt vollstopfen und auch so wieder ausstreichen. Ein so beladener Hamster kann nicht hurtig laufen, und so überrumpelt, leicht gefangen und todtgeschlagen werden, allein hat er Zeit die Taschen auszuleeren, so setzt er sich auch gleich zur Wehre. In den Kammern liegt nicht, wie man vorgiebt, jede Getraideart an einem besondern Platz; ist aber dieß, so ist dieß nicht Liebe zur Ordnung und Zeichen der Unterscheidungsgabe, sondern Folge des nach und nach reifenden Getraides und anderer Nährartikel. Man trifft oft 1 Centner und darüber Getraide und andere Körner in einem Bau als Wintervorrath an. Da der Hamster ein sehr gefräßiges Thier ist, so verschmäht er auch die Speisen aus dem Thierreiche, Feldmäuse, junge Hasen Rebhüner, Wachteln, Lerchen u. s. w., auch Roßkäfer, Goldkäfer, Maykäfer, so wie die braunen Grasfrösche nicht, von welchen Thieren allen man immer Reste in seinen geöffneten Magen findet. Man trifft den Hamster oft am Tage an, daher ich glaube, daß er zur Zeit, wenn es bestellte Felder giebt, auch am Tage seinem Geschäffte nachgeht. Ich habe ihn selbst am Tage mehrmalen gesehen. Zur Erntezeit geht er aber aus Furcht entdeckt zu werden, nicht eher als nach Sonnenuntergang aus. Sein Vorrath ist ausserordentlich rein, und leicht keimende Früchte entblößt er vom Keime, welche er also zuerst genießt. Er frißt aufsitzend, wie die meisten Mäusearten; trinkt wenig, doch bey großen Durst wohl gar seinen eigenen Harn.

§. 299. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Hamster pflanzen sich gewöhnlich des Jahrs zweymal fort. Zum erstenmal begatten sie sich zu Ende des Märzes, und zum zweytenmal zu Ende des Junius; dieß ist die Zeit, wo die Feindschaft, die sogar unter beyden Geschlechtern herrscht, aufhört, und wo der Rammler zur Betze in den Bau läuft. Auch giebt es, wie bey andern Thieren, Kämpfe, wenn sich zwey Männchen zusammen bey einem Weibchen treffen. Nach der Begattung hört alle Freundschaft wieder auf, und das Männchen weicht vom Weibchen von selbst oder muß weichen, indem es ausgebissen wird. Nach vier Wochen wirft eine alte Mutter 6 bis 18 Junge, die jüngern 3 bis 6. Sie sind nackt und blind, werden drey Wochen gesäugt und ernährt, alsdann verlassen sie dieselbe mit ihrer Fürsorge, und sie müssen sich nicht nur eigne Baue graben, sondern auch für ihren Unterhalt sorgen. Die aus den ersten Wochenbette pflanzen sich noch in demselben Jahre fort. Daher die ungeheure Vermehrung, welche vielleicht noch dadurch erhöht wird, daß sie sich wie andre Mäusearten des Jahrs mehr als zweymal fortpflanzen, denn ich habe im September und Oktober noch trächtige Müt-

Mütter angetroffen. Im Gothaischen Amte sind in einem Herbste 30000 gefangen worden, um Quedlinburg herum 100000 und um Weissenfels herum 12000. Welch eine Vermehrung? und wie schädlich können sie in einem gedeihlichen Jahre werden? wenn wir in Vertilgung ihrer Feinde immer emsiger fortfahren, und dabey nicht achtsamer auf andere Vertilgungsmittel sind!

Die Jungen lassen sich leicht zähmen, machen allerley lächerliche Gebärden, setzen sich auf die Hinterfüße, putzen, kämmen sich rc. allein ihr beißiges böses Wesen scheint sie nicht zu verlassen. Wo diese Thiere nicht bekannt sind, läßt man sie, wie die Murmelthiere, für Geld sehen.

§. 300. Feinde.

Hunde, Katzen, Marder, Iltisse, Füchse, Wieseln, Eulen und die Weihenarten. Der Iltis sucht sie in ihren Bauen auf, und ist ihr Hauptfeind. Auf dem Balg finden sich große gelbe Milben, die sich zuweilen so sehr vermehren, daß die Thiere dabey räudig werden und sterben. In ihren Eingeweiden hausen die Strohhalmbandwürmer.

§. 301. Fang und Vertilgung.

Die großen Wühlhaufen, die größer als beym Maulwurf sind, zeigen die Gegenwart der Höhle dieses Thiers an, dessen Vertilgung nicht sowohl dem Jäger als dem Oekonomen obliegt. Daher auch jene nur selten Gelegenheit haben, sie am Abend auf den Anstand gleich Hasen mit kleinen Schroten zu erlegen oder mit Hunden fangen zu lassen.

Die gewöhnlichen Vertilgungsmittel sind Ausgraben und Ausgießen. Das letztere ist aber nur an solchen Orten anwendbar, wo das Wasser nicht weit herzuhohlen ist. Es geht aber weit geschwinder als das Ausgraben. Man verstopft die Löcher, bis an eins, in welches das Wasser gegossen wird. Er kommt gleich heraus, wenn der Damm den er beym Ankommen des Wassers vor seiner Wohnung macht, durchbrochen ist.

Das Ausgraben geschieht im Herbst von den sogenannten Hamstergräbern, die eine zeitlang ihre Nahrung davon haben. Es gehören eigne Handgriffe dazu, da sie sich gleich vergraben oder wenn man ihren Aufenthaltsort unvorsichtig öffnet einem nach Gesicht und Händen springen und gewaltig um sich beißen. Die Obrigkeit muß auf diese Personen ein wachsames Auge haben, daß sie nicht bloß Männchen tödten und die Weibchen, um sich diesen Nahrungszweig nicht zu verringern, wieder laufen lassen.

Das wirksamste Mittel ist die Vergiftung, die man aber so veranstalten muß, daß nicht Hausthiere oder Hasen, Rebhühner rc. sogleich vergiftet werden.

Man nimmt ein Viertelpfund sublimirten Merkurius, drückt ihn klein, und läßt ihn in 10 bis 12 Pfund Wasser eine halbe Stunde kochen. Alsdann thut man so viel Gerste hinein

ein, als dadurch völlig bedeckt wird; hiervon wird des andern Tages in jedes Hamsterloch ein Theelöffel vollgelegt. In etlichen Stunden wird der Einwohner todt seyn.

Man macht auch Kügelchen aus schönen weißen Waizenmehl und pulverisirten weißen Nieswurzblättern mit Honig vermischt, und wirft sie getrocknet in die Höhlen. Eben diese Wirkung thun Brod- und Rübenwürfelchen mit Arsenik bestreut. Wenn man nach etlichen Tagen die Höhlen zuscharrt, so werden sie nicht wieder aufgescharrt werden, ein sicheres Zeichen, daß der Hamster todt ist.

Man fängt sie auch, besonders im Frühjahr zur Paarungszeit, in vor ihren Höhlen eingegrabenen Töpfen, in welche man Getraide thut, das sie wittern und welche mit Stroh bedeckt sind.

Man hat zu ihrer Vertilgung auch eine besondre Maschine erfunden, welche aus einem starken Blasebalge besteht, in dessen Röhre eine Kapsel von durchlöchertem Eisenblech angebracht ist. In diese werden kleine leinene Läppchen, die in Schwefel getaucht sind, gelegt und angezündet. Hierauf wird die Röhre des Blasebalges in den Bau gesteckt und der Schwefeldampf in alle Gänge desselben verbreitet; sobald der Bau mit Rauch angefüllt ist, wird die Maschine aus der Oeffnung genommen und diese mit Erde verstopft. Der Hamster erstickt in diesem Qualm.

§. 302. Nutzen und Schaden.

Kein Thier ist so schädlich, daß es nicht auch in dem Haushalte der Natur oder für dem Menschen etwas nutzen sollte. Außer daß der Hamster den oben angegebenen Raubthieren und Vögeln, die seine Feinde sind, zur Nahrung dient und selbst schädliche Thiere, Mäuse und Insecten frißt, so ist auch sein Balg als Pelzwerk nicht zu verachten, ob er gleich lange nicht so benutzt wird, wie er es verdient, vielleicht bloß deshalb, weil er für uns zu gemein und nicht theuer genug ist. Das Stück wird im Gothaischen von dem Kürschner mit drey bis sechs Pfennigen bezahlt. Der Kürschner wirft den untersten Theil des Bauchs bis auf einen kleinen schwarzen Streifen an den Seiten als unnütz weg. Ein Schock oder zwey Schock Felle werden für vier Thaler verkauft.

Einige Hamstergräber essen das Fleisch, andre füttern damit ihre Schweine, denen es recht wohl bekömmt.

Die Hamster thun an den Getraide- und Gemüßfeldern, wie ihre Nahrung ausweist, großen Schaden.

§. 303. Jägersprache.

Außer den gewöhnlichen Jägerausdrücken, die auf alle Thiere passen, sind für dieß dem Oekonomen mehr als dem Jäger angehende Thier, keine vorhanden.

Sechs

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Vom Eichhorn. Nr. 26.

§. 304. Namen, Literatur, und Nachweisung der Abbildungen.

Es heißt: das gemeine Eichhorn, Eichhörnchen, Eichhörnlein.

Sciurus vulgaris. Gmelin Lin. I. 1. p. 145.
Ecureuil Buffon hist. nat. VII. 253. T. 32. Ed. de Deuxp. II. T. 8. f. 1. Uebers. v. Martini IV. 208. 68.
Das gemeine Eichhorn. v. Schrebers Säugeth. IV. 757. T. 212.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 230. II. 239.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 520. Taf. 14. Fig. 14. Fährte. Dessen Musterung der schädl. Thiere. S. 45.
— Goeze's Europ. Fauna. II. 302.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 11.
— v. Flemmings voll. Deutsch. Jäger. I. 118.
— Donndorfs zool. Beytr. I. S. 488.
Common Squirel. Pennant's hist. of. Quadr. II. 138. Uebers. von Bechstein. II. S. 455. Nr. 329.
— Ridingers jagdbare Thiere. Taf. 20.

§. 305. Classification.

Es gehört bey den angeführten Systematikern unter einerley Ordnung mit dem vorhergehenden Hamster, macht aber eine besondere Gattung: Eichhorn S. 79. aus.

§. 306. Kennzeichen der Art.

Die Ohren sind an der Spitze mit einem Haarbüschel besetzt; Rücken und Schwanz sind gleichfarbig.

§. 307. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Die Größe des gemeinen Eichhorns ist gewöhnlich 8 Zoll; der Schwanz mißt 9 Zoll; die Höhe anderthalb Zoll; der Kopf ist dick, platt, fast viereckig, nach der Spitze zu spitzig auslaufend; die Nase steht, nach der Schnauze zu, hoch; die Oberlippe ragt über die Unterlippe, ist merklich kürzer und bedeckt die Vorderzähne nicht; die unteren Vorderzähne sind, wie fast bey allen Nagethieren zum bessern Nagen beweglich; die Lippen mit kurzen steifen weißen Haaren besetzt; zur Seite der Nase stehen fünf Reihen schwarzer langer Borstenhaare; über den Augen und auf den Backen einzelne; die Augen sind groß, vorragend, schwarzbraun, etwas näher nach den

den Ohren als nach der Nase; der Hinterkopf erhaben, die Ohren lang, aufgerichtet und (im Winter) an den Spitzen mit langen sich auseinandersträubenden Haaren besetzt; der Hals kurz; der Leib schlank; der Rücken gewölbt; der lange Schwanz fächerig mit langen Haaren bewachsen; die kleinen aber starken Beine mit großen Füßen und dicken Zehen versehen; die Vorderfüße vierzehig und statt der fünften ein stumpfer Nagel; die Hinterfüße fünfzehig, alle Zehen mit großen scharfen Krallen bewaffnet.

Der Farbe nach giebt es in Thüringen vorzüglich zwey Varietäten, das fuchsrothe und schwarze Eichhorn; doch ist letzteres etwas seltener; von der Kehle geht unter der Bauchmitte ein breiter weißlicher Streifen; der Grund ist immer aschgrau. Im Winter wird an den rothen der Oberleib grau gesprengt, indem die Haare fuchsroth, aschgrau und weiß sind. Im Alter behält das Eichhorn diese graurothe Farbe auch im Sommer, doch mit rothem Schwanz, Füßen und Ohrbüscheln. Im Norden werden die rothen Eichhörner im Winter ganz grau, welches dann das sogenannte Grauwerk (petit-gris) giebt. Außer diesen Hauptvarietäten des fuchsrothen und schwarzen Eichhorns kenne ich noch folgende:

1) Das schwarzbraune; 2) das aschfarbene; 3) das graue mit rothem Strich über dem Rücken; 4) das gefleckte entweder fuchsroth mit weißen Flecken, oder schwarz wit weißen Flecken; 5) das weißgelbe 6) das weiße ohne oder mit rothen Augen, letzteres trifft man nur jung im Neste an; 7) das rothe mit weißem Schwanze. Dieß habe ich im Jahr 1797 den 14ten Sept. bey Reinhardsbrunn im Gothaischen angetroffen. Ein allerliebstes Thierchen!

Die meisten dieser Varietäten entstehen aus der Vermischung der schwarzen und fuchsrothen Eichhörner.

Das Weibchen ist etwas kleiner als das Männchen und der Schwanz ist nicht mit so langen und dichten Haaren besetzt.

Es sind hurtige, kurzweilige und unruhige Thiere. Zum bloßen Gehen und Schreiten scheinen sie zu leicht gebaut, daher sie auch immer einen leichten oder starken Gallop machen. Durch Hülfe des zottigen Schwanzes können sie von einem Baume zum andern sehr geschickt springen, gleichsam fliegen. Sie sind sehr reinlich und sitzen daher immer auf den Hinterfüßen, putzen und lecken sich. So wie die Sonnenhitze fliehen sie das Wasser, jedoch schwimmen sie nothgedrungen über einen Fluß oder Teich, bey uns aber nicht mit einem Brettchen oder Stückchen Baumrinde, wie man sonst wohl in nördlichen Gegenden bey ihren Streifereyen, die Mangel der Nahrungsmittel veranlaßt, bemerkt haben will. Zur Begattungszeit sind es sehr boshafte Thiere, die alles mit grimmigen Beißen verjagen; besonders gerathen die Männchen, wenn sie sich begegnen sehr aneinander. Ihre Stimme ist in der Fröhlichkeit und zur Begattungszeit ein Pfeifen, bey Freude und Furcht ein Klatschen und im Zorn, Schmerz und in der Gefangenschaft ein Knurren und Zischen. Gesicht und Geruch sind ihre schärfsten Sinne, und sie haben noch überdem ein feines Gefühl, für die Ver-

Veränderung des Wetters; Sturm verrathen sie z. B. durch ihr Pfeifen und Klatschen und durch Verstopfung des Eingangs ihres Nestes auf derjenigen Seite, wo er herauskommen wird, und bey fürchterlichen Gewittern, starken Regengüssen und heftigen Winden verschließen sie sich ganz in dasselbe.

§. 293. Verbreitung und Aufenthalt.

Die gemeinen Eichhörner wohnen in ganz Europa und ganz Rußland. Wo Baumwaldungen sind, besonders Fichten- und Tannenwaldungen trifft man sie allenthalben, besonders aber in Deutschland und Rußland in Menge an. Im Thüringerwalde sind die schwarzen vorzüglich sehr gemein. Sie leben in der Höhe und bauen sich von dünnen Reisern, Laub und Moos Nester von runder Form mit einer Haube, wie die Elsternester, worin sich ein Eingang dem Wind entgegen, besonders gegen Morgen zu, findet. Gern setzen sie sie an den Stamm des Baums an, und lassen an der Seite eine kleine Oeffnung, durch welche sie in der Noth schlüpfen können, wenn der Feind der rechten Thüre hereinkömmt. Ein Paar hat deren mehrere, doch sind sie nicht alle mit einer Haube versehen, weil sie bloß Zufluchtsörter oder Vorrathskammern abgeben. Sie beziehen auch wohl die leeren Elster- und Rabennester und richten sie nach ihrer Bequemlichkeit ein. Das Hecknest wird aber allezeit neu gebaut, damit es die gehörige Bequemlichkeit, Festigkeit und Dauer erhalte.

§. 294. Nahrung.

Diese besteht in Tannen- und Fichtensaamen, Nüssen, Eicheln, Buchecken, Obstkernen, Hornbaum-Ahorn und Maßholdersaamen, Beerkernen, Blüten- und Laubknospen, Heidel- und Preußelsbeerblättern und einigen Arten von Schwämmen. Einen Süßbirnbaum, so wie einen Wallnußbaum können sie in etlichen Tagen ableeren. Die Tannen- und Fichtenzapfen zernagen sie um zu den Saamenkörnern zu gelangen. Von den Fichten beißen sie im Winter die äußersten Reißer ab, um sich von den Blütenknospen zu nähren. Von Nüssen und Eyerschwämmen legen sie in einem Neste, hohlen Baume, auch auf dem Boden in ein Loch ein Magazin an; ersparen aber den Vorrath gewöhnlich nicht bis zum Winter, sondern verzehren ihn in regenhaften Herbsttagen schon. Wenn sie speisen, so setzen sie sich sehr artig auf die Hinterbeine und bringen die Nuß oder andere Nahrungsmittel mit den vordern als mit Händen zum Munde. Die Stellung und die Mienen, die sie dazu machen, besonders, wenn sie ein Leckergericht haben, nehmen sich sehr artig aus.

§. 295. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Der März ist die Zeit, wo diese Thierchen zum erstenmal läufisch werden, und wo sie häufig sind, entsteht alsdann ein gewaltiger Krieg unter den Männchen. Die Jungen wer-

den etwas später hitzig und die Alten machen gewöhnlich zwey Gehecke, wovon man die Jungen im Julius und August im Neste antrifft. Das Weibchen trägt vier Wochen und bringt im April oder May zum erstenmale 3 bis 7 Junge in dem am besten ausgefütterten Neste, die acht bis neun Tage blind sind, vier Wochen gesäugt werden, und sich dann noch acht bis vierzehn Tage von der Mutter Nahrung zutragen lassen, ehe sie selbst derselben nachgehen, ob sie gleich vor der Zeit schon auf dem Nestbaum herum spielen.

Sie lassen sich jung mit Milch und weißem Brode leicht aufziehen; allein man muß sie in dieser Absicht sogleich, wenn man den Baum besteigt, aus den Neste nehmen, denn sobald man sie liegen läßt, so wittert dieß die Mutter, und trägt sie in ein anderes Nest, oft sehr weit weg. In der Folge fressen sie Nüsse und allerhand Backwerk. Ihre possirlichen Wendungen, Stellungen und Gebärden machen dem Liebhaber viel Vergnügen, allein man muß ihnen nicht nur des Benagens, sondern auch ihrer Bisse halber, die zur Begattungszeit gefährlich werden, die obern oder untern Vorderzähne ausbrechen.

Die Vermehrung dieser Thiere ist zur Zeit, wenn es viel Tannen- und Fichtensaamen giebt, ausserordentlich und ich weiß daß alsdann nicht nur die Fülle der Nahrung ihre Fortpflanzungskraft vermehrt, so daß sie mehrere Junge auf einmal zur Welt bringen, und auch wohl drey Gehecke des Jahres machen, sondern daß sie auch in diesen Gegenden, wo überflüssige Nahrung ist, Wanderungen zu machen scheinen, wenigstens wandern sie da aus, wo sie dieselbe nicht mehr finden. Diejenigen aus dem ersten Wochenbette sind um Michaeli den Alten an Größe gleich und pflanzen sich gleich das folgende Frühjahr fort.

§. 296. Krankheiten.

In harten anhaltenden Wintern, wo der Schnee sehr hoch liegt, und der Fichten- und Tannensaamen mangelt, sterben sie Hungers. Man findet alsdann nichts als zernagte Holzrinde in ihren Magen.

Es scheint auch zuweilen, wenn sie zu häufig sind, eine Seuche, die mit der Räude verknüpft zu seyn pflegt, unter sie zu kommen. Man findet alsdann eine gelbe übelriechende Feuchtigkeit in ihrem Magen.

Gift sind ihnen Pfirschen und Aprikosenkerne, die man ihnen also in der Stube nicht geben darf.

§. 297. Feinde.

Der Fuchs erschleicht sie zuweilen, wenn sie sich auf dem Boden befinden.

Der Baummarder ist ihr Hauptfeind, dieser ruht nicht eher, als bis er sie durch Nachsetzen so sehr ermüdet hat, daß sie sich ihm ergeben müssen. Die Jungen sucht er in den Nestern.

Die große Haselmaus erschleicht auch die Nester und schleppt die Jungen weg.
Mehrere Raubvögel und Eulen wagen sich an jung und alt.
In den Bälgen logiren sich Holzböcke und Milben oft in Menge ein.
In ihren Eingeweiden ist mehr als eine Art von Bandwürmern.

§. 298. Jägerbeobachtungen.

1. Die List, mit welcher die Eichhörner dem Jäger und seinen Hunden zu entgehen wissen, ist merkwürdig. Sobald sie einen Menschen oder Hund gewahr werden, so suchen sie gleich einen Baum zu erreichen, laufen auf der entgegengesetzten Seite hinauf, klatschen und zischen einigemal, stecken nur kaum die Schnauze hervor, um zu sehen, wo der Feind ist, sobald dieser nur die Augen wegwendet, sind sie in den Gipfel des Baums, springen unvermerkt von einem zum andern, legen sich dann auf einen dicken Ast hin, oder hängen sich in dicken Aesten an einen Schaft und bleiben hier unvermerkt, liegen oder hängen, bis die Gefahr vorüber ist. Sie sind im Stande mit Hülfe ihres Schwanzes 12 Fuß weit von einander stehende Bäume zu erfliegen; freylich senken sie sich dabey in der Luft, vermöge ihrer Schwere.

2. Im Spätherbst und Frühjahr findet man zu der Zeit, wenn keine Zapfen vorhanden sind, eine Menge kleine Reiser unter den Fichten liegen, die von den Eichhörnern abgenagt sind. Es sind die äußersten Reiser, an welchem sich die Blütenknospen, besonders die männlichen, befinden, welche sie ausfressen; da sie nun dieses nicht an dem Reis selbst können, weil es zu schwach ist, sie zu tragen, so sind sie genöthigt dasselbe abzubeißen. Die Jäger rechnen ihnen diesen Schaden gewöhnlich sehr hoch an. Dieß kann ich nicht. Sie thun dann (wohlgemerkt wenn sie nicht in zu ungeheurer Menge da sind) an den Waldbaum, was der Gärtner an seinem Gartenbaum thut, sie beschneiden ihn, machen daß dadurch nicht zu viel Zweige entstehen, die die Säfte zur Beförderung der Dicke rauben, und die übrigen Blüten guten und fruchtbaren Saamen enthalten, da sonst durch die ungeheure Menge Blüten und Zapfen dieß nicht geschehen könnte. Ehe man die vom weisen Schöpfer geschaffene Thiere tadelt, muß man vorher Ursach und Wirkung nicht einseitig, sondern nach allen Seiten betrachten.

§. 299. Von den verschiedenen Arten des Fanges und der Erlegung.

Die Fährten sind wegen der ausgesperrten Zehen und langen Fersen sehr kenntlich. Sie setzen sie zwey und zwey beysammen, die großen Hinterfüße weiter auseinander als die kleinern Vorderfüße. Man sieht aber gewöhnlich nicht nach der Spur, sondern wird sie ohnedem auf der Erde oder auf den Bäumen gewahr. Da die Füße von der Obrigkeit als schädlich eingelößt werden, so schießt sie der Jäger, wo er sie antrifft. Am besten wäre es, man schösse sie im Herbst und Winter, wo nicht nur ihr Balg gut, sondern auch ihr Fleisch

zu genießen ist. Wenn man sie geschossen hat und sie nicht ganz todt sind, so muß man sie vorsichtig angreifen, weil sie sonst außerordentlich stark beißen.

Man fängt sie in Schlingen, die man in ihren Hauptgängen aufstellt. Auf die Bäume stellt man auch Fallen, die aus zwey Brettern bestehen, wovon das obere, das beschwert und wie eine Mäusefalle durch ein Hölzchen aufgestellt ist, an dessen Zunge eine Nuß befestigt wird, durch deren Berühren die Falle umwirft, und das Thier zerquetschet.

Wer ein gutes Blasrohr hat, kann sie auch durch thönerne mit klaren Hammerschlag vermischte Kugeln erlegen.

§. 300. Nutzen und Schaden.

Das Fleisch ist gut zu essen, und nur das Vorurtheil macht, daß es in Deutschland nicht allgemein geschieht. In England halten es manche Personen für eine Delikatesse, und sagen, es schmecke unter allen Wildpret am besten *). In der That schmeckt ein gebratenes Eichhorn wie eine gebratene Henne, und mit einer Zwiebelbrühe schmeckt es angenehm, und wenn sie auch nichts als Tann- und Fichtensaamen, der ihnen einen etwas bittern Geschmack mittheilt, genossen hätten.

Die Krebsfänger befödern ihre Krebsreusen mit Eichhornfleisch, wonach diese vorzüglich gehen sollen.

Die Bälge der deutschen Eichhörner werden nicht genug genutzt; desto höher aber das Grauwerk oder Vehe von den in nördlichen Gegenden wohnenden. Der Vehbam oder die Bäuche, die weiß und schwarz sind, geben das kostbarste Futter und Gebräme. Die Ohren braucht man auch statt der Hermelinschwänze zu Auszierung der Unterfutter.

Aus den Schwanzhaaren verfertigt man Mahlerpinsel.

Wenn sie in Menge da sind so thun sie besonders an den Tannen- und Fichtensaamen großen Schaden; kommen auch in die nahen Gärten und tragen die Wallnüsse und Süßbirn weg. Auch der Eichel- und Buchecker̄nsaat sind sie nachtheilig, da sie den Saamen aus der Erde hervorscharren, sind aber doch bey weitem nicht so schädlich, als die Mäusearten, und können auch leichter gefangen werden.

Man sollte diese Thiere, wie Hasen, die auch, im Ueberflusse gehegt, schädlich werden, aber doch zum Wildpret gehören, benutzen.

§. 301. Jägersprache.

Die gewöhnlichen Ausdrücke.

---

*) Schmiths Unterricht vom Vertreiben der schädlichen vierfüßigen Thiere. S. 98.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Vom Hunde. Nr. 27

§. 302. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Das Männchen heißt Hund, sonst auch Röder, und das Weibchen Hündin, Fähe, Debe, Teve, Betze, Luppe, Tiffe, Thöle, Zippe, Tache, Bräcke, Metze, Lusch, Zaupe, Zatze, Lutsche, Tausch.

Canis familiaris. Gmelin Lin. I. 1. p. 65.
Chien. Buffon hist. nat. V. 185. Ed. de Deuxp. I. 224. Uebers. v. Martini II. 88. XV. 84.
Der gemeine Hund. v. Schrebers Säugeth. III. 318.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 130. II. 235.
— Naturgeschichte der Hunde nach ihren verschiedenen Arten rc. Augsburg 1790.
— W. T. Naturgeschichte der Hunde. Mühlheim, 1794.
— Ausführliche Geschichte der Hunde rc. Leipzig 1781.
— Bechsteins N. G. Deutschl. I. 190.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 79.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 139.
— v. Flemmings vollk. deutsch. Jäger I. 166. (mit schlechten Figuren.)
— v. Mellins Anweis. zur Anl. einer Wildb. S. 199. u. f.
— Jesters kleine Jagd. Erster Theil.
— Der Freund der Schooshündchen. Ein Neujahrsgeschenk für Damen. 1797. Viel Merkwürdiges über die Lebensart und die Krankheiten rc. der Hunde.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 150.
The Fait full Dog. Pennant's hist. of Quadr. I. 232. Uebers. v. Bechstein. I. S. 243. Nr. 157.

§. 303. Classification.

Er hat mit dem Wolf Nr. 11 einerley Classification.

§. 304. Kennzeichen der Art.

Er trägt den Schwanz mehr oder weniger krumm gebogen und in die Höhe und mehrentheils nach der linken Seite gekehrt.

§. 305. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Der Hund ist so allgemein auf der Erde verbreitet, daß sich kein besonderes Vaterland für ihn angeben läßt. Nur nach Amerika scheint er erst durch die Europäer gebracht worden zu seyn. In Ansehung seiner so zahlreichen Spielarten hat schon der Graf von Büffon

fon die Stammracen *) festzusetzen gesucht, allein es läßt sich hierüber nichts mit Zuverlässigkeit behaupten, da die Hunde schon in den ältesten Zeiten bekannt waren, und vermuthlich aus Ostindien in das übrige Asien, nach Afrika und Europa kamen. Es scheint fast unglaublich, daß eine einzige Hauptart durch Zähmung und Clima, Nahrung u. s. w. so außerordentlich abgeartet wäre; und die wilden Hunde, die man jezt in Kongo und Unteräthiopien rc. antrifft und die in ganzen Heerden beysammen leben, scheinen eher eine verwilderte zahme Race, als die eigentliche wilde Stammrace zu seyn. Man müßte daher wohl mehrere Hauptarten, oder den auch möglichen Fall annehmen, daß die Hunde eine mit der Zeit entstandene Art seyen, wie wir sie in dem Pflanzenreiche finden, die mehrere zu seiner Gattung gehörige Thierarten, den Wolf, Schakal, Fuchs u. d. gl. zu Stammvätern hätte, durch deren Vermischung untereinander sich jene auffallende Abwechselungen, die nun noch durch Nahrung, Clima rc. vervielfältigt worden sind, einigermaßen erklären ließen. Es scheint als wenn man in der Naturgeschichte, in Ansehung des Kapitels von dem Ursprunge der Hunde, nie aufs reine kommen würde.

Es wird genug seyn, wenn ich hier die Hauptgestalt der Hunde, wie sie auf alle paßt, vorausschicke, und dann kürzlich die Hauptvarietäten angebe, denn sie alle anzuführen würde unmöglich seyn, da sich die Varietäten oder Blendlinge durch die verschiedene Mischung untereinander täglich vermehren, und es nicht mehr einfache und doppelte, sondern dreyfache, vierfache rc. Blendlinge giebt, und immer mehrere geben muß.

Der Kopf steht wasserrecht, ist länglich, mit flachen vorwärtsabhängigen Scheitel, und meist scharfer Erhöhung (Kamm) an dem Hinterkopf, einer Schnauze, und die, von den Augen angerechnet, ohngefähr die Hälfte des Kopfs ausmacht; die Unterlippe hat einen gezähnelten Rand und wird von der obern bedeckt; die Nase ragt über die Unterlippe hervor, ist chagrinartig und immer feucht; die Nasenlöcher sind halbmondförmig und auswärts umgebogen; an den Seiten der obern Kinnlade sind einige Reihen Borstenhaare auf Wärzchen gestellt; der Rachen enthält 42 Zähne; die Zunge ist lang, flach und platt; die Ohren kaum merklich steif und in dem innern Augenwinkel mit einer Nickhaut versehen, von Farbe gewöhnlich hellröthlich braun; die Ohren sind zugespizt, bald hängend, bald aufgerichtet, der obere Rand der Ohröffnung umgebogen, der hintere zweyfach und der vordere dreyfach; der Hals ist rund, ohngefähr so lang als der Kopf; der Leib fast rund, an der Brust stark, nach den Hinterschenkeln verdünnt; die Hinterbeine sind etwas höher als die vordern; die fünfte Zehe steht hoch; und ist ein unvollkommener Daumen; vorne steht die Ferse höher an den Beinen als eine Zehe ohne Klaue; den Schwanz oder die Ruthe tragen alle Hunde mehr oder weniger in die Höhe gebogen, und nach der linken Seite zu; der ganze Körper ist, bis auf den nackten Türkischen Hund, dicht mit Haaren besezt, die theils kurz, theils

lang,

*) Buffon hist. nat. V. 228. Uebers. II. S. 20. Der Freund der Schooshündchen. S. 1.

lang, theils glatt, theils gewellt oder gerollt sind. Die Farbe ist, wie bey allen zahmen Thieren mancherley, nur bemerkt man die hochrothe und grüne nie.

Wir wollen die Hauptvarietäten nach der Gestalt des Kopfes und der Schnauze angeben:

A. Hunde mit langen Kopf und dicker Schnauze.

1. Der Schäferhund (Bauernhund, Haushund, Hofhund).
C. f. domesticus.

Chien de berger. Buffon V. 241. T. 28. Ed. de Deuxp. I. T. 8. f. 5. Uebers. II. 164. Taf. 23. F. 1

Die Schnauze ist lang und dicker als am Spitz; die Ohren sind klein, entweder ganz steif oder zur Hälfte umgebogen; die Haare an der Kehle, Hals, Bauch und Schenkeln länger als an den übrigen Theilen des Leibes. Von mancherley Größe und Farbe; die französischen Schäfer- oder Wolfshunde sind so groß als ein Bullenbeißer, gewöhnlich grau, schwärzlich oder schmutzig gefleckt oder in einander verwaschen.

Von dieser Art zieht sich der Jäger Saufinder, Dachs- und Trüffelsucher, und die großen französischen können als Hetz- und Packerhunde gebraucht werden. Dieser Hund soll die Stammrace aller Hunde seyn, wie Büffon sehr wahrscheinlich zu machen sucht.

2. Der große dänische Hund (dänische Blendling). C. f. danicus. Grand Danois. Buffon, 240. F. 26. Ed de Deuxp. I. T. 12 f. 4. Martini II. Taf. 22.

Er ist in allen Theilen stärker und größer als der vorhergehende. Die Ohren sind kurz und schmal; die Beine hoch; das Haar kurz, rothgrau, hellgrau, schwarz, auch weißgrau mit schwarzen fahlen und andern Flecken.

Es sind gute Hetzhunde, und man läßt sie gern mit großen Windhunden, Bullenbeißern und englischen Doggen in dieser Absicht belaufen.

3. Der Jagdhund (Braqve, deutscher Jagdhund). C. f. sagax.
Gr. v. Mellins Anw. 218 mit einer Fig.
Ridingers Thiere Taf. 5. Die zweyte Figur zur Rechten. Dessen Hunde. Taf. 10.

Die Schnauze ist lang und stärker als am Bauernhunde; die Ohren sind breit und langbehängt; an den Hinterfüßen ist eine Afterklaue. Man hat sie weiß, gelblich, bläulich auch schwarz und fahl gefleckt. Das Haar ist etwas rauh *).

*) Wenn man solche Hunde, besonders einzeln dazu gewöhnen will, daß sie den Hasen vor den Schützen bringen sollen, so muß der Jäger, wenn sie zum erstenmal mit ins Feld oder Holz genommen werden, allzeit auf den Platz stehen bleiben, wo er den Hund auf einen Hasen losläßt, damit er ihn da wieder findet, so wird er sich dadurch ohne große Mühe gewöhnen, den Hasen allzeit durch Wendungen und Vorgreifen zu seinen Herrn zu bringen.

4. Der Parforcehund. C. F. gallicus.
Chien courant. Buffon, 243. T. 32. Ed. de Deuxp. l. T. 8. f. I. T. II. f. 1. Martini II 168. n. 8. Taf. 26.
Ridingers Thiere Taf. 6. Dessen Hunde. Taf. 8.

Wie der vorhergehende, der Kopf etwas runder, die Schnauze dünner, der Leib gestreckter, die Beine höher und die Haare kurz.

Beym Französischen Jagdhund muß der Leib besonders gestreckt seyn und der Bauch lang und grobhaarig seyn. Die Farbe ist verschieden, gewöhnlich auf hellen Grunde mit starken Flecken.

Am Englischen Jagdhunde ist der Kopf etwas kleiner und die Schnauze länger und spitziger, die Ohren kürzer. Das Haar grau, schwarz gesprenkelt.

Die Polnischen Jagdhunde sind stark, schwer und dabey wolfsgrau, schwarz oder von fahler Farbe.

5. Der Hühnerhund (Vorstehender Hund, Boden- Wachtel- und Spürhund). C. F. avicularius.
Braque, Braque de Bengale. Buffon, 245. T. 33. 34. Ed de Deuxp. l. T. 9. f. 1. 2. Martini II. 171. Taf. 27. 28.
Ridingers Th. Taf. 14. Allerley Thiere. Taf. 32. 36. 58. 66. 86.

Der Kopf ist stark, die Schnauze lang, stark und stumpf; die Ohren lang und gut behängt; der Körper und die Füße stark; der Schwanz fleischig und kurz, wird theils abgestumpft, theils stumpft er sich von selbst ab, oder sie werden stumpfschwänzig gebohren. Die Farbe ist gewöhnlich weiß, schwarz, gelb und braun gefleckt. Er ist meist kurzhaarig.

Die Tigerhunde oder Bengalischen Hühnerhunde sind weiß, mit schönen runden egalen, meist schwarzen Flecken.

Ein nöthiger Hund für den Jäger in der Feldjagd auf Hasen und besonders Feldhühner.

6. Der Wasserhund. C. F. aquatilis.
Ridingers allerley Th. Taf. 42.

Er ist kürzer und gedrungener gebaut, und hat kurze Ohren, und längere rauhere Haare wie jener.

7. Der Schweißhund (Birschhund). C. F. scoticus.
Graf von Mellins Anweisung 205. m. e. Figur.
Ridingers Thiere. Taf. 10.

Für die Waldjagd dem Jäger ganz unentbehrlich. Der Kopf und Leib ist gestreckt; die Beine sind mittelmäßig; die Schnauze gestreckt und stark; die Ohren groß; die Haare mittelmäßig lang; die Farbe braun, roth, schwarz.

8. Der Leithund. C. F. venaticus.
Graf von Mellins Anweisung 199 m. e. Fig.
Ridingers Th. Taf. 4. Dessen allerley Thiere Taf. 69.

Der

Der Kopf lang, so wie die Schnauze, welche sich besonders in eine starke Nase endigt; der Leib untersetzt mit starker Brust; die Beine mittelmäßig. Die Haare sind kurz, weiß, gelblich, und mit mehrern Farben gefleckt.

9. Der Dachshund (Dachskriecher, Dachsschliefer, Dachsfinder, Dachswürger). C. f. Vertagus.

In Verhältniß gegen die Beine hat er einen langen Leib, welcher gewöhnlich mit einem kurzen anliegenden, seltner zottigen Haare, das schwarz oder schwarzbraun mit rothen Flekken auf der Brust, über den Augen und unten an den Füßen gefärbt ist. Die Stirn ist flach; die Schnauze lang und hoch; die Ohren sind breit und hängend. Die ganz weißen sind die schönsten und seltensten.

a. Mit krummen Beinen.

Basset à jambes torses. Buffon 245. T. 35. f. 2. Ed de Deuxp. I. T. 10. f. 1. Martini II. 172. Taf. 39. Fig. 1.

b. Mit geraden Beinen.

Basset à jambes droites. Buff. 245. T. 35. Fig. 1. Ed de Deuxp. I. T. 10. Fig. 2. Martini II. Taf. 29. Fig. 2.

Gr. v. Mellins Anweis. S. 229. m. e. Fig.

Diese Hunde gewöhnt man zur Dachs- Fuchs- Biber- Fischotter- und Kaninchenjagd.

10. Der Neufundländische Hund. C. f. terrae novae.

Von der Größe des größten inländischen Schäferhundes, den er auch, so wie den Bullenbeißer, zum Stammvater zu haben scheint. Der Schwanz ist etwas dick; das Haar zottig, besonders am Schwanze; die Ohren mittelmäßig und hängend; zwischen den Zehen eine Schwimmhaut. Die Farbe ist gewöhnlich weiß und schwarzbunt. Sie sind zur Wasserjagd gut zu gebrauchen. Man trifft sie seit einiger Zeit in den vornehmen Häusern an. Wann und von wannen diese Hunde nach Neufundland gekommen sind, davon weiß man nichts befriedigendes. Bey der ersten Niederlassung der Engländer 1622 fand man sie dort nicht vor.

B. Hunde mit langen Kopf und enger Schnauze.

11. Der Spitz (Pommer, Heidehund, Haushund); C. f. pomeranus.

Chien-loup. Buffon, 242. T. 29. Ed de Deuxp. I. de 7. f. 3. Martini II, 165 Taf. 24.

Meist größer als ein Fuchs. Der Kopf ist lang; die Stirn platt; die Ohren sind klein, gerade in die Höhe gespitzt; die Schnauze gestreckt, spitzig; der Schwanz aufgerichtet, vorwärts nach der linken Seite sehr krumm gebogen.

Unter allen hierher gehörigen Hunden findet man welche, die gut zum Aufsuchen des Wildes und zum Dachsfang zu brauchen sind.

Man hat a) den Pommer welcher glatt und kurzhaarig, an Bauch, Kehle, Schenkeln und Schwanze, aber sehr langhaarig, von schwarzer, brauner und gefleckter Farbe ist.

b) Der Heidehund ist kurz und steifhaarig, gewöhnlich von fuchsrother auch schwarzer Farbe mit weißer Kehle und etwas wolligen Schwanze.

c) Der Wolfshund. Dieser ist langhaarig, schneeweiß oder gelblichweiß. Ein sehr gemeiner Haushund in Thüringen.

Ich habe einen Spitz dieser Art gesehen, welcher so groß wie ein Hühnerhund war, und seidenartige zottige Haare hatte. Ein vortreffliches Thier! Vielleicht stammte er als Blendling von dem Wolfshunde und Seidenhunde ab.

d) Der Fuchsspitz. Er ist kleiner als die andern mit schwärzlichen Gesicht, fuchsrothen Haaren und sehr lebhaften Augen. Die wahre Fuchsgestalt, wenn sein Schwanz nicht in die Höhe gekrümmt wäre. Man sagt er stamme vom Fuchs ab.

12. Der Sibirische Hund. C. f. Sibiricus.

Chien de Sibirie. Buffon 242 T. 30. Ed. de Deuxp. I. T. 8. f. 2. Martini II. 166. Taf. 25. Fig. 1. XV. 85.

Nicht viel vom Wolfshunde verschieden; doch ist der Kopf etwas runder und langhaarig; die Schnauze spitzig und die Farbe meist schwarz, weiß oder grau.

13. Der Isländische Hund. C. f. islandicus.

Chien d'Islande. Buffon 242. T. 31. Ed de Deuxp. I. T. 8. f. 3. Martini II. 167. Taf. 24. Fig. 2.

Der Kopf zieht sich ins rundliche; die Schnauze ist klein und spitzig; die Ohren aufrecht mit hängenden Spitzen; der Schwanz gewunden und aufrecht; der Hals dick und kurz; der Leib kurz- oder kraushaarig. Die Farbe verschieden, meist bunt. Er war vor einiger Zeit Modehund in Holland und sehr verfeinert.

14. Der gemeine Windhund. C. F. Grajus.

Levrier. Buffon 240. T. 27. Ed de Deuxp. I. T. 7. f. 2. Mart. II. 162 Taf. 23. Fig. 2. Gr. von Mellins Anweis. 223. m. e. Fig.

Ridingers jagdbare Thiere Taf. 7. Dessen allerley Thiere. Taf. 68.

Der Kopf ist lang und klein; die Schnauze spitzig und etwas gebogen; die Lippen kurz; die Ohren kurz, schmal, halb hängend; der Hals und Leib lang und mager, besonders letzterer hinten sehr eingezogen; die Beine hoch und mager; der Schwanz dünn und aufwärts gebogen.

a) Mit kurzen Haaren.

b) Mit langen krausen Haaren. C. f. hirsutus.

Die Farbe ist gewöhnlich hellpfahl; doch giebt es auch weiße, graue, schwarze und auf verschiedene Art gefleckte.

Die größten braucht man zu Hetzhunden auf Sauen und Hirsche; die mittelmäßigen zum Jagen und Hetzen der Hasen und Füchse.

15. Der große Irländische Windhund. C. f. hibernicus.

Ridingers Thiere. Taf. 8. Allerley Thiere. Taf. 68.

Er

Er hat die Größe einer Englischen Dogge, und alle Theile sind etwas stärker als am gemeinen Windhund. Sonst brauchte man ihn zur Wolfsjagd. Jetzt ist er noch auf Schweine und Hirsche zu gebrauchen, besonders die Blendlinge von ihm und dem Bullenbeißer oder der englischen Dogge.

16. Der Curshund. C. f. cursorius.
Gr. v. Mellins Anweisung 215. m. e. Fig.
Ridingers Thiere Taf. 13. Dessen Hunde Taf. 12.

Die Schnauze ist stärker als am Windhunde; die Ohren sind klein und halbhängend; die Beine fleischig und lang, der Leib schlank; die Haare am Halse, Bauch und Schwanze zuweilen länger.

Er scheint vom Windhunde und großen Dänischen Hunde abzustammen. Der Jäger braucht ihn zum Verfolgen des angeschossenen Wildprets so wie zum Hetzen und Fangen des unversehrten.

17. Das kleine Windspiel (Englisches Windspiel, kleiner Windhund). C. f. italicus.
Levron. Buffon 241. Ed. de Deuxp. I. 268. Martini II. 163.
Ridingers Thiere. Taf. 15. Dessen Allerley Thiere. Taf. 89.

Der kleinste und schönste Hund dieser Race, mit kleinen langen Kopf, schlanken Halse und kurzen Haar; die Farbe meist gelblich. Bloß Schoosshündchen.

18. Der Türkische nackte Hund. C. f. aegyptius.
Chien Turc. Buffon 248. T. 42. F. 1. Ed de Deuxp. I. T. 13. f. 2. 3. Martini II. 178. Taf. 35. Fig. 1.

Der Kopf ist dicker, die Schnauze kürzer als am kleinen Windspiel, dem er sonst sehr ähnlich sieht; die Haut ohne Haare, ausgenommen die Bartborsten, von Farbe braun, aschgrau, schwärzlich oder fleischfarben.

Die große Hitze der heißen Länder soll die Haarkeime vertilgt haben.

C. Mit runden Kopf und stumpfer Schnauze.

19. Der Bullenbeißer (Bärenbeißer, Bärenhund, Wachthund). C. f. Molossus.
Dogue. Buffon 249 t. 43. Ed. de Deuxp. I. T. 13. f. 4. T. 14. f. 1. Martini II. 180. 16. Taf. 36. Fig. 1.
Ridingers Thiere Taf. 3. Dessen Allerley Thiere. Taf. 58. 67.

Die Schnauze ist dick, braun und schwarz; die Lippen sind dick und herabhängend; die Nase aufgeworfen; die Ohren klein, hängend und schwarz; Hals und Leib dick; die Beine mittelmäßig aber stark; der Schwanz aufwärts, mit der Spitze vorwärtsgebogen; das Haar braun und glatt; die Farbe meist erbsgelb.

Ein außerordentlich starker Hund, den man als Hetzhund und zum Bewahren der Häuser und Güter braucht.

 20. Der

20. Der Bullenbeißer mit der Hasenscharte. C. f. lagochilus.

Der Kopf ist nicht so unförmlich, die Lippen sind nicht so hängend, die Schnauze etwas spitziger, und die Oberlippe entweder ganz durchschnitten, daß die Zähne durchscheinen, oder nur bis auf den Grund, so daß es zwey Nasen zu seyn scheinen. Der Größe nach ist er geringer, als der eigentliche Bullenbeißer, von Farbe erbsgelb oder aschgrau.

Ein gelehriger Hund, sowohl zum Abrichten auf die Jagd, als auf andere Künste.

21. Der Bullenbeißer mit Schwimmfüßen. C. f. palmatus.

Ich habe diesen schönen und seltenen Hund gerade vor mir. Die Schnauze ist etwas länger als an Nr. 19, und nicht nur an allen vier Füßen sind große Schwimmhäute, sondern die Oberlippe ist auch von Natur, wie beym vorhergehenden, ganz gespalten. Das Haar ist glatt und die Farbe schmutzig erbsgelb.

22. Die Englische Dogge (Kammerhund). C. f. anglicus.

Dogue de forte race. Buffon. 252. t. 45. Ed. de Deuxp. I. T. 14 f. 2. Martini II. 186. Taf. 37.

Gr. v. Mellins Anweisung 212. m. e. Fig.

Ridingers Thiere. Taf. 1. Dessen Hunde. Taf. 2. obere Figur.

Dieser Hund ist größer als der Bullenbeißer, auch etwas gestreckter an Leib und Schnauze. Die Farbe ist auch abwechselnder, nicht bloß weiß, fahl, gelblich, braun oder schwarz, sondern auch gefleckt. Man giebt ihn für einen Blendling vom Bullenbeißer und dem Schäfer- oder großen Dänischen Hunde aus, und bedient sich desselben bey der Jagd wie des Bullenbeißers.

23. Der Metzger- oder Fleischerhund. C. f laniarius.

Er hat die Gestalt des obigen, ist aber kleiner, hat eine längere, gerade auslaufende, nicht so stumpfe Schnauze und nicht so lappige Oberlippen; das Haar ist glatt, von Farbe schwarz oder braun, auch fahl und schwarz gestrichelt oder gestreift. Der Schwanz wird ihnen gewöhnlich bis auf einen kleinen Stumpf abgehauen.

Auch diese, wenn sie von der großen Art sind, lassen sich als Hetzhunde gut brauchen. Bullenbeißer und großer Dänischer Hund scheinen die Stammältern zu seyn.

24. Der Saufinder (Saubeller). C. f. aprinus.

Gr. v. Mellins Anweis. 209. m. e. Fig.

Ridingers Thiere. Taf. 11. Dessen Hunde. Taf. 9.

Die Gestalt wie bey dem vorhergehenden mit langen rauhen Haaren und von schwarzer Farbe.

Er sucht die Sauen auf und meldet sie durch Anschlagen.

25. Der Saurüden. C. f. suillus.

Ridingers Thiere. Taf. 12.

Er hat einen starken Kopf, ziemlich flache Stirn, hinten starke, vorne schmälere Schnauze; einen hinten verdünnten Leib; hohe Beine und ein langes rauhes Haar auf dem ganzen Leibe. Er

Er hält gewöhnlich die Sau an den Ohren fest.

26. Der Mops (die Steindogge). C. f. Fricator.

Doquin. Buffon 252. T. 44. Ed. de Deuxp. I. T. 13. f. 4. Martini II. 186. Taf. 36. Fig. 2.

Der Kopf ist rund und etwas platt; die Schnauze kurz, zwischen den Augen eingedrückt und schwarz; die Nase breit und aufgeworfen; die Lippen sind kurz; die Ohren hängend (werden aber, um ihn noch ein mopsmäßigeres Ansehn zu geben, gestutzt) der Leib gedrungen; der Schwanz aufwärts gerollt; das Haar glatt; und meist erbsfarben.

Ein Schooshund, dessen Vater der Bullenbeißer zu seyn scheint, der sich mit einem kleinen Hunde vermischt hat.

27. Der Bastartmops. C. f. hibridus.

Roquet. Buffon. 253 T. 41. f. 2. Ed de Deuxp. I. T. 13. f. 2. Martini II. 188. Taf. 34. Fig. 2.

Der Kopf ist klein, der Scheitel erhaben; die Nase dick, welche wie die Schnauze aufgeworfen ist; die Augen hoch und hervorstehend; die Ohren klein und halbhängend; der Leib hinten eingezogen; die Beine hoch und dünn; das Haar glatt, einfarbig oder gefleckt.

Ein Schooshund, der nur der Vollständigkeit halber angeführt wird. Er stammt vom Mops und einem andern kleinen Hund.

28. Der Harlekin (kleiner Dänischer Hund). C. f. variegatus.

Petit Danois. Buffon 147. T. 41. f. 1. Ed de Deuxp. I. T. 6. f. 2. Martini II. 177. T. 34. Fig. 1.

Der Kopf ist rund und groß; der Scheitel erhaben; die Schnauze kurz, gerade, zugespitzt; die Ohren klein, halb hängend; der Leib hinten eingezogen; die Beine dünn; der Leib mit größern oder kleinern Flecken besetzt.

Ein Schooshündchen, der vom Mops und einem Spitzhunde, und nicht, wie man gewöhnlich vorgiebt, vom großen Dänischen Hunde abstammt.

D. Hunde mit runden Kopfe und länglicher Schnauze.

29. Der große Budel. C. f. aquaticus.

Grand Barbet. Buffon 246. T. 37. Ed de Deuxp. I. T. 10. f. 3. Martini II. 174. Taf. 30. Fig. 1.

Ridingers Thiere. Taf. 18. Dessen allerley Thiere. Taf. 42.

Dieser Hund scheint, in Hinsicht des Kopfs und der Schnauze, den Uebergang von der vorigen zu dieser Hunde-Abtheilung zu machen, da er aber, wie die meisten hierhergehörigen ein langes Haar hat, so wird er hierher gerechnet. Der Kopf ist rund, die Schnauze etwas gestreckt und stark; die Ohren sind breit und hängend; der Schwanz fast gerade; das Haar lang und krauß, von schwarzer, grauer, weißer, röthlicher und gefleckter Farbe.

Ein sehr gelehriger Hund, der zur Wasserjagd, auch zum Vorsuchen auf Hühner und Hasen abzurichten ist.

30. Der Zwergbudel. C. f. aquat. minor.

Petit Barbet. Buffon 251. t. 38. f. 2. Ed de Deuxp. I. T. 12. f. 1. Martini II. 183. Taf. 13. Fig. 2.

Ein Schooshund, der weit kleiner als der vorige ist, von ihm und dem kleinen Spanischen Wachtelhund abzustammen scheint, eine spitzige Schnauze, große hängende Ohren und langes gekräuseltes Haar hat, das am Kopfe, den Ohren und dem Schwanze besonders seidenartig ist.

31. Der Spanische Wachtelhund (der langbehaarte Bologneser, Seidenhund, Seidenpudel). C. f. extrarius.

Espagneul. Buffon 246. T. 38. f. 1. Ed de Deuxp. I. T. 11. f. 4. Martini II. 175. Taf. 31. Fig. 1.

Er hat die Größe des großen Budels, auch zuweilen des Hühnerhundes, dem er überhaupt, geschoren, an Gestalt gleicht; der Kopf ist stark und rund; die Schnauze gestreckt; die Ohren sind breit, rund und stark behaart; die Brust stark; das Haar lang, gerollt und seidenartig anzufühlen.

Da ihn die Gelehrigkeit des großen Budels fehlt, so ist er ein bloßer Stubenhund in vornehmen Häusern. Das Haar ist sehr gut zu gebrauchen, es ist gewöhnlich ganz weiß; doch giebt es auch ganz schwarze und braune.

32. Der kurzhaarige Bologneser (Englischer Wachtelhund). C. f. brevipilis.

Gredin et Pyrame. Buffon 247. T. 31. f. 1. Ed de Deuxp. I. T. 11. f. 2. 3. Martini II. 176. Taf. 32. Fig. 1. 2.

Der Kopf ist klein und rundlich; die Schnauze kurz; die Haare sind schwarz, weiß oder geschäckt. Vom vorhergehenden unterscheidet er sich vorzüglich durch den weniger behaarten Schwanz, Ohren und Schenkel.

Die Pyrame ist kleiner, und hat bey gleicher Gestalt einzelne feuerfarbige Flecken auf schwarzen Grunde.

33. Der langhaarige Bologneser (Bologneserhündchen, Angorischer Hund). C. f. militaeus.

Bichon. Buffon 257. t. 40. f. 1. Ed de Deuxp. I. T. 12. f. 2. Martini II. 184. Taf. 33. Fig. 1.

Der Kopf ist rund, die Schnauze kurz; Augen und Ohren sind unter sehr langen seidenartigen Haaren versteckt.

Diese Schooshündchen stammen aus Angora.

34. Das Löwenhündchen. C. f. leoninus.

Chien-lion. Buffon 221. t. 40. f. 2. Ed de Deuxp. I. T. 12. f. 3. Martini II. 185. Taf. 33. Fig. 2.

Wie

Wie der vorhergehende Hund, nur daß das Haar auf dem Kopf, der Brust, den Beinen und an der Spitze des Schwanzes bloß lang, am Leibe und Schwanze aber kürzer ist.

Eine Vermischung vom vorhergehenden, und einem kurzhaarigen Hund.

Die übrigen Varietäten oder Blendlinge übergehen wir, da sie uns von unserm Zwecke zu weit abbringen würden. Ueberhaupt ist die Geschichte der Hunde noch nicht so vollständig, als es wohl zu wünschen wäre. Hierzu gehörte aber eine genaue Beobachtung alle der zahmen und verwilderten Racen in den übrigen Welttheilen, die oft so sehr von den unsrigen abgehen. s. v. Zimmermann a. a. O.

Unter allen Thieren zeichnet sich der Hund nicht bloß durch seine einnehmende Gestalt, Zahmheit, Vertraulichkeit, Folgsamkeit, Munterkeit, Geschwindigkeit, Stärke, sein freundliches, spielendes, tändelndes und einschmeichelndes Wesen, sondern auch durch edlere Eigenschaften, die Theils auf der Schärfe seiner Sinne, theils auf den Vorzügen seiner Seelenkräfte beruhen, auf die vortheilhafteste Art aus, und er ist daher mit größtem Rechte ein Gesellschafter des Menschen in allen Welttheilen geworden. Mehrere dieser Eigenschaften werden unten beym Nutzen dieser Hausthiere vorkommen. Jetzt nur ein Paar Worte über eine derjenigen Haupteigenschaften, weshalb sie den Jäger so nützlich, und unentbehrlich geworden sind. Es ist ihr feiner Geruch, worin sie vielleicht alle vierfüßigen Thiere, ja sogar den Fuchs übertreffen. Der Grund davon liegt in der Geruchsnervenhaut und dem drüsigen Nasenbau, welcher geschickt ist, die feinsten Ausdünstungen aufzufangen. Diese Geruchsnervenhaut ist bey allen Hunden sehr groß, vorzüglich groß freylich bey Jagd- Hühner- Schweiß- und Leithunden, an welchen man eben die so vorzügliche Riechkraft gewahr wird. Wenn man alle Falten derselben auseinanderzieht und ausbreitet, so kann man den ganzen Hundekörper damit bedecken, dahingegen die Geruchsnervenhaut des Menschen kaum hinreicht, seinen Kopf damit zu belegen.

Es setzt einen in Erstaunen, wenn man sieht, daß der Leithund auf dem trockendsten Boden, durch Heerden Vieh weg, die Spur des Hirsches auffinden und den Jäger dadurch den Ort bemerklich machen kann, wo sich dieser befindet. Wenn man etwas vergißt oder verliert, so giebt es Hunde, die zurückkehren, und es aus vielen Sachen wieder herauszusuchen und zu bringen wissen. Man hat Beyspiele, daß Hunde ihren Herrn von Thüringen aus nach Paris nachgelaufen sind, und ihn aufgefunden haben.

Von der Gelehrigkeit des Hundes zeigen nicht nur ihre Jagdgeschäffte, sondern auch ihre Kunststücke und ökonomischen Verrichtungen, die man sie machen lehrt, z. B. den Bratspieß drehen, am Karrn ziehen u. s. w.

Der große Leibnitz sandte der Academie zu Paris eine Nachricht, daß ein Bauernjunge einen Hund so weit gebracht hätte, daß er verschiedene Worte, als Thee, Koffe u. s. w. sehr deutlich aussprechen konnte und ich kenne selbst einen Budel, der das Wort Frau auf Verlangen sehr deutlich hören läßt.

Die Stimme ist bey den meisten knurrend, bellend und heulend, bey einigen bloß heulend und bey andern z. B. den Isländischen bloß leise murrend. Sie geben dadurch ihre Leidenschaften zu erkennen, und eine auffallende Erscheinung ist, daß viele Hunde den hellscheinenden Vollmond, fürchterliche Gestalten, blasende Instrumente, das Geläute der Glocken u. s. w. verabscheuen und dieß durch ein gräßliches Heulen andeuten.

Das Alter der Hunde erstreckt sich bis zwanzig Jahre, und indem ich dieß schreibe, kenne ich einen, freylich blinden und tauben Hund, der 28 Jahre zählt. Bey zunehmenden Jahren wird das Haar dunkler, stumpf und ungleich, und im hohen Alter an der Schnauze, auf der Stirn und um die Augen herum grauer, die Zähne schwarz, stumpf und ungleich und fallen zuletzt gar aus.

§. 306. Verbreitung und Aufenthalt.

Von der Verbreitung ist schon oben geredet worden. Man findet nämlich die Hunde jetzt auf der ganzen Erde, wo es nur Menschen giebt, vertheilt, in einigen Ländern sogar verwildert.

Der Aufenthalt, den man ihnen anweißt, richtet sich nach ihrer Bestimmung. Hunde, die zur Erhaltung ihrer guten Eigenschaften, wie der Leithund, oder wegen Mißbrauchs ihrer Stärke, wie die großen Hetzhunde u. s. w. in Zwinger gewiesen werden müssen, verlangen große Reinlichkeit. Am besten ist es, man weißt jedem Hunde, auch dem Hühnerhunde einen eignen bestimmten Ort an, wo er wenigstens des Nachts reinlich und nach Befinden der Umstände warm liegt. Unter den Ofen darf kein Hund liegen, so sehr sie auch diese Stelle suchen, weil außer der Schlaffheit und Trägheit, die daraus entsteht, auch gefährliche Uebel z. B. die Tollheit, daher ihren Ursprung nehmen können. Sie mit zu Bette zunehmen ist nicht nur unschicklich, sondern auch deswegen schädlich, weil es nicht der erste Fall ist, daß ein Lieblingshund hier wüthend geworden, seinen Besitzer gebissen und ihm dadurch den unglücklichsten Tod verursacht hat.

Die verschiedene Lage des Hundes kann jeder Jäger täglich beobachten; eben so, daß sie sehr leise, aber unruhig schlafen, böse Träume haben, daher brummen und bellen, wie wenn sie es mit einem Gegner zu thun hätten u. s. w.

§. 307. Nahrung.

Da der Hund ein fleischfressendes Thier ist, so ist ganz natürlich Fleisch seine Lieblingsspeise, welches er frisch, noch lieber aber etwas in Fäulniß übergegangen, genießt. Man thut auch deshalb die großen Jagd- oder Hetzhunde in Meistereyen und läßt sie hier von Aas nähren. Freylich erfordert diese nahrhafte Fleischfütterung auch eine ununterbrochene starke Bewegung und Arbeit, und eine daher fließende gehörige Ausarbeitung der Säfte, wenn nicht Augen- Haut- und andere Krankheiten entstehen sollen; für Hunde daher, welche nicht be-

beständig in Thätigkeit sind, bäckt man lieber Brod von halb Gersten- und halb Roggenmehle und überbrüht dieß zu einer Suppe, die mit etwas Butter oder Schöpsenfett, wozu man auch zerschlagene Schöpsenknochen brauchen kann, geschmelzt ist. Einige thun darunter auch gutes Haferschrot. Von dieser abgekochten Suppe bekommen die Hunde täglich zweymal, auch wohl nur einmal, und das zweytemal bloß trockenes Brod. Frisches Wasser müssen sie ebenfalls täglich zweymal bekommen. Hunde, die man nicht wie Jagd- und Hetzhunde in Menge halten muß, ernährt man auch außerdem von den Ueberbleibseln an Knochen, Fleisch, Zugemüße und Brühen, die vom Tische übrigbleiben. Nicht bloß als Arzeney, um sich zum vomiren und purgiren zu reizen, weil die unreinen Säfte nicht wie bey andern Thieren durch den Schweiß verdünsten, sondern auch, und vorzüglich um die spitzigen Knochensplitter einzuhüllen, frißt der Hund von Zeit zu Zeit Quecken und anderes starkblättriges Gras, im Winter auch wohl Stroh, welches ich auch bey mehrern Raubthieren z. B. der Katze bemerkt habe.

Seinen beizenden Unrath, dessen er sich mit Zwang entledigt, setzt er gern auf kahle Plätze, und den Harn läßt das Männchen auch die jungen Weibchen mit aufgehabenen Hinterbeine, und zwar sehr oft an erhabene Orte. Dieß ist auch die Gewohnheit, womit sie sich einander begrüßen, indem sie oft an einem gemeinschaftlichen Platz mit Pissen abwechseln, auch beyde Geschlechter sich dadurch ihre Liebe anzukündigen pflegen.

§. 308. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Begattung oder das Belaufen der Hunde ist an keine bestimmte Jahreszeit gebunden, geschieht aber gewöhnlich des Jahres zweymal, und die Hündin ist es, die den Hund, der sich jederzeit dazu bereit finden läßt, dazu reitzt. Die Hitze dauert zehn bis vierzehn Tage, und die Hündin, um die sich mehrere Hunde versammeln, die ihr Verlangen durch den Geruch wittern und ihre Gegenreizungen durch stetes Wasserlassen und durch Kratzen auf der Erde mit den Vorder- und Hinterfüßen zu erkennen geben, muß erst ein oder etliche Tage Spuren eines Blutflusses gezeigt haben, ehe sie den Hund zuläßt. Dieß ist nur um deßwillen zu wissen nöthig, weil man nicht eher die zur Begattung bestimmte Hunde, die man sorgfältig auswählen muß, um die Race rein und gut zu erhalten, beyzustecken braucht. Sie ist gewöhnlich nicht eckel in der Wahl, wenn die Hitze vollkommen eingetreten ist, und läßt alle Hunde, gewöhnlich am liebsten große zu, daher die häufigen Ausartungen. Wegen der wulstigen Ruthe des Hundes und der krampfhaft umfassenden innern Geschlechtstheile der Hündin hängen sie einige Zeit zusammen, und man darf sie nicht stöhren, wenn die Begattung fruchtbar seyn soll, weil der Saame nur absatzweise ausströhmt. Hat die Hündin 5 bis 6mal gehangen, so ist sie befruchtet genug; muß aber alsdann wohl noch acht Tage eingesperrt werden, wenn man der reinen Race sicher seyn will. Sie trägt 9 bis 10 Wochen, gewöhnlich 63 Tage, nicht unter 60 und wirft 3 bis 15 Junge, die der Jäger Wölfe nennt. Diese sind 10 bis 14 Tage blind, werden von der Mutter sorgfältig gesäugt, beschützt, und wenn sie dieselbe nicht sicher

genug glaubt, am Halse von einem Ort zum andern getragen. Sollen die Hunde recht gut werden, so läßt man ihr nur 2 bis 4, welche die gesundesten, muntersten und gewöhnlich freylich auch die am schönsten gezeichneten sind. Sie muß sie 2 Monate säugen, wenn sie recht gut werden sollen, nur kann man sie in den letzten vierzehn Tagen auch an Kuhmilch und in dieselbe eingeweichtes Brod gewöhnen. Hat man die Wahl, so zieht man sich diejenigen, welche im Frühjahr gebohren sind, auf, weil sie im Sommer einen bessern Wuchs erhalten, und auf eine leichte Art in der ersten Jugend schon zu ihrer Bestimmung angewiesen werden können.

Nach dem neunten Monate sind sie im Stande ihr Geschlecht fortzupflanzen, allein man läßt es ihnen um ihr Wachsthum nicht zu verhindern, nicht eher als nach dem ersten Jahre zu.

Dieß ist es, was im Allgemeinen von der Erziehung der Hunde gesagt werden kann.

§. 309. Krankheiten.

Fast kein Thier scheint so vielen Krankheiten ausgesetzt zu seyn, als der Hund, wovon der Grund darin liegt, daß sie oft gar nicht für ihre Natur passende Nahrungsmittel genießen und eine ihnen ganz unnatürliche Lebensart führen müssen z. B. einmal in einer zu starken Bewegung und Anstrengung und ein andermal in einer gänzlichen Unthätigkeit, wie dieß bey Jagd- und Hetzhunden der Fall ist. Die hauptsächlichsten Krankheiten und ihre Heilmittel, welche letztere aber nach der Größe und Kleinheit des Thieres, da hier der Mittelweg eingeschlagen ist, in der Dosis vergrößert oder verkleinert werden müssen, sind folgende:

1. Fieberregungen, welche sich durch Verdrossenheit, kalte Ohren, bleiche Lefzen und verlohrne Freßlust anzeigen. Entsteht ein Durchfall, so hilft sich die Natur meist selbst, sonst giebt man dem kranken Hunde 4 — 30 Gran Jalappenpulver in Zuckerwasser aufgelößt, bis oben oder unten die gehörige Wirkung erfolgt. Rhabarber mit etwas Salz vermischt in einer Pflaume als Purganz eingegeben hebt die Krankheit gewöhnlich auch.

2. Die Bräune. Schnell abwechselnde Kälte und Hitze, auch Wassermangel sollen die Ursache seyn. Es entsteht eine Stockung in den Blutgefäßen, die verbunden mit der eintretenden Zähigkeit der Säfte dieß Uebel hervorbringt. Das Zäpfchen im Halse, so wie die Zunge sind angeschwollen, letztre braun, das Athmen wird dadurch schmerzhaft, die Augen treten hervor, die Eßlust verschwindet und der Tod erfolgt oft im Kurzen. Man öffnet dem kranken Hunde unter der Zunge und an den Ohren eine Ader, dann reibt man ihm den ganzen innern Rachen mit einer Mischung von Waizenmehl, pulverisirten Salbey und Salz aus, und giebt ihm alle 2 bis 3 Stunden einen Eßlöffel voll Gummischleim, oder noch besser saure Molken.

3. Flüsse. Sie entstehen von scharfen, zähen, dicken und verdorbenen Säften, und äußern sich durch örtliche Schmerzen oder Lähmungen an einen oder den andern Theil des Körpers. Ein gelindes Reizungsmittel, oder zertheilte Pillen von zwey bis vier Gran Spieß-

Spießglas und drey bis sechs Gran Krebsaugen, beydes pulverisirt und äußerliches Reiben und Waschen mit Kampfer, heilen die Krankheit.

4. Lähmung der Glieder. Sie hängt mit obiger Krankheit zusammen, hat eben die Ursachen, wozu noch Erkältung zusetzen ist. Man wäscht den Hund das gelähmte Glied mit Ameisenspiritus und bäht es mit Umschlägen von Wachholder in Wasser gekocht.

Wasserhunde, die auf der Entenjagd zu lange im Wasser herumgewatet und sich erhitzt haben, werden oft am ganzen Körper steif und gelähmt. Warme Bäder von Kleye und weißer Seife, noch besser aber das Waschen mit einem Decoct von drey bis vier Loth weißer Nießwurz in einem neuen Topf, in welchem vier Quart Covent oder Nachbier gegossen, den Topf mit Sauerteig verklebt und bis zur Hälfte eingekocht und dann eine gute Messerspitze voll Spießglas (Antimonium crudum) hineingethan ist.

5. Das Verschlagen. Eine nicht seltene Krankheit der Jagd- und Hühnerhunde, die auf Hitze zu kalt trinken, und dann ausruhen. Sie bekommen gewöhnlich Lähmung der Füße. Ein lauwarmes Ameisenbaad hilft oft.

6. Die Räude. Sie ist oft angeboren, oft entsteht sie aber auch durch üble Nahrung, Erkältung, Unreinlichkeit und schlechtes Wasser und steckt an. Man zählt vier bis sechserley Arten, die kleine rothe, die große, die gemeine und die schwarze Raude. Die röthlichen Bläschen oder Geschwüre kommen bey der ersten Art erst am Halse und am Kopfe zum Vorschein und vor dem Ausbruch der Krankheit schwellen dem Hunde die Füße; die zweyte zeigt sich auch stellenweiße aber in größern Umfange und an mehrern Theilen des Körpers, wobey dem Kranken Kopf, Lenden und Rücken schwellen; die gemeine verbreitet sich mehr im ganzen über den Körper und überzieht denselben mit einer schuppigen Rinde, dagegen die schwarze macht, daß dem Patienten die Haare ausfallen und er ganz nackt wird. Wenn der Ausschlag nicht eitert, so heißt es die trockene und wenn er eitert die fette oder feuchte Räude.

Das Waschen mit den oben Nr. 4. angegebenen Nießwurz-Decoct hilft gewöhnlich. Innerlich giebt man auch bis Erbrechen erfolgt, eine Pille von Nießwurz, und zum Wiederwachsen der Haare reibt man die räudigen abgetrockneten Stellen mit Baumöhl ein. Ich habe auch durch Waschen mit Bleywasser, und wenn dieß nicht half, durch Salben mit Bleyextract, ja bey großen Hunden mit Merkurialsalben die hartnäckigste Räude kuriren sehen.

7. Der Durchfall. Er entsteht gewöhnlich aus Erkältung, veranlaßt oft Entzündungen und steckt an. Bohnenmehl mit Siegelerde oder 2 Thee-Löffel voll Magnesia alba vermischt zu einen Brey gekocht und zum Frühstück gegeben, kurirt die Krankheit gewöhnlich. Ein Brechmittel von 10 bis 12 Gran Ipecacuanha im Anfang der Krankheit ist auch dienlich. Der Hund darf blos gute Suppen mit Schöpsenfett geschmelzt fressen, bis sich der Leib verstopft.

8. Die Verstopfung. Dieß Uebel erkennt man an den vielen unnatürlichen Bewegungen der Hunde, um den Unrath von sich zugeben, und es ist besonders bey jungen gewöhnlich. Die Purganzen Nr. 1 helfen gewöhnlich. Ist sie hartnäckig und mit Colikschmerzen verbunden, so giebt man ein Klystier von einer Handvoll Kamillenknospen, 3 Quentchen Eibischwurzel, 5 Quentchen Fenchelsaamen in Wasser gekocht, durchgeseiht und 4 Loth Leinöhl und ein Theelöffel voll Salz hinzugethan.

9. Harnverhaltung. Man schreibt sie vorzüglich einer übermäßigen Erhitzung zu, wodurch eine Anhäufung von Blut und zäher Feuchtigkeit, eine krampfhafte Bewegung in den Nieren und Uringängen erzeugt und dadurch das Harnlassen erschwert wird. Man giebt dem kranken Hunde ein Clystier wie oben angegeben, macht ihm von Kamillenblumen in Milch geweicht einen warmen Umschlag um den Leib und setzt ihm lauwarme Ziegenmilch, in welcher man zerquetschten Hanfsaamen ausgedrückt hat, zum Saufen vor.

10. Der Blutfluß. Hetzhunde, besonders Windhunde, die sich zu sehr anstrengen und erhitzen, speyen und niesen Blut aus, welches theils aus der Lunge, theils aus den Blutgefäßen des Kopfs, Halses oder Schlundes entspringt.

Man nimmt 1 Scrupel Salpeter
10 Gran Krebsaugen,
10 Gran Terra de Catechu,
8 Gran Alaun,

mit Trojant, Honig oder Syrup zu einer Pille geformt, und giebt dem Kranken täglich eine, bis das Uebel vorüber ist.

11. Der Husten. Entweder zäher Magenschleim, der im Schlunde einen Reiz verursacht oder eine andere von plötzlicher Erhitzung und Erkältung entstandene Stockung in der Lunge sind die Ursache. Der erstere Fall ist mit Heiserkeit und Würgen verbunden, und ein Trank aus Essig und Honig, wovon der kranke Hund alle drey Stundeu einen Eßlöffel bekommt, curirt ihn gewöhnlich. Der zweyte Fall hat Engbrüstigkeit und kurzen Athem zum Begleiter. Man nimmt alsdann süße Mandeln (keine bittere) zerstößt diese, thut etwas Mohn und Brunnenwasser dazu, und macht eine Milch daraus, in welche man zwey Gran Kampfer, und 8 Gran Salpeter thut und den Kranken alle zwey Stunden einen Eßlöffel voll giebt. Auch in seine Suppe und in sein Getränke kommt etwas Essig.

12. Die Würmer. Es sind dieß Rund- und Bandwürmer. Junge Hunde werden vorzüglich damit geplagt. Unlust, Schwindel, Heißhunger, konvulsivische Bewegung und vorzüglich Beißen in die linke Seite des Unterleibes sind die Anzeigen davon. Man nimmt 8 Gran Sabadillensaamen und Kapseln (Semen et Capsul. Sabadillae) und 8 Gran Gummi guttae praepar. mit einer kleinen Mischung von Rhabarber zu einer Pille gemacht. Diese Arzney braucht man sechs bis acht Tage hinter einander und laxirt denn den Hund mit Glaubersalz und Rhabarber.

Andere nehmen 1 Scrupel Wermuthsaft.

1 Scru-

1 Scrupel Leberaloe
2 Scrupel Hirschhorn,
2 Scrupel Schwefel, machen dieß mit Nußöl zu einer Pille und geben es dem Hunde, wie oben, ein.

13. Die sogenannte Hundeseuche. Sie äußert sich anfangs in Verdrossenheit, welche in Lähmung der Hinterfüße übergeht, die oft der Hund bloß hinter sich drein schleppt und endigt sich gewöhnlich mit der Auszehrung. Man purgirt den Hund alle drey Tage und wäscht ihn äußerlich mit nervenstärkenden Spiritus z. B. Melissen- Quendel- oder Rosmaringeist. Ist der Hund viel werth und die Krankheit hartnäckig, so hülle man ihn dabey auch in Tücher und giebt ihm Hollundersaft mit Siegelerde oder Krebsaugen vermischt ein, zur Beförderung der Ausdünstung. Wird die Krankheit, ehe man sie bemerkt bösartig, so müssen dem Hunde unter der Zunge die zwey Adern gelassen werden, daß er hinlänglich blute, alsdann wird folgendes Recept gebraucht.

R. Praecipitat. rub.	4 Gran.
Antim. crud.	4 Gran.
Sal. amon.	6 Gran.
Rad. Rhabarb.	6 Gran.

Alles wird pulverisirt, gemischt, in vier Theile getheilt, und dem Hunde alle Tage oder einen Tag um den andern, je nachdem er von starker Natur ist, gegeben, und man läßt ihn erst etliche Stunden darnach saufen. Wenn man ihm einen Tag um den andern eingiebt, so muß er an dem freyen Tage Leinöhl und zu seiner Nahrung nur Kuhmilch, so wie sie von der Kuh kömmt, erhalten.

14. Mit ihr verwandt aber fast noch gefährlicher ist die Staupe oder der Roß. Sie entsteht von katarrhalischer Materie, Stockung und Verdickung der Säfte und vorzüglich von einem in Magen befindlichen zähen Schleime, der durch Gallenstoff sehr bösartig wird. Entweder die Krankheitsmaterie sucht sich gleich anfangs durch die Nase des Patienten einen Ausweg zu verschaffen oder der dicke zähe Schleim bleibt hartnäckig in den Eingeweiden und Magen zurück, wodurch die Krankheit fast unheilbar wird. Eckel gegen Nahrung, Unlust, trockene heiße Nase, stätes Schnäufeln, Husten, häufige Anwandlung von Erbrechen ohne Erfolg und ohne mehr als hin und wieder etwas zähen Schleim herauszubringen, sind die Zeichen dieser Krankheit.

Es zeigt sich bald, ob die Krankheitsmaterie den Weg durch die Nase nehmen oder im Innern wüthen will. Schwellen des Kopfs, geschwollene triefende, oft auch eiternde Augen, dicker Ausfluß aus der Nase, Betäubung, Schwindel, stinkender Athem sind im ersten — Lähmung an den Rücken, und den Hintertheilen, Abzehrung besonders in den Weichen, Zuckungen, Convulsionen sind im letzten Fall die nie ausbleibenden Erscheinungen. Bey dem schwächern Grad der Krankheit giebt man den Patienten entweder 3 — 6 Gran pulverisirte weiße Nieswurz mit Milch ein, eine Pille von 6 bis 8 Gran Ipecacuanha, die man

man in mehrere kleine zertheilt und in Zwischenräumen bis zum erfolgten Erbrechen giebt; dann gießt man ihm täglich einigemal ein Paar Tropfen Kienöhl in die Nase. In zweyten Fall, wenn sich kein Ausfluß an der Nase zeigt, wäscht man ihn mit dem oben Nr. 4. angegebenen Decoct von weißer Nießwurz und giebt ihm täglich ein Pulver von 6 Gran Antinium crudum. 3 Gran Merc dulc. 4 Gran Herbae Belladon.

Doch muß man bey dem Einschütten der Arzneyen vorsichtig und mit Handschuhen zu Werke gehen, weil der Speichel im höchsten Grad der Krankheit sehr giftig und der Patient oft mit der stillen Wuth behaftet ist. Absonderung desselben ist ohnehin nothwendig.

Andere nehmen 80 Gran zerstoßene Baldrianswurzel
30 Gran Tollkraut in 5 Gran goldfarbenen Spießglasschwefel in Wasser des Morgens auf einmal eingegeben.

Wenn Zuckungen an einem oder dem andern Theil entstehen, so zieht man in der Gegend desselben ein Haarseil, das mit einer reizenden Materie bestrichen und in Terpentinöhl getränkt ist, und giebt dem Hunde etliche Tage hinter einander folgendes Pulver in Wasser ein: 30 Gran gestoßene Wolverley Wurzel, eben so viel Tollkraut, und 6 Gran Bisam.

Da die Hunde diese Krankheit nur einmal bekommen, so kann man ihnen die Rotzmaterie mit Erfolg, wenn sie ein halb oder drey Vierteljahr alt sind, einimpfen, wo sie sehr leicht durchkommen.

15. An diese Krankheit gränzt die allergefährlichste die Wuth, Tollheit oder Wasserscheue. Diese hat wahrscheinlich eben die Quelle wie die vorhergehende, nur daß hier vielleicht die Menge, Schärfe und Bösartigkeit der Säfte eine größere Zerstörung in der thierischen Oekonomie zu Wege bringt; Große Erhitzung und Erkältung, Mangel des Saufens, stinkendes Fleisch in heißen Tagen, heftige Zahnschmerzen und öftere Versagung der Begattung sollen Gelegenheitsursachen seyn. Auch will man neuerlich die Bemerkung gemacht haben, daß angebissene und verschluckte gemeine Kröten (Rana Bufo) diese Wirkung hervorbringen *).

Man unterscheidet zwey Gattungen 1) die hitzige (reißende, fahrende) und 2) die stille Hundewuth, welche letztere sich zwar schwächer äußert, aber wie traurige Erfahrungen gelehrt haben, kein bösartiges Gallenfieber, sondern eine wahre ansteckende Tollheit ist.] Beyde kündigen sich anfangs bloß als Unpäßlichkeiten an, die sich durch Traulichkeit, verlorne Eßlust, heftigen Durst, Schlafloßigkeit, Auffahren im Schlummer, Verstecken, Zwang der Ausleerungskanäle, trockner weißer Nase, gebrochnen trüben Augen, schielenden Blick, Gleichgültigkeit gegen seinen Herrn und verlornes Bellen äußern. Bey der hitzigen bemerkt man dabey noch etwas Bosheit, Schnappen nach Fliegen, Schmetterlingen, Hühnern, freundlich thun gegen andere Hunde und plötzliches Anfallen derselben,

Lau-

*) s. Reichsanzeiger 1801 Nr. 20. Wird die Kröte blos vom Hund so gereizt, daß nur etwas von ihren beizenden Säften ihn in den Mund kommt, so kränkelt er nur, und bricht sich; beißt er sie aber, und bekommt mehr Gift in sich, so wird er toll, und verschluckt er sie ganz, so wird er zwar auch toll, allein er stirbt auch bald.

Laufen des Mundes und ein ganz ungewohntes, oft trotziges Betragen gegen seinen Herrn. Das Steigen und Zunehmen der Krankheit, oder die zweyte Periode derselben wird bey beyden Gattungen durch Unruhe und Schüchternheit sehr auffallend. Das Auge ist starr und wild; der Kopf schwillt um die Augen und Backen; die Zunge entzündet sich und ist feuerroth; das Maul geifert; der Kranke hängt den Kopf zur Erde, knurrt, bellt aber gar nicht; kennt seinen Herrn nicht mehr; verabscheuet das Saufen; fällt sichtbar ab, und schleicht beständig mit schielenden Blicken und abwärts gekrümmter Ruthe herum. Der wirkliche Ausbruch zeigt sich bey beyden Gattungen auf verschiedene Weise. Bey der hitzigen Wuth ist das Auge glühend wild, die Pupille weit ausgedehnt, der Rachen offen und voll Geifer, die Zunge aus dem Halse hängend und bläulich, die Ruthe stark zwischen die Hinterfüße eingeklammert; im Freyen läuft der Hund durch dick und dünn, fällt Menschen und Vieh, fällt alles an, was ihn in den Weg kommt, und endigt gewöhnlich nach 9 Tagen sein Leben unter den fürchterlichsten Convulsionen, Heulen und Schmerzen. Nicht bloß der Biß, sondern auch der äußern Haut mitgetheilte Geifer ist ansteckend. Einen mit der stillen Wuth befallenen Hund schäumt das Maul ebenfalls, die Augen sind aber trübe und gebrochen, die Zunge ist blau; er taumelt anfangs, schnappt ohne zu beißen um sich, läuft dann weniger eilfertig und immer neben den Wegen weg, taumelt vor sich hin, und beißt nur was ihm gerade aufstößt, und stirbt später als den neunten Tag, aber plötzlich. Was er blutig beißt, wird ebenfalls mit der Wuth befallen, doch ist sie nicht so gefährlich, und soll auch nicht so bald als jene ausbrechen. Hunde, bey welchen man obige Anzeigen gewahr wird, schießt man, um der Gefahr auszuweichen, da mir mehr als ein trauriges Beyspiel für die Besitzer derselben bekannt ist, todt. Wer seinen Hund für zu kostbar hält, muß ihn gleich in Sicherheit bringen; alsdann giebt er ihn in der ersten Periode ein aus 8 Gran weißer Nießwurz und 8 Gran Ipacacuanha zur Pille geformtes Brechmittel in mehrere Theile getheilt, bis die gehörige Wirkung erfolgt. In der zweyten Periode zwey Gran mineralogischen Turpith in Verbindung mit 10 bis 12 Gran gereinigten Salpeter oder Cremortartari in Pillenform, und zwar wiederholt bis zum Wirken. Bey der erfolgten Besserung giebt man dem kranken Hunde dicke saure Milch.

Ist ein Hund von einem tollen gebissen, so wäscht man die Wunde mit Essig und Wasser rein aus, scarificirt sie dann, d. h. ritzt sie hin und wieder mit einer Lanzet oder scharfen Messer, erweitert sie, bestreut sie mit spanischen Fliegenpulver und legt ein aus Zwiebel oder Knoblauch, Honig, Salz und Mehl bereitetes Zugpflaster darauf, um durch diese Behandlung das Gift aus der Wunde zu bringen und von dem Uebergange ins Blut abzuhalten.

Zuweilen scheinen alle angepriesene Mittel nichts zu helfen.

Daß das Ausschneiden des sogenannten Tollwurms zur Verhütung des Tollwerdens nichts hilft und nur ein unnützes Accidenz des Schäfers oder Feldmeisters ist, brauche ich jetzt kaum mehr zu erwähnen. Es ist dieß ein Zungenband, oder eine Sehne, die unter der Zunge liegt, die bloß den Thieren, die zur Hundegattung gehören, als Wölfen und Füch-

sen

sen eigen ist und darzu dient, ihnen ihre besondere Art des Saufens, das im geschwinden hin und herziehen der löffelförmig gebeugten Zunge besteht, zu erleichtern. Man macht also durch diese Operation den Hunden nicht nur vergebliche Schmerzen, sondern auch ein beschwerliches Saufen. Ueberdem sind auch die traurigsten Beweise von der Trüglichkeit dieses vermeinten Vorbeugungsmittels bekannt genug.

16. Augenkrankheiten, die meist von scharfen verdorbenen Säften herrühren. Sie sind

a. Entzündung. 1 Loth Glaubersalz und Rhabarber so wie Salpeter in Wasser aufgelöst und zum Getränke gegeben und äußerlich einen Umschlag vor der Stirn von Brodkrumen mit Essig angefeuchtet ist von gutem Erfolg.

b. Triefende Augen. Reinigungsmittel und äußerlich aufgelegte Lappen mit 2 Loth Rosenwasser und 5 Tropfen Bleyessig. Auch bloßes Wasser von faulen Borsdorferäpfeln hilft.

c. Ein Fell auf den Augen. Eine halbe Drachme Rindergalle, 10 Tropfen Fenchelöhl, 1 Unze Honig und 12 Gran pulverisirter Safran als Salbe von Zeit zu Zeit in das Auge oder den Winkel desselben gestrichen, verbunden mit einer Purganz, die man einen Tag um den andern giebt. Gewöhnlich blasen die Jäger solchen kranken Hunden klares Schiefermehl in die Augen, oder bestreichen sie mit Iltisfett.

17. Ohrenkrankheiten. Sie entstehen ebenfalls von zähen verdorbenen Säften, von Erkältung u. s. w.

a. Harthörigkeit. Diät und dann und wann ein Reinigungsmittel von Glaubersalz und Rhabarber.

b. Geschwulst. Man spritzt dem Hunde lauwarme Milch, in welche eine Handvoll Kamillen und ein Eßlöffel voll Honig abgekocht ist, in die Ohren ein. Geht der Geschwulst in Eiterung über, so muß das Ohr mit Essig ausgewaschen werden.

c. Der Ohrwurm oder Ohrenkrebs. Es zeigt sich an einem oder beyden Ohren an der Spitze im Anfang ein Geschwulst, der in eine aufgefressene Wunde übergeht. Das öftere Berühren mit Höllenstein, oder Austräufeln von Terpentinspiritus und tägliches Auswaschen mit aufgelösten klaren Vitriol hilft. Ist der Krebsschaden schon hartnäckig, so hält man das Ohr in siedend heiße Butter oder schneidet die Stelle aus.

18. Nasengeschwüre. Sie entstehen von scharfen Feuchtigkeiten des Kopfs. Ein Reinigungsmittel von Löffelkraut und Brunnenkresse so viel als man zwischen die Finger faßt, mit einer kleinen Beymischung von Honig abgekocht und den Kranken einen Tag um den andern einen Eßlöffel voll eingeschüttet und äußerliche Umschläge davon helfen gewöhnlich.

19. Halsgeschwüre, die mit dem Schwämmchen auf der Zunge Aehnlichkeit haben. 3 Galläpfel, ein Weinglaß voll Essig, etwas verbranntes und pulverisirtes Papier, 1 Drachme Sal ammoniacum vermischt und mit einen Pinsel die Geschwüre bestrichen.

20. Der Kropf, ein Halsgeschwulst, der von stockender Feuchtigkeit herrührt, die eine widernatürliche Ausdehnung der Haut verursacht. Man zertheilt anfangs diesen Geschwulst durch in Essig getauchte Linsen. Sonst braucht man innerlich die bey Menschen gewöhnlichen Kropfpulver.

21. Gegen die Zahnkrankheit, welche vorzüglich jungen Hunden nach dem ersten halben Jahre befällt, und woran mehrere sterben, weiß man noch kein sicheres Mittel.

22. Warzen, Blutgeschwüre und Flechten vertreibt man durch öfteres Waschen mit Aqua phagedaenica, das aber nicht abgeleckt werden darf, weil es innerlich giftig ist.

23. Geschwüre anderer Art. Man zieht sie mit einem Umschlag aus Mehl, Honig und gebratenen Zwiebeln auf, und befeuchtet sie dann oft mit Goulardischem Wasser.

24. Verrenkungen. Man zertheilt den Geschwulst leicht durch 1 Quartier Weinstein, ein halb Quart weißen Wein und 1 Loth Salmiac. Ist kein Geschwulst da, so reibt man den leidenden Theil mit einer aus Oel und Schweinfett bereiteten Salbe. Maulverrenkungen, die bey Packer- und Hetzhunden vorfallen, heilet man mit warmen Umschlägen von Kamillen, Hollunderblüthen, Salbey und Majoran in Milch gekocht und öfteres Waschen des Halses und der Kinnladen mit Essig, Kamillen und abgekochter Schafgarbe.

25. Wunden. Sind dieselben nicht gar zu tief, und der Hund kann sie mit seiner Zunge erreichen, so heilt er sie dadurch von selbst. Sonst curirt man sie wie bey Menschen. Gewöhnlich hilft, wenn der Hund gute Säfte hat, die Auflegung eines Blattes von Braunkohl, der Saft davon, oder die Sauerkrautsbrühe. Wider Brandschäden macht man einen Umschlag von Bierhefen, oder legt eine Salbe aus Baumöhl, süßer Sahne und Bleyweiß auf.

§. 310. Feinde.

Mücken, Stechfliegen (Conops) und Bremsen (Tabanus) plagen sie sehr. Sie setzen sich ihnen vorzüglich gern in Gesellschafft an die Ohren, saugen das Blut aus, verursachen dadurch Entzündung dieser Theile und Grind. Die Hunde sind vor diesen Verfolgern sicher, wenn man sie mit Wasser bestreicht, worin bittre Mandeln und Wermuth zerrieben sind. Die gelblichen Kuhmilben (Hundeläuse, Hundezecken Acarus Ricinus) fressen sich den jungen Hunden, die nicht reinlich gehalten werden in die Haut, sogar in die Ohren und verursachen Ausschlag. Auch die röthlichgrauen Hundemilben (Acarus Reduvius) die sich oft zur Größe einer Saubohne voll Blut saugen, die Flöhe und Zangenläuse (Riciuus) die ihnen oft kahle Flecken fressen, sind ihnen zur Plage.

Man trifft auch zuweilen Filzläuse (Pediculus pubis) und zwar in Menge auf ihnen an. Gegen alle diese Feinde badet man die Hunde in Seifenwasser und bestreicht sie darauf mit Wasser, in welchen grüne Wallnußschaalen abgesotten sind.

In den Eingeweiden plagen sie dreyerley Arten von Bandwürmerm (Taenia), Spring- und Spulwürmer (Ascaris) s. Krankheiten Nr. 12.

§. 311. Jägerbeobachtungen.

Man würde ein ganzes Buch von Beobachtungen schreiben können, die die Jäger über gute Jagd- und Hühnerhunde zu machen Gelegenheit haben. Man hört ihrer bey allen Jagden eine Menge. Ich will um doch die Rubrik zu füllen, nur zwey gleichsam zur Probe anführen.

1. Nicht bloß in den uncultivirten warmen Ländern, sondern sogar in Deutschland hat man Beyspiele, daß Hunde verwildert sind. Am Harz lief vor etlichen Jahren einmal eine Hündin ihrem Herrn weg, wölfte im Freyen, und die Jungen wurden wahre Jagdhunde, die sich von der Jagd nährten und zu allerhand Jagdbetrachtungen Anlaß gaben, ehe sie auf der That ertappt wurden.

2. Ein Hühnerhund stand ein Feldhuhn, es wurde geschossen, er griff zu, fieng aber dafür ein anderes, da er dieß apportiren wollte, stieß er auf mehrere, stand plötzlich mit dem Huhn im Rachen vor, bis der Jäger wieder laden und schießen konnte, alsdann gieng er ab und brachte das gefangene Huhn.

§. 312. Nutzen und Schaden.

Wie nützlich der Hund dem Menschen sey, läßt sich schon daraus schließen, daß sich ihm der Mensch schon in den ältesten Zeiten wegen seiner Gelehrigkeit und Treue allgemein zugesellet und ihm einen vorzüglichen Platz unter seinen Hausthieren angewiesen hat. Man braucht sie zum Schutz der Menschen, Thiere, Häuser und Güter, die Viehheerden in Ordnung zu erhalten, zum Karren- und Schlittenziehen, zum Bratspieß und Schleifstein drehen, und was uns vorzüglich angeht, zur Jagd. Sie zeigen das Wild an, spüren und suchen es auf, verfolgen, packen, fangen es, bringen es zum Schuß u. s. w., ja sind dem Jäger so nothwendig, daß es zum Sprichwort geworden ist: der Hund macht den Jäger. Sie suchen Trüffeln. In Norwegen gewöhnt man sie zum Vogelfang und zum Klettern auf solche steile Anhöhen, wohin ihnen kein Mensch folgen kann. Ein einziger Pachter hält sich auf 16 solcher kleinen, geschmeidigen, krummbeinigen Vogelhunde, die ihm oft sehr viel eintragen. Sie lassen sich sogar zum Fischfang abrichten.

Nicht bloß im Leben, sondern auch noch im Todte werden sie dem Menschen nützlich. Das Fleisch ist wohlschmeckend, und in Ostindien, China, Guinea, Grönland, der Tataren, Barbarey, hält man ganze Heerden, die man mästet, schlachtet und ißt. Und es scheint in der That, als wenn die Natur uns durch ihre starke Vermehrung ein schickliches und wohlfeiles Nahrungsmittel hätte anbieten wollen.

Man

Man hält zwar vom Hundefette nicht viel mehr, doch soll es von verschnittenen Hunden ausgelassen bey innerlichen Gebrechen gute Dienste thun, und der Landmann braucht es noch, wie er sagt, mit guten Erfolg, wenn er sich verhoben hat, Blut speyet und bey Verletzung innerer Theile. Es schmeckt wie Gänsefett. Es soll auch in der Hektik so wie ein genossener Hundebraten gute Dienste thun.

Die Haut liefert weißgegerbt gute Handschuhe und roth gegerbt Schuhe und Stiefeln. Aus den behaarten Fellen machen die Grönländer, Neuseeländer und Lappländer Bettdecken, die Kamtschadalen die prächtigsten Staats- und Festtagskleider, auch die Chinesen schätzen sie und kaufen von den Russen oft das Stück für einen Rubel. Man beschlägt auch Stühle damit, macht Reisekûssen, Tabacksbeutel und Mützen davon, und die Kirschner verarbeiten die wolligen Felle zu Unterfutter, Budelmützen, Müffen und Handschuhen. Strümpfe von Fellen und Haaren kaufen die Podagristen gern und die Haare einiger als der Seidenpudel geben seine Hüte, Strümpfe und Salleisten an manche Tücher. Wo viel Saffian bereitet wird, wie in Frankreich und der Levante werden viel Hunde bloß um ihres scharfen Kothes willen gehalten, den man auf die Fleischseite legt und das Haar der Felle wegbeizet.

Zwar sind nicht mehr, wie sonst, so viele innere Theile des Hundes als Heilmittel gewöhnlich. Allein deshalb sind doch die Hunde auch in der Arzneykunde von Nutzen. Bey Koliken von Erkältung verschafft ein lebendiger junger Hund queer über den Leib gelegt durch seine sanfte Erwärmung große Linderung. Bösartige Flechten und Engbrüstigkeit hat man glücklich damit vertrieben, daß man junge Hunde mit ins Bette nahm. Sie bekommen dieselbe Krankheit und die Kranken genesen. Eben so sind Lähmungen der Arme geheilt worden, indem man einen Hund auf den leidenden Theil band. Die Schmerzen des Podagras sollen durch Lecken der Füße gelindert, aber dadurch der Hund oft contract werden. Eben dieß Lecken heilt Wunden und Geschwüre. Bey jungen Müttern, an denen das Geschäfft des Säugens noch nicht recht von statten gehen will, leistet ein noch blinder junger Hund gute Dienste, theils den zu starken Zufluß von Milch wegzusaugen, theils die zu tief liegenden Brustwarzen in die Höhe zu ziehen und in Gang zu bringen.

Welche Vortheile hat ferner die Zergliederungskunst von den Hunden erhalten? An lebendig zergliederten Hunden lernen meist junge Aerzte den innern Bau des thierischen Körpers, den Mechanismus des Athemholens, den Umlauf des Bluts, die Reizbarkeit der Nerven u. d. gl. kennen.

Wenn der Hund nicht der Gefahr ausgesetzt wäre toll zu werden, so würde sein Schaden gegen den Nutzen, den er uns leistet, für gar nichts zu achten seyn. Allein auch dieß Unglück kann der Mensch durch gehörige Vorsicht verhüten, so wie seine Anfälle gegen Fremde und Thiere, wenn seine heftigen Leidenschaften und Naturtriebe in ihm erwachen.

§. 313. Jägersprache *).

A. Allgemeine Ausdrücke bey den Hunden **).

Das Männchen heißt Hund; das Weibchen Hündinn, Bätze.

Das Gebiß, oder der Biß ist das Maul.

Lappen sind die hängenden Oberlefzen; der Hund ist daher gut oder wohl belappt.

Fänge — die Zähne besonders die Eckzähne.

Ein Behang — die hängenden Ohren.

Gut oder wohl behangen ist der Hund, wenn er breite und lang herabhängende Ohren hat.

Ruthe — der Schwanz.

Läufe — Beine; Fuß — der unterste Theil an jedem Lauf; Klauen die Zehen mit den Krallen; die Ballen sind unter den Füßen; die kleine innere Klaue an den hintern- oder auch zuweilen an den Vorderläufen — die Afterklaue; der Auswuchs hinter dem untersten Gelenke jedes Vorderlaufs — der obere Ballen oder Oberballen.

Das Zeugungsglied an männlichen Hunden heißt das Feuchtglied, der vordere Theil desselben die Ruthe, und der hintere das Geschröt, die Nieren oder Testikeln; am weiblichen Hunde — die Schnalle.

Das Gesäuge sind die Brüste.

Der Fraß — das Futter des Hundes.

Der Hund nimmt den Fraß — frißt nicht.

Er schlägt an, giebt Hals, ist laut, giebt aus statt er bellt.

Er fängt oder giebt einen Fang statt er beißt.

Die Losung sind die Exkremente; wenn er sie von sich giebt, so löset oder leert er sich, auch wohl er leert sich aus.

Er feuchtet statt er pisset.

Der Hund ist schlecht bey Leibe statt mager; wenn er dick und fett wird, so legt er auf, und wenn er fett ist, so hat er gut aufgelegt oder ist gut bey Leibe.

Ist der Hund oft verdrossen, so ist er läunisch.

Er riecht nicht, sondern hat eine Nase; er hat eine gute oder schlechte Nase oder Suche, d. h. einen guten oder schlechten Geruch.

Er windet oder hat in dem Winde, wenn er etwas durch die Luft, insbesondere durch den Wind wittert. Hiebey trägt er gewöhnlich den Kopf in die Höhe, welches heißt: er trägt die Nase hoch.

Die Hunde beißen sich einander nicht, sondern würgen sich.

Die

*) s. auch des zweyten Theils dritten Abschnitt.

**) Nach Herrn D. Wilkens Anfangsgründen der weidmännischen Sprache. Braunschweig. 1801.

Die Zeit der Hitze ist die Begattungszeit.

Aeußert die Hündin den Begattungstrieb, so wird oder ist sie hitzig, sie fängt an sich zu streichen oder sie streicht sich. Hierbey schwillt ihr die Schnalle an; fließt Schweiß aus, so färbt sie, und dieß ist der Zeitpunkt, wo man die Hunde zuläßt.

Das Begatten der Hunde heißt: sie belaufen sich oder sie hängen. Hierbey belegt oder bedeckt der Hund die Hündin.

Wird die Hündin zur Zeit der Hitze von den Hunden entfernt, daß sie sich nicht belaufen kann, so läßt man sie die Hitze oder schlechthin verliegen.

Aeußert sich der Begattungstrieb bey der Hündin nicht mehr, so ist ihre Hitze vorüber oder sie ist nicht mehr hitzig, oder sie hat verstrichen.

Sie hat bezogen, wenn sie trächtig worden ist.

Sie bringt keine Junge, sondern wölft oder schüttet aus. Die Anzahl der Jungen heißt der Wurf; und die jungen Hunde heißen auch wohl junge Wölfe.

Das Haus, worin die Hunde aufbewahrt werden, heißt das Jägerhaus, auch Rüdenhaus; die Hundeställe in demselben die Zwinger.

Sie sind in denselben nicht an Ketten befestigt, sondern stehen an der Kette.

Setzt ein Hund dem Wilde nach, so verfolgt er es. Er hält an, wenn er dem Wilde, das er verfolgt, nachsetzt, ohne sich durch etwas stören zu lassen. Giebt er beym Verfolgen aus, so jagd er laut. Bekommt er das verfolgte Wild, so holt er dasselbe ein. Er faßt es, wenn er es anpackt. Beißt und reißt er ihm beym Fassen ein Stück Wildpret aus, so reißt er an. Frißt er es hingegen an, so schneidet er an. Zieht er es aber nur zu Boden, ohne es zu beschädigen, so wirft er es.

Der Hund hat Recht, wenn er thut, was recht ist, und es wird ihm Recht gegeben, wenn er deshalb geliebkoset wird. Thut er aber etwas, worüber er gescholten oder auf andere Weise hart behandelt wird, so wird er gestraft oder bestraft.

B. Von den besondern Ausdrücken.

1. Bey dem Leithunde.

In der Regel wird der männliche Leithund Gesellmann, Sullmann, Geselle, Mann, und der weibliche Häle, Hele, Hela genannt.

Das Halsband heißt die Halse oder Halsung.

Der Strick, woran der Leithund geführt wird, das Hängeseil.

Anhalsen — das Hängseil mit dem Halse anthun, und abhalsen — abnehmen.

Das Hängeseil wird in einen Bund zusammengeschlagen, welches die Docke heißt, und wenn der Weidmann diese Docke am Hängeseil macht, so dockt er das Hängeseil auf.

Der Leithund wird nicht angeführt, sondern gearbeitet. Dieß Arbeiten heißt das Behängen, und die Zeit, wenn behängt wird, die Behängezeit.

Ist ein junger Leithund so alt, daß er gearbeitet werden kann, so ist er führig.

Der Leithund wird an das Hängseil gefaßt, nicht genommen oder geknüpft.

Er geht nicht mit dem Jäger zur Jagd, sondern es wird mit ihm ausgezogen.

Er zieht nicht das Hängseil sehr steif, sondern er legt sich recht ins Hängeseil.

Er ist recht gängig im Hängeseil, wenn er an dasselbe gewöhnt ist, sich recht hineinlegt, und immer sucht.

Entdeckt er eine Fährte und nimmt sie an, so fällt er an; beriecht er sie, so nimmt er die Witterung davon; steckt er die Nase recht in die Fährte, so greift er mit der Nase in die Fährte oder den Boden oder er hält sie in dieselbe; fällt er die Fährte hitzig an, und sucht munter darauf fort, so ist ihm die Fährte gerecht; hat aber das Gegentheil statt, so ist sie ihm nicht gerecht; fällt er alle Fährten richtig an, so übergeht er nicht; man läßt ihn schießen, wenn er auf der Fährte fort will und man ihn mehr von dem Hängseil durch die Hand laufen läßt. Er muß angehalten werden, wenn man das Hängseil festhält, daß er auf der Fährte stehen bleiben muß. Hierbey muß er mit in die Höhe gerichteten Kopfe vor der Fährte stehen, und mit der Nase dahin weisen, wohin die Fährte läuft — er muß zeichnen. Thut er dieß, so zeichnet er. Findet man, daß der Leithund richtig auf einer Fährte ist, so wird er mit einem abgebrochenem Eichen- und Buchenzweige um die Augen und mit der rechten Hand an der rechten Seite des Leibes gestreichelt, oder im erstern Fall mit einem Bruche und im zweyten schlechthin abgeliebelt. Die Handlung selbst heißt das Abliebeln. Wird die Fährte verfolgt, so wird mit ihm nachgehangen; und die Handlung selbst heißt das Nachhängen. Wenn man weit genug nachgehangen ist, so wird der Leithund von der Fährte oder schlechthin abgetragen d. h. er wird in die Höhe gehoben, davon weggetragen und in einiger Entfernung wieder auf den Boden gesetzt. Diese Handlung selbst heißt das Abtragen. Kommt der Leithund von der Fährte ab, so wird, um wieder darauf zu kommen in die Queere durchzogen d. h. es wird mit ihm vorgegriffen — das Vorgreifen. Wenn er mit dem Hängeseil so umzogen wird, daß er auf der Fährte dahin, woher sie kommt, suchen muß, und man ihm schießen und zeichnen läßt, und abträgt, so wird er auf die Wiederfährte oder den Absprung gearbeitet. Wird er dabey mit dem Kopfe dahin gewandt, woher die Fährte kommt, so wird er nach der Wiederfährte gewendet. Dreht er sich nachher von selbst auf der Widerfährte, so springt er wieder oder ab — der Wiedersprung, Absprung. Wird die Fährte nach dem Absprunge dahin verfolgt, woher sie kommt, so wird mit dem Hunde auf der Widerfährte nachgehangen — das Nachhängen auf der Wiederfährte. Wird der Leithund auf der Wiederfährte wieder umgedreht, daß er den Kopf dahin kehrt, wohin die Fährte geht, so wird er nach der Fährte gewandt.

Ein

Ein Leithund, der nicht zum Widersprunge angeführt worden, ist nur auf die Fährte oder Nachfährte gearbeitet.

Fällt ein Leithund Fährten an, die er nicht anfallen soll, so wird er mit dem Hängeseil davon abgezogen und mit Worten gestraft. Will er nicht recht folgen, so wird er mit dem Hängeseil geschnellt d. h. auf dem Rücken geschlagen und gezupft.

Wenn er bald dieß- bald jenseits der Fährte sucht, so schwärmt er.

Er wird genossen oder benossen gemacht, wenn ein Hirsch oder eine Sau geschossen und verkrochen, alsdann der Leithund auf die hitzige Fährte unter der gehörigen Vorsicht bis zu dem erlegten Wilde gearbeitet, abgetragen, nicht weit davon angebunden und ihm dann das Geräusch, der Schweiß, auch wohl ein wenig Wildpret zum Genuß gereicht wird.

Es wird vorgesucht, wenn mit einem gearbeiteten Hunde vor dem Holze hergezogen und untersucht wird, was hinein oder herausgewechselt ist — der Vorsuch. Die Zeit, wenn mit einem solchen Leithunde vorgesucht wird, heißt der Besuch. Ist so um ein Holz herumgezogen und es ergiebt sich, daß Wild darin steckt, so ist dieß Wild zu Holze gerichtet; und ist dieß geschehen, so ist bestätigt. Ist vorgesucht und bestätigt und es geschieht am folgenden Tage ein Gleiches, so ist erneuert oder verneuert.

2. Bey dem Saufinder.

Er heißt auch Sabeller.

Er wird nicht abgerichtet, sondern gearbeitet.

Man nimmt ihn nicht an die Fangleine oder den Birschriemen, sondern faßt ihn daran.

Der Weidmann führt ihn nicht wohin, sondern zieht mit ihm wohin.

Wenn man ihn losläßt, daß er herum suchen soll, so heißt dieß streichen lassen.

Bringt er eine Sau dahin, daß sie vor ihm bleibt, so stellt er sie. Hierbey verbellt er sie. Ermuntert man ihn dabey durch den Zuspruch zum Packen, so wird er gehetzt.

Es wird genossen oder Benossen gemacht, wenn man ihn die vor ihm todtgeschossenen Sau tüchtig würgen läßt.

3. Bey dem Hetzhunde.

Diese Hunde heißen auch Rüdenhunde oder Rüden. Die stärksten und grimmigsten, die auf Sauen gebraucht werden insbesondere Saurüden.

Eine Hatze ist eine Anzahl solcher Hunde, die zugleich auf eine Sau gelassen werden. Die plumpen und starken Hunde dabey heißen schwere, und die feinen und schwachen leichte. Zur Leibhatze gehören die, welche unmittelbar um den Fürsten oder Herren der Jagd sind.

Die Hatzen werden nicht wohin geführt, sondern ziehen dahin.

Der Hatzhund wird gehetzt oder darauf gehetzt, wenn er auf irgend ein Thier unter Zusprechen losgelassen wird.

Er packt das an, worauf er gehetzt wird. Wird ein junger Hund an zahmen Vieh gelehrt, richtig zu packen, so wird er eingehetzt.

Wenn der Saufinder eine Sau gefunden hat, die nicht weicht, und man zieht dann mit einer Hatze so nahe, daß diese das Ausgeben des Finders hört, und hetzt sie: so wird auf den Boll oder Ball gehetzt. Kommt die Hatze nicht zu der Sau, die der Finder verbellt, so hat sie den Boll oder Ball verfehlt.

Wird auf eine rege gemachte oder losgebrochene Sau, die allein ankömmt, gehetzt, so wird auf den Kopf gehetzt. Haben die Hunde hierbey die Sau nicht recht gesehen und sie nicht bekommen, so haben sie sich verschossen. Man pflegt die Hatzhunde auf Schweine mit Jacken oder Panzern d. h. Ueberzügen zu versehen, und sie heißen alsdann bejackte oder bepanzerte Hatzen.

Sie verfangen oder verbeißen sich, wenn sie sich an einem Wilde so eingebissen haben, daß sie die Fänge nicht wieder losbringen können. Wird ihnen dann das Maul aufgebrochen, daß sie loslassen müssen, so werden sie abgebrochen.

Sie werden genossen oder benossen gemacht, wenn ihnen von dem abgefangenen Wilde, das sie hetzten, das Geräusch und der Schweiß gegeben wird.

4. Bey dem Schweißhunde.

Der Schweißhund wird gearbeitet.

Er wird an den Birschriemen oder die Fangleine gefaßt, nicht genommen, und wird daran geführt.

Er wird auf den Schweiß gelassen, wenn er auf den Schweiß eines angeschossenen Thiers gebracht und ihm zugesprochen wird, denselben zu verfolgen. Er geht auf den Schweiß, wenn er ihn annimmt und verfolgt. Ist Wild angeschossen, und der Hund wird auf den Schweiß gelassen und derselbe mit ihm verfolgt, so wird mit dem Schweißhunde oder auf den Schweiß nachgehangen oder nachgesucht.

Wird der Schweißhund von dem Riemen oder der Fangleine gelassen, so wird er gelöst.

Die Hetze fängt an, wenn auf den Schweiß nachgegangen ist und der Hund zum Verfolgen und Stehen des Wildes gelöset wird.

Es wird gehetzt, wenn der gelöste Hund das Wild laut verfolgt. Bringt der Schweißhund das angeschossene Wild zum Stehen vor sich und giebt davor aus, so stellt er es. Das Ausgeben selbst heißt das Verbellen. Der Hund steht bey dieser Handlung vor dem Wilde.

Fin-

Findet der Spürhund das angeschossene Wild, wenn solches schon geendet hat und steht davor mit Ausgeben, so verbellt er todt.

Packt er ein angeschossenes Wild an, und zieht es nieder, so wirft er es.

Ein solcher Hund, welcher gewöhnlich von großer Race ist, heißt ein Werfer.

Der Schweißhund bekömmt den Genuß oder wird genossen oder benossen gemacht, wenn er beym Ausbruch des Wildes den Schweiß erhält.

5. Bey dem Jagdhunde.

Jagdhunde mit einer hellen gut klingenden Stimme haben einen guten Hals; mit einer feinen Stimme heißen sie feinhälsig, mit einer groben grobhälsig, und mit einer doppelten doppelhälsig.

Der Jagdhund wird gearbeitet.

Zwey oder drey an einander gekettete Jagdhunde heißen ein Kuppel Jagdhunde. Die Halsbänder nebst den Ketten heißen die Kuppel, und wenn die Hunde dadurch zusammen gebunden werden, so werden sie gekuppelt; werden ihnen hingegen die Kuppel abgenommen, so werden sie losgekuppelt.

Werden 1 oder 2 junge Hunde täglich etliche Stunden mit einem alten zusammen gekuppelt, daß sie sich an die Kuppel gewöhnen, so werden sie kuppelbändig gemacht.

Man setzt junge Jagdhunde in Athem, wenn sie, um an das anhaltende Laufen gewöhnt zu werden, täglich und jedesmal etwas weiter gekuppelt ausgeführt werden, daß sie allezeit in einem etwas schnellern Trabe neben dem Pferde herlaufen müssen.

Wenn jungen Hunden durch einen alten das Jagen gelehrt wird, so werden sie eingejagt. Geben sie hierbey auf die Nachtfährte des Wildes Hals, so sind sie vorlaut oder weidelaut. Wird aber der alte Hund laut und die jungen laufen zu ihm und thun dasselbe, so schlagen sie bey.

Werden Jagdhunde beym Jagen still, so haben sie verlohren.

Sie überrollen oder überschießen, wenn sie zu hitzig gerade aus jagen, ohngeachtet sich das Wild zur Seite gewandt hat.

Jagen sie so lange fort, bis das Wild erlegt, zu Bau, oder so ermüdet ist, daß sie es fangen können: so halten sie an.

Ein Jagdhund, der seine Jagd vollkommen macht heißt ein zuverlässiger Jagdhund.

Ein Jagdhund ist nicht 1, 2, 3, 4 u. s. f. Jahre alt, sondern er steht im ersten, zweyten, dritten u. s. w. Felde.

Er wird genossen gemacht oder bekömmt den Genuß, wenn ihm das Gescheide des erlegten Wildprets gegeben wird.

6. Bey dem Hühnerhunde.

Dem Hühnerhunde wird die Ruthe nicht abgehauen, sondern abgeschlagen.

Er wird gerichtet, angeführt oder dressirt, und zwar mit einem Stricke, welche die Dressir- oder Richtungsleine heißt.

Hartnäckige Hunde werden mit den Korallen, d. i. mit einer Schnur hölzerner Eyer, die mit Stacheln durchkreuzt sind, und als Halsband angemacht werden, gerichtet. Auch bloße Halsbänder mit Stacheln nennt man Korallen.

Der Hühnerhund wird gestraft, wenn man ihn mit der Dressirleine zupft.

Wenn er beym Suchen die Nase nicht auf den Boden hält, so sucht er mit hoher Nase oder trägt die Nase hoch. Im Gegentheil trägt er die Nase niedrig oder sucht mit niedriger Nase. Das Benehmen beym Suchen heißt die Suche desselben.

Ein Hühnerhund, der mit hoher Nase sucht, nimmt den Wind des Wildes auf; thut er es mit niedriger Nase, so nimmt er mehr die Fährte als den Wind auf.

Er hat eine gute Suche oder seine Suche ist gut, wenn er anhaltend von der rechten Seite nach der linken und umgekehrt und mit hoher Nase sucht; dahingegen ist seine Suche schlecht oder er hat eine schlechte Suche, wenn er gerade aus sucht und dabey die Nase niedrig trägt.

Sucht er zu weit vom Jäger, so nimmt er zu viel Feld ein; sucht er aber nicht weiter als höchstens 10 — 15 Schritt vom Jäger, so hat er eine kurze Suche oder er sucht kurz.

Zeigt er durch sein Benehmen, daß er die Gegenwart des Wildes bemerke, so hat er das Wild in der Nase oder Wind von dem Wilde; er zieht dann an, wenn er sich demselben in grader Richtung und behutsam nährt, und zieht nach, wenn er dem vor ihm aufgegangenen Wilde auf der Fährte nachfolgt. Ist er aber nicht behutsam und macht, daß das Wild aufsteht oder weggeht, so hat er das Wild aufgejagt.

Steht leicht vor ihm Wild auf und er setzt sogleich nach, so prellt oder setzt er nach.

Verhält sich der Hühnerhund in der Nähe des Wildes ohne alle Bewegung, sieht bloß nach der Gegend hin, wobey gewöhnlich der eine Vorder- oder Hinterlauf in die Höhe gehoben ist, so steht er oder steht er vor. Hierbey zeichnet oder marquirt d. h. zeigt an, wo das Wild vor ihm befindlich ist.

Verfolgt er das Wild, das ihm vorkommt, ohne sich an das Rufen oder Pfeifen seines Herrn zu kehren, so jagt er. Er jagt dabey laut oder mit Halse oder still. Kommt er im Gegentheil auf das Pfeifen und Rufen seines Herrn, so hat er Gehorsam oder Appell.

Faßt

Faßt der Hühnerhund das, was hingeworfen oder geschossen ist, und hebt es in die Höhe, so nimmt er es auf. Bringt er es, so apportirt er oder trägt auf.

Wird ihm in einer seiner Verrichtung vom Jäger zugerufen, daß er zurückkommen muß, so wird er abgerufen oder vor dem Wilde weggenommen.

Kommt er auf eine Fährte und bleibt auf ihr, so nimmt er die Fährte auf.

Schleicht er einer Hasenfährte nach und verfolgt alle Wendungen, so schlägt er Haaken.

Steht er vor Hühnern und springt auf den Zuruf des Jägers zwischen dieselben um sie aufzustüben, so springt er ein.

Quetscht er angeschossenes Wild, so drückt er es, beißt er es aber todt, so würgt er es.

Zieht er dem geschossenen oder gefangenen Wilde die Wolle oder Federn aus, so berupft er es.

Er geht Wasser, wenn er in Sümpfe, Teiche und überhaupt ins Wasser geht, darin sucht, und das angeschossene Wild herausholt.

Wenn er seine Arbeiten ohne Fehler verrichtet, so ist es ein fermer Hund.

7. Von dem Windhunde.

Ein Windhund, dessen Füße ausgedehnt und breit sind, hat Gänsefüße.

Eine Anzahl von drey Windhunden, die auf ein Wild losgelassen werden, heißt ein Strick Windhunde oder Winde.

Der Windhund wird eingehetzt. Er wird strickbändig gemacht, wenn man ihn gewöhnt, sich auf den Zuruf an den Strick nehmen und beym Pferde herführen zu lassen.

Der Riemen, an welchem der Strick befestigt ist, vermittelst welchem ein Strick Winde geführt wird, heißt der Hetzriemen.

Dieser Hund wird nicht zum Jagen ausgeführt, sondern man reitet mit ihm hetzen.

Wenn drey Windhunde gewählt werden, daß sie zusammen hetzen sollen, so werden sie in Einen Strick genommen.

Werden sie gelöset, so wird angehetzt. Das Jagen selbst heißt die Hetze.

Wenn ein junger Hund, der ein Paarmal zu weit angehetzt worden ist, dem Wilde nicht mehr nachsetzen will, so ist er verhetzt; verliert er bey einer etwas langen Hetze die Kräfte, so ist er außer Athem gekommen, und wird zu viel und zu oft mit ihm gehetzt, daß er bey einer etwas langen Hetze außer Athem kommt, so ist er überhetzt.

Springt ein Windhund über das gehetzte Wild weg, so schießt er drüber fort.

Wenn die beyden äußern Hunde so hetzen, daß das Wild auf keiner Seite fortkann, sondern immer vor dem mittlern Hunde bleiben muß, so rahmen sie das Wild.

Wenn ein Windhund das aufgejagte oder aufgehende Wild sogleich sieht, und es stetig in den Augen behält, der äugt gut.

Der Windhund läuft.

Er fängt oder nimmt, wenn er das gehetzte Wild ergreift.

Er reißt, wenn er das genommene Wild anschneidet.

Ein Windhund, der selbst nicht reißt, auch es den beyden andern nicht erlaubt, heißt der Retter.

Der Windhund ist vollkommen, wenn er gut äuget, gut läuft und gut nimmt.

8. Bey dem Dachshunde.

Der Dachshund wird gerichtet oder angeführt.

Er fährt in eine Dachs- oder Fuchsröhre ein, wenn er hineinläuft.

Er wird angehetzt, wenn ihn zugesprochen wird, einzufahren und den Dachs oder Fuchs aufzusuchen.

Er kriecht, wenn er angeführt ist, in die Röhren der Baue einzufahren.

Er hat Neigung zur Oberjagd, wenn er lieber außerhalb den Bauen sucht, als kriecht.

Findet er einen Dachs so, daß er auf ihn trifft, so kommt er vor.

Er liegt vor, wenn er so vor dem Dachs im Bau kommt, daß dieser ihn nicht schlagen, aber auch nicht entweichen kann.

Liegt der Dachshund in einiger Entfernung, so liegt er weit ab.

Er liegt fest vor, wenn er nicht von dem Dachse weicht, sondern so lange bleibt, bis man beym Graben auf demselben gekommen ist; wenn er den Dachs aber verliert, so läßt er ab.

Er wird fest gemacht, wenn er so gerichtet wird, daß er fest vorliegt.

Ein Hund, der laut wird, so bald er eingefahren ist oder einen Dachs oder Fuchs wittert, ist vorlaut.

Er stöbert die Füchse aus dem Bau, wenn er sie herausjagt. Diese Handlung selbst heißt das Herausstöbern.

Er ist von einem Dachse nicht verwundet, sondern geschlagen.

Dachshunde, welche langherabhängende Ruthen führen, haben Otterruthen.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Vom Frett oder Kaninchen-Wiesel. Nr. 28.

§. 314. Namen, Literatur, Nachweisung der Abbildung.

Es heißt noch: Furett, Frettele, Frettchen, wilde Wiesel, Waldwiesel, gelbes oder weißes Wiesel, wildes Iltiswiesel, Kaninchenjäger und Frettmarder.

Mustela Furo. Gmelin Lin. I. 1. p. 97. n. 8.
Furet ou Furet-putois. Buffon hist. nat. VII. 209. T. 25 26. Ed. de Deuxp. p. II. T. 7. f. 1. 2. Uebers. v. Martini IV. 178. 180. Taf. 64. 65.
Das Frett. v. Schrebers Säugeth. III. 488. Taf. 133.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. II. 305. Nr. 200.
— Bechsteins N. G. Deutsch. I. 305. Taf. 5.
— Goeze's Europ. Fauna. I. 298.
— Döbels Jägerpr. II. Kap. 65
— v. Mellins Anweis. zur Anl. einer Wildb. S. 323
— v. Wildungens Taschenbuch. 1801. S. 11. Taf. 2.
— Donndorfs zool. Beytr. I. 301. Nr. 8.
Ferret. Pennant's hist. of Quadr. II. 40. Uebers. v. Bechstein II. S. 364. Nr. 241.

§. 315. Classification.

Gerade wie beym Iltis. Nr. 19.

§. 316. Kennzeichen der Art.

Der Kopf ist schmal und läuft spitzig zu; der Leib lang und schlank, die Farbe blaßgelb mit weiß überlaufen; der Augenstern roth.

§. 317. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Dieß Thier hat die größte Aehnlichkeit mit dem Iltis, daher es auch einige für *eine* Abänderung desselben halten; doch unterscheidet er sich dadurch, daß der Körper schlanker und gestreckter, der Kopf schmäler und die Schnauze spitziger ist. Es hat auch 15 Rippen, da der Iltis, so wie der Stein- und Baummarder nur 14 haben, und im Brustbein ist ein Knochen mehr. Die Länge des Körpers ist ein Fuß zwey Zoll, des Schwanzes sieben Zoll; die Höhe acht Zoll. Bau und Anzahl der scharfen Zähne wie beym Iltis; die Augen klein, trübe und hellroth, ein Zeichen seines gezähmten Zustandes, so wie bey dem zahmen Kaninchen; die Ohren weit, rund und aufrecht; die Füße niedrig und mit weißen Krallen versehen; die Grundhaare sind wie am Iltis gelbwollig mit darzwischen stehenden lan-

langen Stachelhaaren; die Farbe ist im Grunde blaßgelb, oben oder an der Spitze weiß, daher wie mit weiß überlaufen. Man kennt auch Abänderungen: 1) mit kastanienbraunen Spitzen der Rückenhaare, und weißer Zeichnung am Kopfe; 2) mit diesen Farben geschäckte. Beyde Varietäten soll man besonders unter dem männlichen Geschlechte finden, und es sollen eigentlich Bastarte vom Iltis und Frett seyn, die sich gern mit einander begatten.

Das Weibchen ist merklich fast ein Drittheil kleiner als das Männchen, nicht so lang, nicht so stark, besonders am Kopfe und Halse, und nicht so hoch.

Man giebt es gewöhnlich für ein träges und zorniges Thier aus, so daß es statt wie andere Thiere dieser Gattung eine große Beweglichkeit und Leichtigkeit in dem Gebrauche seiner Gliedmasen zu zeigen, nur langsam herum schleiche entweder fresse oder schlafe, und zwar das letztere oft lange und tief. Allein dieß findet nur da statt, wo sie zu enge eingekerkert sind, und sich nicht viel Bewegung machen können. Hat man sie in einem großen Zimmer, so sind sie so munter und hurtig wie der Iltis, necken sich einander, zanken sich, jagen mit größter Lebhaftigkeit nach einem zu ihnen gethanen lebendigen Raube, beißen sich um denselben, spielen mit den Kindern u. s. w.

Die Geschicklichkeit, die es für den Jäger die Kaninchen aus den Bauen zn treiben beweißt, ist bloß angebohrner Naturtrieb; diese Thiere machen sein Hauptnahrungsmittel aus, und es ist ihr Erbfeind; denn es lernt seinen Herrn sogar schwer oder oft gar nicht kennen. Es giebt besonders im Affecte einen starken widrigen Bisamgeruch von sich. Seine Stimme ist ein gewisses Murren. Sein Leben dauert 12 bis 14 Jahre, wenn es gut gewartet wird.

§. 318. Verbreitung und Aufenthalt.

Das eigentliche Vaterland dieser Thiere ist die Barbarey, wo es noch wild angetroffen werden und dem Namen Nimse führen soll. Da es ein natürlicher Feind der Kaninchen ist, die sich in Spanien ungeheuer vermehrt hatten, so brachte man es aus Afrika zuerst dahin, von wo aus es sich durch den ganzen gemäßigten Theil von Europa verbreitet hat, so daß man es allenthalben bey demjenigen Jäger findet, der auf seinem Reviere wilde Kaninchen hat. Man hält sie paarweise in Tonnen, Kisten und mit Drath vergitterten Käfigen, in welchem man ihnen ein Lager von Werch, Stroh, Heu u. d. gl. bereitet. Hat man mehrere, so giebt man ihnen ein Zimmer ein, in welches man einzelne kleine Verschläge macht, worin die Weichen ihre Jungen zur Welt bringen. Da sie aus einem warmen Clima stammen und bloß Hausthiere sind, so können sie auch im Winter nicht in der freyen Luft aushalten, und müssen daher in mäßig erwärmte Stuben gebracht werden.

§. 319.

§. 319. Nahrung.

Man füttert sie gewöhnlich mit Semmel, Brod, und Kleye in Milch geweicht. Allein von diesem Futter bekommen sie sehr oft den Durchfall, und daher entstehen die häufigen Klagen, daß sie nicht gut fortzubringen wären. Um dieß zu verhüten und sie stärker und raubbegieriger zu machen, giebt man ihnen denn lieber Fleisch von Tauben, Kaninchen, allerhand Vögeln, auch Kalbfleisch. Um die Jagdlust bey denselben zu unterhalten, läßt man zuweilen ein Kaninchen oder einen Vogel zu ihnen, welchen sie jagen, fangen und denen sie das Blut aussaugen. Merkwürdig ist, daß sie auf dem Blutgenuß gleich sehr böse werden, und man sich daher vor ihnen in Acht zu nehmen hat. In der Wildniß, sagt man, daß sie kleine vierfüßige Thiere, die in Höhlen leben, Vögel, Fische und Schlangen fressen. Auch sollen sie den Honig lieben; doch haben Versuche an unsern zahmen gezeigt, daß er ihnen nicht wohl bekömmt, und daß sie daran sterben, woraus man aber freylich keinen Schluß auf ihren wilden Zustand machen kann. Sie fassen ihren Raub im Genicke und saugen ihm so das Blut aus. Wie erpicht sie auf Kaninchenblut sind, kann man daraus sehen, daß sie, wenn man ihnen einen jungen Huud, Katze oder Vogel vorhält und sie aus dem Schlafe weckt, sie sich gar nicht darnach umsehen, dahingegen sie auch mit halb verschlossenen Augen gleich über ein vorgehaltenes Kaninchen herfallen und dasselbe würgen.

§. 320. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Gewöhnlich begatten sich diese Thiere des Jahrs zweymal und das Weibchen geht in der Hitze dem Männchen sehr nach, da es sonst bey andern Raubthieren der umgekehrte Fall ist. Es trägt sechs Wochen und wirft gewöhnlich fünf und sechs, doch auch sieben bis neun blinde Junge, die es zuweilen gleich nach der Geburt wieder auffrißt. Das trächtige Weibchen wird von den andern abgesondert und in den oben erwähnten Verschlag gesteckt, der mit Heu ausgefüttert ist. Nach sechs Wochen läßt man es mit den Jungen wieder heraus unter die andere Gesellschafft. Merkwürdig ist, daß manchmal die Jungen fast drey Wochen blind liegen und also in dieser Zeit die Augen zu ihrer künftigen Lebensart vorbereitet werden. Doch scheint auch hier sehr viel auf die Pflege anzukommen, so daß sie in größerer Freyheit auch eher sehende Junge, nach zehn bis vierzehn Tagen erhalten. Nach vier Wochen kann man die Jungen von den Alten wegnehmen, und sie mit Semmeln und Milch auffüttern. Nach der sechsten Woche gewöhnt man sie aber, um sie stark und gewandt zu erhalten, gleich ans Fleisch.

Daß sie sich gern mit dem Iltisse begatten, und besonders die Weibchen ohne Scheu demselben nachgehen, ist oben schon erwähnt worden. Es entsteht daraus eine Mittelart, die besonders die Engländer sehr lieben, weil sie sagen, daß dieß weit zahmere Frettchen gäbe, die zwar nicht so gierig auf die Kauinchen, aber desto geschickter wären, sie aus ihren Höhlen zu treiben. Von dieser Erfahrung behauptet man aber in manchen Gegenden Deutsch-

Deutschlands das Gegentheil, solche Bastardten werden gewöhnlicher nicht so zahm, und frettiren nicht so gut, weil sie viel häufiger die Kaninchen anfressen und nicht wieder aus dem Bau wollen. Man hat sie daher auch allenthalben wieder abgeschafft. Vielleicht liegt aber der Grund dieser wiedersprechenden Erscheinung in der Behandlungsart von Jugend auf.

§. 321. Krankheiten.

Sie sind oft dem Durchfall unterworfen, welcher zuweilen in Ruhr übergeht und ansteckend wird. Man giebt der bloßen Brod- Semmeln- und Milchnahrung die Schuld und sucht dieß, wie oben angegeben worden, durch Fleischspeisen zu verhüten.

Auch sterben sie zuweilen an der Auszehrung.

Es ist mir nicht bekannt, daß man eigene Curmethoden gegen diese Krankheiten anwendete oder angewendet hätte. Wer es versuchen will, der kann gegen den Durchfall das brauchen, was oben beym Hunde angegeben worden, doch, wie sich von selbst versteht, in geringerer Portion.

§. 322. Feinde.

Auf dem Balge findet man zuweilen gelbe Milben.

§. 323. Nutzen und Schaden.

Der Nutzen dieser Thiere besteht eigentlich in einer Art von Kaninchenjagd, welches man das Frettiren nennt. Man kann sie zu allen Zeiten anstellen, thut es aber doch der jungen Kaninchen halber, die gern von ihnen im Bau todt gebissen werden, lieber im Herbst, wenn die Jagd aufgegangen ist. Ihr Wärter muß sie beym Frettiren so gewöhnt haben, daß sie sich von ihm ohne zu beißen angreifen lassen. Man steckt denn eins bis drey in einen mit Heu ausgefüllten Kasten und geht damit zum Bau. Hier nimmt man eins heraus und läßt es hinein, damit die Kaninchen bey Erblickung ihres Erbfeindes die Flucht ergriffen und entweder in ein vorgelegtes Sacknetz laufen, oder vor der Höhle von einem Hunde gefangen oder erschossen werden können. Um die Kaninchen gleich in Furcht zu jagen, hängen einige dem Frett Schellen an, und um ihnen das Anfressen zu verbieten, Maulkörbe. Allein wenn sie ordentlich gewartet und gefüttert werden, so hat man dieß nicht nöthig. Hat man Männchen, die gern morden und das Blut aussaugen, so feilet man ihre Zähne etwas ab, damit sie nicht sogleich Herr über das Kaninnchen werden. Sie bleiben gern im Bau liegen und schlafen, wenn sie schon zuviel gearbeitet haben, oder das Wetter kalt und windig ist. Alsdann hält man ihnen entweder ein Kaninchen in den Bau, wo sie gleich kommen, anbeißen und dadurch aus dem Bau herausgezogen werden können, oder man legt ein Bischen Heu vor den Eingang, dann einen Stein vor, und geht nach etlichen Stunden wie-

wieder hin, so liegen sie gewöhnlich auf dem Heubette, schlafen und man kann sie dann nehmen, in den Kasten stecken und nach Hause tragen.

Daß das Frett der natürliche Feind der Kaninchen sey, erhellet auch daraus, daß sich diese sogleich, wenn sie sehen, daß sie nicht entfliehen können, in einen Winkel stecken, und ruhig und ohne alle Gegenwehr würgen lassen.

§. 324. Jägersprache.

An einigen Orten nennt man das Männchen Bock und das Weibchen Zibbe, sonst werden nur die gewöhnlichen Ausdrücke gebraucht.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Vom Pferde. Nr. 29.

§. 325. Namen, Literatur und Nachweisung der Abbildung.

Das ganze Geschlecht heißt Pferd oder Roß; das männliche Pferd Hengst, das weibliche Stute, das verschnittene Wallach und das junge Füllen oder Fohlen; die andern Namen richten sich nach der Bestimmung, daher Reitpferd, Kutschpferd, Parforcepferd, Schießpferd, Falconierpferd u. s. w.

Equus Caballus. Gmel. Lin. I. 1. p. 209.
Cheval. Buffon h. n. IV. 174. T. 1. Ed. de Deuxp. I. T. 1. f. 1. Martini I. 13. Taf. 1 — 6.
Das gemeine Pferd. v. Schrebers Säugethiere. V. Taf. 309. Das wilde. Taf. 310 das zahme Pferd.
— v. Zimmermanns geogr. Zool. I. 178. II. 79.
— Goeze's Europ. Fauna. III. 313.
— Bechsteins N. G. Deutschlands I. 709.
— Döbels Jägerpr. I. Kap. 163. II. Kap. 43.
— v. Flemmings vollk. deutsch. Jäger I. 299. (mit 2 Abbildungen.)
— Donndorfs zool. Beytr. I. 707.
The Horse. Pennant's hist. of Quadr. I. p. 3. Uebers. v. Bechstein I. S. 1. Nr. 1.
Cours d'Hippiatrique ou Traité complet de la Medicine de Chevaux, orné de 65 planches gravées avec soin. Par M. la Fosse. Hippiatre à Paris 1772. Uebers. von Knoblauch. Prag und Leipzig. 1787. 4 Bände. (Anatomie vortreflich.)

— v. Sind Unterricht in den ersten Wissenschaften eines Stallmeisters. Göttingen. 1770. mit Kupfern.
— Prizelius vollständige Pferdewissenschaft. Leipzig, 1777. m. Kupf.
— v. Reizensteins vollkommner Pferdekenner. Uffenheim, 1764.
— Richters Anweisung zur guten Pferdezucht und Wartung. Halle, 1795.
— Buschendorfs Dictionair für Pferdeliebhaber. Leipzig. 1796.
— D. Robertsons vollständiges Werk über die Pferdewissenschaften berichtigt von Magalla. Breslau 1796.
— Taplin Pferdearzneykunde aus dem Engl. v. Hahnemann. Leipzig, 1796.
— Desselben Stallmeister oder neuere Roßarzneykunde. A. d. Engl. 1797.
(Von dem Jagdpferde eine eigene Abhandlung im zweyten Bande S. 213 - 257.)

§. 326. Classification.

Linne' macht eine eigene Ordnung daraus, die sechste: Thiere mit dem Pferdegebiß (S. 31.) Blumenbach beschreibt es in der achten Ordnung unter den Thieren mit Hufen, (S. 32.) und Pennant in den ersten Abschnitt der ersten Ordnung unter den einhufigen Säugethieren (S. 32.) Es bildet eine besondere Gattung. (S. 80.)

§. 327. Kennzeichen der Art.

Es hat kurze spitzige Ohren, am Halse eine Mähne und einen überall langbehaarten Schweif.

§. 328. Gestalt und Sitten des männlichen und weiblichen Geschlechts.

Schon die gewöhnliche Achtung und Aufmerksamkeit, womit dieses schönste aller vierfüßigen zahmen Thiere von jeher von den Menschen ausgezeichnet worden, verbunden mit der Mühe und Sorgfalt, die man auf seine Erziehung verwendet hat, läßt auf nicht gemeine Vorzüge desselben schließen, und diese hat es auch seit seiner Erhebung zu einem Hausthiere bewiesen. Es ist stark, dauerhaft, kühn, schnell, gelehrig, mit scharfen Sinnen begabt, wachsam, folgsam, treu, anhänglich, sanftmüthig, und stolz vom Ansehen. Kein Thier ist so wie das Pferd mit seines Herrn Leiche verbrannt und beyder Asche zugleich zur Erde bestattet worden, keines Thieres Abstammung wird so wie die der Arabischen Pferde mit Documenten belegt, keins ist so von den größten Dichtern besungen worden, keines ein so allgemeiner Gegenstand der bildenden Künste u. s. w. Keins hat aber auch so sehr seine Vorzüge dem Verluste der Freyheit zu danken als das Pferd. Denn ob man gleich nicht mit größter Gewißheit sagen kann, daß die Pferde, die jetzt noch heerdenweise in Arabien, Sibirien, der großen Tatarey u. s. w. in der Wildniß gefunden werden, die eigentliche wilde Stammrasse sind, so sind sie doch verwildert, wie man von denen in den Schotti-

schen Hochwäldern, und Südamerika u. s. w. gewiß weiß, und zeigen alsdann, wenn sie wieder durch mehrere Generationen in ihren natürlichen Zustand zurückkehren, daß bloß die Cultur und nicht die rohe Natur selbst sie so ausnehmend verschönert und veredelt hat; denn jene Thiere (Equus Caballus ferus) sind meist klein, dickköpfig, struppig, vom schlechtem Wuchs und Form, äußerst wild und unbändig. Da das Thier, durch seinen Körperbau und Stärke, den Menschen gleich als nützlich auffallen mußte, so ist es auch von den ältesten Zeiten der Zähmung unterworfen worden; und daß es den Menschen nützlich werden sollte, ergiebt sich auch aus der Einrichtung seiner Natur, daß es, wie die Menschen, unter allen Himmelsstrichen ausdauern kann und angemessene Nahrungsmittel findet.

Mit einer vollständigen Geschichte des Pferdes würde man ein ganzes Buch füllen können, wie es auch schon von Vielen geschehen ist. Zu gegenwärtiger Absicht wird ein Auszug von allen den verschiedenen Stücken, die zur Kenntniß, Wartung, Erziehung des Pferdes u. s. w. gehören, hinlänglich seyn. Der schöne, nach allen Theilen wohlproportionirte Kopf, der schöne breit aufgerichtete Hals, der lange volle runde Leib mit dem schöngewölbten Hintertheile, die stattlichen Beine, die Mähne als Zierde des Halses, und der lang und dickbehaarte Schweif als Ende des Hinterleibes, alles zeigt die schönste Symmetrie und für das Auge den regelmäßigsten angenehmsten Körperbau an. Auch durch die Farbe zeichnet es sich aus. Man theilt sie in einfache, zusammengesetzte und außerordentliche ein. Zu den einfachen gehören die weißen, isabellfarbigen, braunen und schwarzen Pferde; zu den zusammengesetzten die grauen und wolfsgrauen, und zu den außerordentlichen die Tiger- Schäcken- pfirsichblütfarbenen und Parcellan-Pferde.

So wie Clima, Lebensart, Wartung und Pflege bey den Hausthieren verschiedene Abänderungen hervorbringen, so auch, und zwar in einem vorzüglichen Grade bey den Pferden. Schönheit und Brauchbarkeit desselben erhalten daher ihre mancherley Abstufungen. Man unterscheidet folgende vorzügliche Nationalpferde, welche man alle, mehr oder minder häufig in Deutschland sieht.

1. Die Arabischen Pferde.

Sie sind von mittlern aber vorzüglich schönem Wuchs, mehr mager als fett, geschmeidig, leicht, feurig, stolz und dauerhaft. Man unterscheidet die edlern von den mittlern und schlechten und über erstere hält man ordentliche Stammbäume. Von ihnen stammen die schönsten Pferde in den meisten Ländern her. Die besten sollen von der Zucht der Annecy um Palmyra herum und vom Libanus bis gegen den Horeb kommen. Doch sagt Brüce in seiner Reise nach den Quellen des Nils, daß er die schönsten Pferde in der Welt in Nubien gesehen habe.

2. Die Barbarischen und Persischen.

Von ohngefähr fünf Fuß Höhe, schmächtigem Körper, fast immer grauer Farbe, schönem kleinen Kopf, langem feinen Hals und dünner Mähne.

3. Die Spanischen Pferde besonders aus Andalusien. Von schwerem Körper, großem Kopfe, langen Ohren, starkem und langem Halse, dicker Mähne, breiter Brust und rundem Kreuze, meist schwarz von Farbe, auf der Stirn weiß gezeichnet, von Betragen stolz und kühn, von Gang natürlich, angenehm.

4. Die Englischen Pferde. Von hohem langgestreckten Wuchse, kleinem krummnasigen Kopfe, kleinen steifen Ohren und dünnen Beinen. Sie sollen von Arabischen und Barbarischen Pferden abstammen, und sind wegen ihres festen Trittes, großen Schrittes und wegen ihrer Schnelligkeit, da z. B. ein dergleichen Pferd Sterling, 82 1/2 Fuß in einer Sekunde zurückgelegt hat, bekannt genug. Man braucht sie zur Parforcejagd und in den Zeiten, wo Jagen zu den Hauptvergnügungen großer Herren gehörte, glaubte man, es müßten bloß Englische Pferde dazu gebraucht werden.

5. Die Neapolitanischen Pferde haben einen dicken Hals, großen Kopf und eine krumme Nase und einen guten Anstand, laufen und ziehen gut, sind aber meist boshaft, eigensinnig und ungelehrig.

6. Die Polnischen Pferde gehören zu den kleinen Pferden, die kein ausgezeichnetes Ansehen haben, aber dabey dauerhaft und geschwind, und also zur Jagd vorzüglich gut zu gebrauchen sind.

7. Die Ungarischen sind den Polnischen ähnlich, etwas gedrungener gebaut, aber nicht von der Dauerhaftigkeit. Beyde Rassen machen wilde Gestüte aus, aus welchen sie eingefangen werden müssen.

8. Die Russischen Pferde. Sie sind klein, mit unförmlich langen Mähnen, stark gebaut und dauerhaft.

9. Die Türkischen Pferde. Von dünnem schlanken Halse, langem Leibe, hohem Rücken und dünnen Schenkeln, aber nicht von der Schönheit, wie die Arabischen. Sie sind jachzornig, können aber das Laufen gut aushalten.

10. Die Dänischen Pferde sind volleibig, von schönem Wuchse, dickem Hals und starken Schultern. Es sind dauerhafte Pferde, die einen anmuthigen Gang im Wagen haben, und die Schäcken und Tigerpferde sind unter ihnen gemein.

11. Die Isländischen Pferde. Die kleinste Rasse, mit kurzen steifen Haaren, doch gut proportionirt, dauerhaft aber boshaft.

12. Die Friesländischen Pferde. Die Stellung ist hoch, der Körper stark, der Rücken und das Kreuz breit, Hals und Kopf kurz. Vorzüglich gute Zugpferde.

13. Die Deutschen Pferde. Von starkem Körper und Beinen, großem Kopf, kurzem Hals; starke Pferde zum Ziehen und Reiten. Unter denselben zeichnen sich die krummnäsigen Holsteiner und langgestreckten Mecklenburger vorzüglich auch als schöne Pferde aus. Daß es aber so wenig eigene gute Pferde in Deutschland giebt, kommt von der Einführung ausländischer Beschäler und Zurücksetzung selbst gezogener guter Hengste her. Es ist gar nicht zu läugnen, daß nicht die schlechten ausländischen Beschäler, die man

man herbeyzog, weil es Mode war, fremde Pferde im Gestute zu haben, unsere guten und dauerhaften Rassen verdorben haben.

Beym Kauf eines Pferdes sieht man auf Gesundheit, Brauchbarkeit und Schönheit. Der Wuchs desselben, die gröbern oder feinern Gliedmaßen bestimmen allzeit die Brauchbarkeit. Zu einem Jagd- oder Parforceferd gehört, daß es mehr lang als kurz sey, eine nicht zu breite, aber auch nicht zu enge Brust habe, damit es im Laufen aushalten, auch leicht und schnell laufen kann, das das Maul gut, doch nicht gar zu empfindlich, daß es auch lieber zu langsam als zu hitzig sey, um sich allzeit und gehörig in Bewegung bringen zu lassen.

Zu den Schußpferden, die man beym Pürschen braucht, wählt man welche von mittlerer Größe, damit sich leicht auf- und absteigen und doch auch hinter demselben verbergen läßt. Sie müssen so abgerichtet seyn, daß sie ganz ohne Eigenwillen sind und den Schuß ohne Schrecken hören können.

Falkonier-Pferde sind ebenfalls am besten von mittlerer Statur, festem und leichtem Körperbaue, von Schnelligkeit und Ausdauer. Zu den beyden letztern Arten sind die Polnischen vom größern Schlag die besten, und man liebt dann in der Farbe, damit sie den jagenden Thieren nicht zu sehr auffallen, Braune oder Füchse.

§. 329. Verbreitung und Aufenthalt.

Von der Verbreitung des Pferdes ist oben das nöthige beygebracht worden.

Die Pferde werden gewöhnlich in Ställen gehalten. Diese muß die frische Luft durchstreichen, und wo möglich die Sonne erleuchten; auch dürfen sie nicht in der Nähe von Schweinställen angebracht seyn, weil den Pferden dieser Geruch zuwieder ist. Wo mehrere beysammen stehen, werden eigene Stände nöthig, die 10 Fuß tief, 10 bis 15 Fuß hoch, 6 bis 7 Fuß breit seyn müssen. Der Boden wird zum Abfluß der Feuchtigkeit mit Steinen oder besser mit Holzklötzchen auf die hohe Kante gesetzt, ausgepflastert, die Krippe steht 4 Fuß hoch, die Raufe 1 1/2 Fuß über derselben und die Seitenwände sind ungefähr 4 Fuß hoch. Daß sich der Stand des Pferdes nach seiner Größe richtet, und also darnach etwas verschieden ist, versteht sich von selbst. Reinlichkeit ist eine Hauptsache in Pferdeställen, ob sie sich gleich wenig niederlegen und viele sogar stehend schlafen. Für die Füllen braucht man bis ins vierte Jahr dreyerley Ställe. Einen eigenen für die halb- und einjährigen, einen besondern für die zweyjährigen und einen dritten für die dreyjährigen; bis zum zweyten Jahre brauchen sie aber keine Stände.

§. 330. Nahrung.

Die Nahrung der Pferde ist nach den Ländern, die sie bewohnen, verschieden; in Deutschland ist das gewöhnliche und beste Futter Hafer und Hexel (wo möglich aus Waizen-

zenstroh), vermischt, und Heu. Die Menge des Futters richtet sich nach der Bestimmung und Arbeitsamkeit desselben. Wenn das Karn- und Pflugpferd täglich 12 Pfund Hafer, eben so viel Herel und des Abends bey der Abfütterung 5 Pfund Heu verlangt, so kann ein Reut- oder Kutschpferd, das nicht immer gebraucht wird, mit der Hälfte des erstern Futters und den 5 Pfund Heu des Abends vorlieb nehmen. Man füttert auch im Sommer Klee, Esperserte und Gras, und an einigen Orten ist es sogar gewöhnlich nach der Arbeit die Pferde auf die Weide zu treiben. Man giebt ihnen des Tages drey Mahlzeiten, des Morgens von 4 bis 5 Uhr, des Mittags von 11 bis 1 und des Abends von 7 Uhr an. Alle 14 Tage streut man ihnen eine Handvoll Salz unter das Futter, welches ihre Freßbegierde unterhält und sie vor mancherley kränklichen Zufällen bewahrt. Zu ihren Tranke verlangen sie kühles, reines und helles Brunnen- oder Bachwasser des Tages dreymal.

Das Jagdpferd muß außerdem den Tag vor der Jagd nicht so viel Heu als sonst, aber was davon abgeht, an Körnern zugesetzt bekommen, und am Tage der Jagd vorzüglich spärlich gefüttert werden.

§. 331. Begattung, Vermehrung, Wachsthum und Erziehung der Jungen.

Die Pferde werden erzogen 1) in wilden Gestüten, wo sie Sommer und Winter im Freyen bleiben; 2) in halbwilden, wo sie nur im Sommer auf dem Felde bleiben, und 3) in zahmen Gestüten, wo sie nur im Sommer auf die Weide getrieben werden; und dazu kann man noch setzen 4) in Land- oder Stallgestüten, wo sie nicht auf die Weide kommen.

Wenn man eine gute Nachzucht erhalten will, so muß man die schönsten Zuchthengste und Zuchtstuten wählen und nach der dritten, höchstens vierten Zeugung wieder andere Rassen nehmen, um die ausartende Blutverwandtschaft zu verhüten.

Das Beschälen oder Bedecken der Stuten von dem Beschäler oder Springhengste läßt man entweder im Freyen geschehen, wo man dem Hengste die Wahl der Stuten überläßt oder man läßt ihn aus der Hand beschälen, wo es unter Anführung der Menschen geschieht, wobey die Stute durch Seile um die Hinterfüße und durch ein Kummt vom Schlagen abgehalten werden kann. Diese letztere Art der Begattung zieht man der erstern um deswillen vor, weil man dadurch mancherley übeln Folgen beym Beschälen vorbeugen und auch auf die Verbesserung der Rassen gehörig sehen kann. Ein guter Hengst kann in einem Jahre an 30 Stuten befruchten, man thut aber besser ihn nicht mehr als zwanzig zuzulassen, weil bey dem zu öftern Gebrauch die Säfte schlecht und unvollkommen werden und dieß die Ursache des Blindwerdens so vieler Pferde seyn soll. Die natürliche Begattungszeit scheint in die Mitte des Märzes zu fallen und bis zum Junius zu dauern. Die Stute wird alsdann unruhig, das Geburtsglied schwillt und giebt eine gelbliche Feuchtigkeit, die man die Hitze nennt, von sich, sie wiehert dabey nach den Hengsten und hebt den

Schwanz immer auf. Diese sogenannte Rossigkeit dauert 14 — 21 Tage. Nach 10 1/2 bis 12 Monaten bringt sie ein Fohlen, höchst selten zwey, und die Fohlzeit ist nahe, wenn die Milch fließt und um die Euterwarzen sich zähe weiße Tropfen sammlen. Bey der Geburt muß man dem Fohlen das dunkelröthliche, schwammige, milzartige Gewächs, welches vorne an der Zunge sitzt und Fohlennahrung oder Pferdegift heißt, wegnehmen, damit es dasselbe als schädlich nicht verschlucke und nach der Geburt gleich die schwammigen Ballen von den Fußsohlen abbrechen. Den neunten Tag nach der Niederkunft wird der Regel nach die Stute wieder rossig und läuft dem Hengste zu. Im fünften Monate werden die Fohlen von der Mutter entwöhnt, und sie haben unterdessen sich schon an die andern härtern Futter gewöhnt. Da bey dem Ankauf des Pferdes sehr viel auf das Alter desselben ankommt und dieß vorzüglich an den Zähnen erkennbar wird, so ist nöthig, dieß hier einigermaßen deutlich zu machen. Einige Tage nach der Geburt bekommen die Fohlen zwey Vorderzähne in jeder Kinnlade, bald darauf noch zwey andere, und nach Verlauf von drey bis vier Monaten haben sie alle 6 Vorderzähne in beyden Kinnladen. Nach 2 1/2 bis 3 Jahren kommt der zweyte Zahnwuchs, wo sie diese Vorderzähne in eben der Ordnung wieder verlieren, in welcher sie dieselben bekommen haben.

Bey dem ersten Bruch, oder wie man auch sagt, wenn sie zuzeichnen anfangen, verlieren sie nämlich oben und unten die beyden mittlern Vorderzähne, welche in 14 Tagen durch andere ersetzt sind. Nach einem Jahre verlieren sie die folgenden zwey, und nach 4 oder 4 1/2 Jahren die beyden letzten, welche sämmtlich in jener Zeit wieder ersetzt werden. An diesen letztern, welche man auch Eckzähne nennt, läßt sich das Alter des Pferdes bis zum achten Jahre erkennen, da der schwarze Fleck in ihrer Höhlung (die Bohne oder der Kern) bis dahin sich verlohren hat und die Vertiefung verlöscht ist. Die im vierten Jahre hervorkommende eigentliche Eck- oder Hundszähne bleiben bis zum sechsten Jahre spitzig, bis zum zehnten werden sie aber ganz stumpf und dabey sehr lang. Das männliche Pferd hat überhaupt 40 Zähne. Nach dem zehnten Jahre läßt sich das Alter mit Gewißheit nicht bestimmen, und ein hohes ist alsdann an den sehr langen loßen Zähnen, den verschwundenen Gaumenfurchen und an den Grauwerden über den Augen, um der Nase u. s. w. zu erkennen. Den Stuten fehlen gewöhnlich die Hundezähne oder sie sind doch sehr kurz.

Man hält die Pferde nicht gerne vor dem dritten Jahre zur Arbeit an, läßt sie auch dann erst beschlagen und zwar im Winter an den Vorderfüßen, und im folgenden Frühjahr, wo es nöthig ist, an den Hinterfüßen, wo aber das Eisen nicht aufgebrennt und der Huf äußerlich nicht abgeraspelt werden darf. Reutpferde braucht man nicht gerne vor dem vierten Jahre. Werden sie gehörig in Acht genommen, so können sie 20 — 24 Jahre Arbeit thun und 40 Jahre leben.

Um die Hengste leichter bändigen und da wo es Stuten giebt sie sicher brauchen und reuten zu können, macht man sie zu Wallachen und zwar durch Aetzmittel, Kloppen oder Brennen. Auch das Englisiren wurde sonst mehr als jetzt für eine Schön-

heit gehalten. Man zerschneidet nämlich im 2ten oder 3ten Jahre dem Pferde zwey Zoll vom After die Sehnen des Schwanzes rund herum durch, bindet den Schweif in die Höhe und schlägt ihn nach der Heilung der Wunde 1/2 Fuß von der Wurzel ab, wo alsdann der noch übrige Theil gerade aussteht. Man benimmt aber dadurch den Pferden ein Vertheidigungsmittel gegen die Stechfliegen und andere Insekten, und in England mag diese Gewohnheit wegen des nahe hintereinander Spannens der Fuhrpferde nöthig und dadurch eingeführt worden seyn.

§. 331. Krankheiten.

Die Pferde sind vielen Krankheiten unterworfen, wovon wir nur die vorzüglichsten mit ihren Heilmitteln hier anführen können.

1. Die Druse. Sie kommt von Erkältung, unterbrochener Ausdünstung, besonders im Herbst und Frühjahr, dumpfiger und verdorbener Nahrung, von plötzlichen Uebergang vom grünen Futter zum trockenen und umgekehrt her, und äußert sich durch Trägheit, Traurigkeit, heißern Husten und schleimigen Ausfluß aus der Nase, wenn nämlich der Knoten, der sich unter dem Kinn zwischen beyden Kieferknochen befindet, ausbricht. Die Krankheit hat mit dem Schnupfen die größte Aehnlichkeit, und es scheint daß die vorzüglichste Kur darin bestehen müsse, die Ausdünstung zu befördern. Man hält daher den Stall warm, behängt das Thier mit einer wollenen Decke und giebt ihm kein kaltes Getränke, sondern lauwarmes Wasser mit Gerstenmehl und Honig vermischt. Auch empfiehlt man folgendes Mittel: 1/2 Pfund gestoßene Wachholderbeeren,
1/2 Pfund Quentianwürzel,
8 Loth Galgant,
mit Honig zu einer Latwerge gemacht. Hiervon legt man Morgens und Abends jedesmal eine Wallnuß groß dem Pferde auf die Zunge.

2. Der Rotz, eine gefährliche Krankheit wird von den meisten für ansteckend gehalten, der berühmte Arzt Camper aber glaubt dieß nicht. Einige geben zur Ursache das Saufen von sehr kalten Wasser bey warmer Witterung an, weil das Pferd dabey die Nase ins Wasser stecke, und hier die Schleimhaut, der Sitz der Krankheit, und welche die Höhle der Nase bekleidet, erkältet werde. Oft ist er auch die Folge einer schlechten Behandlung der Druse. An den Kieferknochen seitwärts sitzen ein oder zwey eyrunde Knoten. Fließt die Nase gelbgrünlich oder röthlich, so ist das Pferd fast für verlohren zu achten. Man behandelt die Krankheit im allgemeinen wie die Drüse, und setzt nur zu obiger Latwerge noch 4 Loth Schwefel und Spießglas.

Ein Wirksames Mittel soll noch dieses seyn: Man thut eine hinlängliche Portion Lederkalch in ein Gefäß und gießt allmählig so viel Wasser darauf, als zum Ablöschen erforderlich ist. So wie der Kalch allmählig löscht, gießt man immer mehr Wasser zu, um ihn zu verdünnen, seigert das Wasser durch und tränkt das Pferd damit. Dabey giebt man

man ihm des Tags zwey- bis dreymal folgende Auflösung ein. Man nimmt 40 Gran Mercurium sublimatum corrosivum, löst ihn in 20 Loth Weingeist auf und giebt davon dem Pferde 2 Loth in einem Pfunde abgekochten Leimtranke ein.

Bey Herrn Wierz zu Frankfurth am Main wird auch für 8 Gulden ein geheimes Mittel in einem Topf von 1 1/2 Pfund, das von einem berühmten Stallmeister herrührt und noch nie fehlgeschlagen haben soll, verkauft.

3. Der Wurm oder die Pferdepocken. Es entstehen am Halse, dem Körper oder den Beinen des Pferdes runde oder längliche Knoten, welche aufbrechen, wie Speck aussehen und eine zähe Feuchtigkeit von sich geben. Sind viele Knoten an einer Stelle, so entsteht daraus ein krebsartiges Geschwüre. Fehlerhafte Säfte und fehlerhafte Fütterung und andere unbekannte Ursachen bewirken diese ansteckende und schwer zu heilende Krankheit. Man heile sie dadurch, daß man dem Pferde 4 Pfund Blut aus der Halsader läßt und ihm jeden Morgen 2 Loth von einem Pulver aus fein gestoßenem Pockenholz, Spießglaß und Schwefelblumen von jedem gleichviel eingiebt. Die Geschwüre heilen, wenn man sie mit einer Bähung wäscht, die aus einem halben Quentchen Mercurio sublimato, in 8 Pfund reinem Wasser aufgelöst, besteht.

4. Die Darmgicht (Verstopfung, Kolik). Das Pferd kann nicht misten, windet und wälzt sich und der Bauch schwillt ihm auf. Verdorbenes Futter, versetzte Winde von unrechter Fütterung sind gewöhnlich die Ursachen dieser oft schnell tödtenden Krankheit. Wenn man gestoßene Krebsaugen mit Wein dem Pferde eingiebt, es reitet und nicht hinlegen läßt, so soll es genesen. Man giebt auch Klystiere.

5. Der Durchlauf. Von Erkältung und schlechten Futter. Ein Klystier von 1/2 Pfund Baumöhl mit zwey Eyerdottern und zwey Pfund lauem Wasser und innerlich täglich zweymal 1/2 Pfund Baumöhl mit 1/2 Loth Salpeter und 1 Loth gepülverter Entianwurzel stillt ihn gewöhnlich.

6. Das Blutstallen stillt Raudensaft mit lauem Wein eingegeben.

7. Der Strengel, oder die Bräune, entsteht von einer Entzündung im Halse, wo das Pferd den Hals steif hält und nicht schlucken kann. Die Ursachen sind gewöhnlich plötzliche Erkältung oder stäubiges und beregnetes Futter. Aderlaß und Klystiere, innerlich aber Buttermilch, 2 Loth Salpeter und ein halb Loth Vitriolspiritus unter das Getränke gethan, sind die besten Gegenmittel.

8. Die Rehe (Versangenheit, Verschlagenheit). Sie rührt von Erkältung, übertriebner Arbeit, von Mangel an Bewegung bey starker und überflüßiger Fütterung, von jähling abwechselndem Futter oder einem kalten Trunke nach einer Erhitzung her und zeigt sich als eine gichtische Lähmung und Steifheit an einem oder mehrern Gliedern. Man sucht die stockende Ausdünstung zu befördern und zwar dadurch, daß man das kranke Pferd langsam und egal mit einem Strohwisch reibt, mit einer warmen Decke überlegt und ihm

einen Trank von 2 Loth Hirschhornspiritus, mit etwas Honig von 1/4 Pfund Brandwein versetzt, eingiebt.

9. Der Koller oder Schwindel, den man in den stillen und rasenden eintheilt. Bey der ersten Art ist das Pferd ruhig, hängt den Kopf unter die Krippe, stockt im Fressen, läßt sich den Finger ins Ohr stecken ohne zu schütteln und die Beine ruhig übers Kreuz setzen; bey der andern Art, die gewöhnlich eine Folge der ersten ist, raset und tobt es wie wüthend. Fast unheilbare Krankheiten. Man läßt dem Kranken Ader bis zur Ohnmacht, läßt es hungern, wäscht ihm den Kopf beständig mit kaltem Wasser und setzt ihm ein Fontanell an die Brust. Innerlich bekommt es auch folgende Latwerge: 4 Loth Salpeter, 1 Quentchen Gummi Ammoniacum und Honig so viel als zu einer Latwerge nöthig ist; dann giebt man dem Pferde eine Kugel von der Größe eines Hühnereyes auf einem hölzernen Spatel ein. Man giebt auch folgenden Trank: 4 Loth gereinigten Salpeter; 2 Loth eröffnenden Eisensafran, 12 Loth Brunnenwasser unter einander gemischt und Morgens und Abends die Hälfte eingegeben. Es muß dabey gute Diät gehalten und sparsam gefüttert werden.

10. Der Feivel. Er rührt von unreinem Getränke her und das Pferd bricht oben am Kopfe etwas auf. Man spricht, rother Gundermann dem Pferde in die Nase geblasen, vertreibe ihn.

11. Die Räude oder Schabe vertreibt man mit einer scharfen Lauge von Holzasche, Kalch und Hühnermist, womit man die Stelle wäscht und alsdann eine Decke darüber breitet.

12. Das Feuer. Die Haut liegt scharf auf. 1/4 Pfund Senf, 1/4 Pfund Siebenseide, 1/2 Pfund grauer Schwefel, 1/4 Pfund Lorbeer, 1/4 Pfund Entian, und drey Finger voll Kümmel, davon früh beym ersten Futter und Abends beym letzten einen Löffel voll darunter gegeben.

13. Das Vernageln wird durch gestoßene und aufgelegte Schafgarbe (Achillea Millefolium) gewiß geheilt.

14. Satteldrückungen und dergleichen Verwundungen lassen sich durch folgendes Mittel bald heilen: Alaun, Salmiak, Grünspan, blauer und weißer Calixten-Stein, Weinstein und Englisches Kupferwasser, von jedem für 1 Gr., alles in einen neuen Tiegel zerfließen lassen, in ein starkes Papier gegossen, davon täglich einer Haselnuß groß in Wasser aufgelöst, und den Geschwulst oder die Wunde so lange damit gewaschen, bis der Schade geheilt ist.

15. Die Pferde führen auch zuweilen Leber- Nieren- und Blasensteine bey sich, vorzüglich groß aber sind die Steine, die man in dem Magen und den Därmen findet. Letztere trifft man besonders bey den Müllerpferden an, wahrscheinlich weil sie den ersten Ablauf von den frischgehauenen Mühlsteinen bekommen. Man weiß kein wirkliches Mittel dagegen, erkennt auch die Krankheit gewöhnlich nicht eher, als bis sie tödtlich ist.

Da

Da das Jagdpferd durch die großen Strapatzen, welche dasselbe auszuhalten hat, vorzüglich reine Säfte haben muß, wenn es nicht nach der Jagd mehrerley Krankheiten unterworfen seyn soll, so ist es eine allgemeine Regel, daß dasselbe einige Zeit vorher stark purgirt wird, damit die schädlichen Säfte weggehen. Eine solche Purganz besteht aus Leberaloe 1 1/2 Unze, Spanischer Seife und gepülverter Jalappe von jedem 2 Quentchen, gepülverten Ingwer 2 Scrupel, Anisöhl 40 Tropfen, wozu man so viel Rosen- oder Purgir-Kreuzdorn-Syrup nimmt, als zur Bereitung einer Pille nothwendig ist.

Ferner muß man sich das Pferd gehörig von seinem Unrathe entledigen lassen, ehe die Jagd angeht, dasselbe im Anfang nicht übertreiben, und dann wieder nach und nach in Ruhe bringen lassen. Dauert die Jagd mehrere Tage oder Wochen hinter einander, so muß es an Ruhetagen immer geritten werden, damit es in Bewegung bleibt u. s. w. s. Taplin a. a. O.

§. 332. Feinde.

Ihre stärksten Feinde sind Bären, Wölfe, Löwen, Tyger u. s. w., gegen welche sie sich vorzüglich durch Ausschlagen mit den Hinterfüßen wehren. Außerdem haben sie viel von Insecten und Würmern zu leiden, besonders aber von der After- und Nasenbremse (Oestrus), die die Eyer beym Misten an den After und in die Nase legen, von Stechfliegen (Conops), Bremen (Tabanus), Pferdefliegen (Hippobosca) und Pferdeläusen (Pediculus), von großen Spulwürmern (Ascaris), Haarwürmern (Trichuris), Pallisadenwürmern (Strongylus), Egelwürmern (Fasciola) und Bandwürmern (Taenia).

Waschen mit Tabackslauge hilft gegen die Insecten, die sich auf die Haut setzen. Salz und Weidenblätter sollen die Eingeweidewürmer vertreiben.

§. 333. Nutzen und Schaden.

Der Nutzen der Pferde ist groß.

1) Das Pferd wird zum Reiten gebraucht, und dazu gewöhnlich auf den Reitschulen abgerichtet. Ein Jagd- Parforce- und Schußpferd hat daher auch eine eigene Behandlung nöthig, s. unten. Das Pferd geht beym Reiten den sogenannten Schritt, Trott, Galopp oder Paß.

2) Es muß auch Lasten tragen; dieß geschieht in Mühlen und bergigen Gegenden u. s. w.

3) Zum Fuhrwesen sind die Pferde unentbehrlich. Sie fahren Kutschen, Posten, Güter, Jagdzeuch, und die ökonomischen und Hausbedürfnisse.

4) Man benutzt sie zum Betriebe von Maschinen, wenn man nicht Wasser, Wind oder andere Bewegungskräfte anwenden kann.



5) Sie treiben Wasserkünste und andere Maschinen.

6) Bey den Morgenländern müssen sie dreschen, oder das Getraide austreten, besonders in Persien in der Provinz Derbent. In Spanien müssen sie nach Linne' in den Ziegelscheunen Thon treten.

7) Das Kammfett schmelzen die Feldmeister aus und verkaufen es an die Gerber, Schuster und andere Personen zur Geschmeidigmachung des Leders.

8. Die Harnblase macht man zu Tabacksbeuteln und Ballons, und verbindet auch Gläser und Flaschen damit.

9) Die Sehnen brauchen die Sattler und Orgelbauer, und letztere brauchen sie zum festen Verbande an den Orgelbälgen.

10) Die Milch wird von mehrern Nationen getrunken und die Kalmucken und Tatarn machen ein berauschendes Getränk Kosmos und guten Käse daraus.

11) Der Mist ist ein guter treibender Dünger. Er dient daher zu Mistbeeten, und um aus dem Bley durch die Dünste des Essigs Bleyweiß zu machen. In Schweden und Norwegen füttert man Schafe, Schweine und Kühe, mit etwas Mehl und Kleyen vermischt, damit. Verbrannt wird er zum Salmiak benutzt. Frisch in Wasser eingeweicht und erfrorne Füße darein gesetzt, heilen den Schaden. Der dauerhafteste Ofenkitt besteht aus Pferdemist mit Lehm, Salzwasser, ungelöschten Kalch, Ziegel- und Glasmehl, Hammerschlag, Feilspänen, Reh- und Kuhhorn, frischem Rinderblut und Wasser. Man fängt auch die Maulwurfsgrillen in eingegrabenen Pferdemist.

12) Das Fleisch wird von den Europäern nur im Nothfall bey Belagerungen gegessen; die Negern, Tataren und Kalmucken essen es aber und finden es sehr schmackhaft, letztere, die doch Schafe und Rinder im Ueberfluß haben, ziehen das Fleisch der Füllen doch allen anderm vor.

13) Die Pferdehaut wird zu Sohlen- und Riemenleder und ächten orientalischen Chagrin gegerbt.

14) Die Pferdehaare dienen zu Vögelschlingen, Geigenbogen, gewürkten Halsbändern, Armbändern, Knöpfen, Haarsieben, Angeln, ausgestopften Buchdruckerballen, Matratzen, Betten, Stühlen, Satteln, Polstern, Kissen, Pinseln, Hüten, Perücken, Seilen u. s. w. Ein Roßschweif ist in der Türkey ein großes Ehrenzeichen.

15) Den Huf braucht der Horndreher, Kammmacher, Messerschmied zu Stielen, der Uhrmacher zu den schön gemaßerten Uhrgehäusen; kalzenirt dient er zu dem Berlinerblau und geraspelt als Dünger auf Aecker und Wiesen u. s. w.

16) Von

16) Von den Zähnen braucht man die vordern zum Poliren, die Backenzähne aber zu ausgelegter Arbeit; in Irland macht man auch schöne Knöpfe daraus.

Unter der gehörigen Vor- und Aufsicht thun sie wenig oder gar keinen Schaden. Daß Füllen Gras und Getraide verzehren und zertreten, kann verhütet werden, eben so wie das Unglück, das Reuter und Führer haben können u. s. w.

§. 334. Jägersprache.*)

Bey dem Schießpferde, das kein Schimmel, Schäcke oder Rappe, aber von langem Halse, gemäßigten Naturell, fromm und bey Jahren seyn muß, hat man außer den auf der Reutbahn gewöhnlichen Ausdrücken noch folgende Weidmännische:

Es wird gerichtet oder dressirt durch die aus Stricken gemachte Strickzügel, welche Schießleine heißt, und durch die aus einer ganzen Leine geknüpfte Schießhalfter. Zuweilen werden dazu auch noch lederne Fesseln um die Beine, und ein Schießgurt um den Leib gebraucht.

Es wird getrieben, d. h. der Kopf durch die Schießleine gebracht, daß es in dieser niedergebogenen Stellung neben dem Weidmann zu gehen gezwungen ist — mit der Schießleine gearbeitet d. h. mit derselben so geriegelt, daß der Kopf immer mehr auf den Boden kommt — auf der rechten oder linken Hand getrieben, wenn der Jäger rechts oder links steht — auf die Seite, wenn es seitwärts in die Queere gehen muß — auf die rechte Hand oder rechts getrieben, wenn der Jäger auf der linken Seite steht, und es auf die rechte Seite treibt — auf die linke Hand oder links, umgekehrt.

Es wird gewendet, und zwar auf die rechte Hand oder rechts, oder auf die linke Hand oder links, wenn es sich entweder vorn oder hinten auf die rechte oder linke Seite drehen muß.

Es wird schußfest gemacht, wenn es gewöhnt wird, daß man an allen Orten und Seiten bey demselben schießen kann. Es ist schußfest oder steht vor dem Schusse.

Der Jäger zieht mit demselben an Wild. Die Handlung selbst heißt das Anziehen.

Es wird ihm schön gethan — wenn man es streichelt oder mit Brod oder Hafer füttert.

Man bestraft es mit der Schießleine bey Unarten.

Bey der Parforcejagd u. s. w. s. unten.

*) Wilckens Anfangsgründe der weidmännischen Sprache. S. 265.





